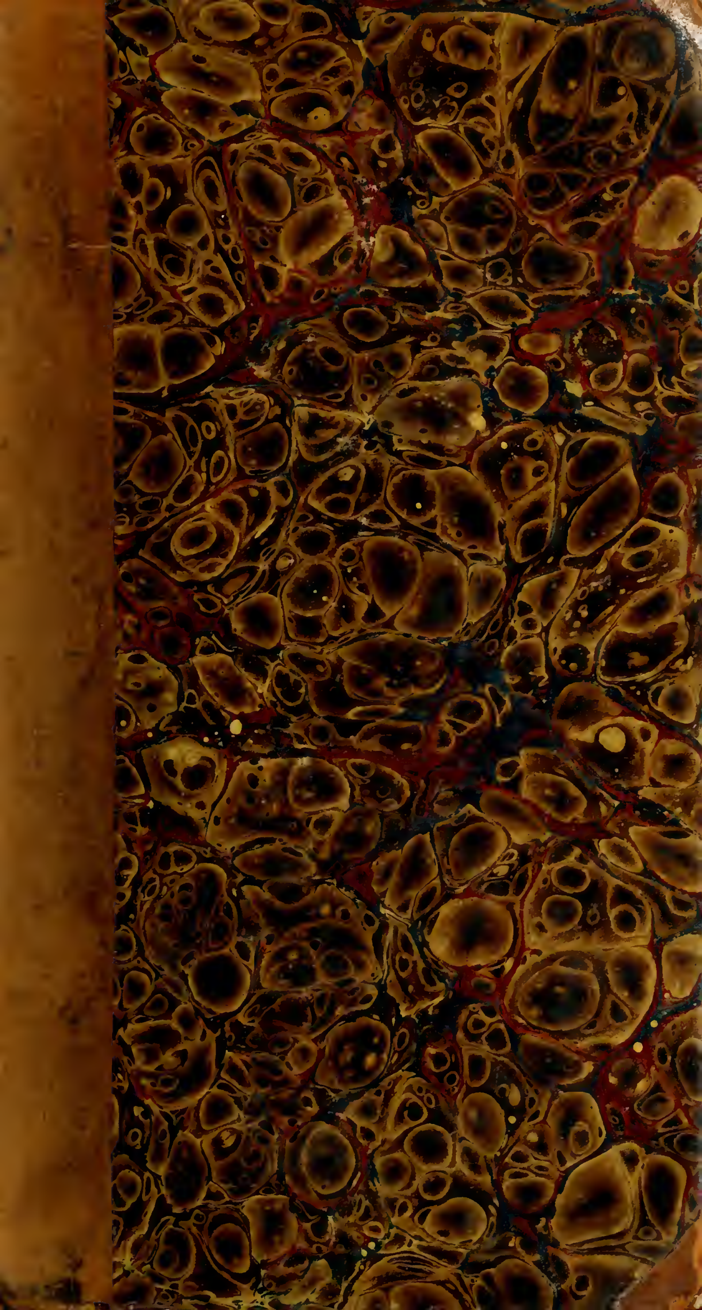


Journal für Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Erster Band.

Mit dem Plan der Schlacht an der Moskwa.

Berlin,
bei Haude und Spener.
1815.

Vorrede.

Ueber den Zweck dieser Zeitschrift.

Zwar fehlt es Deutschland nicht an Zeitschriften historischen und politischen Inhalts; indeß wird der Erfolg zeigen, daß die, von welcher hiermit das erste Heft erscheint, mit den bereits vorhandenen wenig oder gar nichts gemein hat.

Die allgemeine Idee, welche uns bei der Abfassung und Redaction derselben leitet, ist, dem Miscellen-Geist entgegen zu wirken, der sich seit mehreren Jahren nicht nur über Deutschland, sondern auch über ganz Europa verbreitet hat; ein Geist, der so wenig zu dem Wesen der Deutschen paßt, und, wenn er die Oberhand gewinnen sollte, nur damit endigen könnte, die Notiz über die Idee zu erheben und in den Köpfen eine nie erlebte Verwirrung hervorzubringen.

Sofern nun diese Zeitschrift historischen Inhalts ist, soll darin alles niedergelegt werden, was sich auf die großen Begebenheiten bezieht, von welchen wir die Zeugen gewesen sind, oder noch seyn werden. In unserer Ansicht aber giebt es nur eine europäische Geschichte, nicht eine Geschichte der einzelnen Staaten, welche sich auf diesem Erdtheil befinden; wenigstens ist die Geschichte der letzteren so eng in die von Europa verflochten, daß, wenn sie mit einigem Verstand und einiger Unpartheilichkeit geschrieben werden soll, der Rückblick auf den Zusammenhang, worin die Staaten unter einander stehen, in keinem Augenblick fehlen darf. Die natürliche Folge dieser Ansicht ist, daß wir uns nie herausnehmen werden, durch unsere Zeitschrift irgend etwas zu verbreiten, das darauf abzwecken könnte, Leidenschaften irgend einer Art anzuregen. Allen unseren Vorsätzen nach, können wir vielmehr nur darauf bedacht seyn, solche historische Aufsätze zu liefern, die, indem sie Europa als ein großes Ganzes darstellen, recht eigentlich darauf abzwecken, dieses Ganze in Einigkeit und Harmonie zu erhalten. Da übrigens Europa's Machtgebiet weit hinausreicht über die engen Gränzen, in welche die europäische Halbinsel eingeschlossen ist: so werden die Begebenheiten in den übrigen Welttheilen, sofern sie auf Europa zurückwirken, niemals aus der Acht gelassen werden, und das Hauptinteresse dieser Zeitschrift wird wesentlich darin bestehen, die Deutschen, als Bewohner des mittlern Europa, aufmerksam zu erhalten auf Alles, was ihr Geschick bisher bestimmt hat und noch künftig bestimmen wird. Aufsätze, welche dieser Absicht entsprechen, werden dem Herausgeber willkommen seyn und angemessen remunerirt werden.

Was den politischen Theil der Zeitschrift betrifft, so nehmen wir das Wort Politik mehr in dem Sinne der Alten, als in dem der Neueren, ohne jedoch den letztern ganz auszuschließen. Die Alten, vermöge der Natur der Staaten, in welchen sie lebten, ohne alle Idee von einer Vermittelung des vaterländischen Interesse mit dem Interesse des Auslandes, und folglich immer nur darauf bedacht, wie sie das letztere dem ersteren unterordnen wollten — die Alten verstanden unter Politik die Kunst Staaten zu gründen und empor zu halten. Wenn ich nun sage, daß ich das Wort Politik in dem Sinne der Alten nehme: so kommt es mir vorzüglich auf eine Erörterung und Zergliederung aller der Mittel an, welche man in der neueren Zeit angewendet hat, um das Schicksal der Staaten über alles Zufällige zu erheben. In welchem Sinne ich darüber schreiben werde, darüber können die nachfolgenden Aufsätze einen vorläufigen Aufschluß geben. Ob nun gleich diese Art zu philosophiren von der des Zeitalters merklich abweicht: so rechne ich doch darauf, daß sie nicht ohne allen Beifall bleiben werde, da sie so viele Aufschlüsse giebt, deren Wichtigkeit nicht zu verkennen ist und deren Resultate alle Zeitalter interessiren müssen. Besonders wünsche ich mir das Verdienst zu erwerben, daß Deutschland eine Regel kennen lerne, nach welcher es mit größerer Sicherheit über sein Inneres, d. h. über seine politische Gesetzgebung, urtheilen könne. Nicht, als ob ich nicht wüßte, daß hierin sehr viel der Zeit überlassen bleiben muß, die zuletzt das Gute ganz von selbst herbeizuführen pflegt. Indeß wird es immer nicht schaden, daß vorläufig ausgemittelt werde, was seit mehr als einem Jahrtausend den Grund von Deutschlands politischer Stärke und Schwäche ausgemacht hat, und noch ausmacht; es

wird um so weniger schaden, da ich nebenher anzugeben gedenke, auf welchem Wege die Deutschen in der nächsten Zeit zu der Nationalität gelangen können, die in den Wünschen Aller liegt, ohne daß man deshalb dem Ziele näher rückt. Die deutsche Geschichte schließt, wie die Geschichte jedes andederen Staats, einen großen Sinn in sich; wenn dieser aber weniger hervortritt, so ist es die Schuld Derer, welche diese Geschichte geschrieben haben, ohne auf das zurückzugehen, was den von ihnen dargestellten Begebenheiten ihren Charakter gegeben hat. Dieses unbekannte Etwas in ein helleres Licht zu setzen, wird eine von den Haupt-Tendenzen dieser Zeitschrift seyn.

Und so empfehle ich diese Zeitschrift dem deutschen Publikum mit der vollen Ueberzeugung, daß, wenn es sich über den Miscellen-Geist erheben und zu dem Ernste zurückkehren will, der ihm in früheren Zeiten eigen war, es darin die stärksten Aufforderungen zum eigenen Nachdenken über die wichtigsten Gegenstände finden und sich vielseitig belehren werde.

Inhalt des ersten Bandes.

Auszüge
aus Labaume's umständlichem Bericht von dem Feldzuge in Rußland.

Vorerinnerung.

Es ließ sich vorhersehen, daß in Kraft der großen Rückwirkung, welche sich mit der Einnahme von Paris endigte, Vieles zur Sprache kommen werde, was bis dahin unterdrückt war. Je mehr Gewalt Napoleon den Gemüthern angethan hatte, desto freyer mußte sich, nach seinem endlich erfolgten Falle, die Federkraft derselben äußern. Gleich in den ersten Tagen jenes wichtigen Ereignisses, trat Chateaubriant mit einer Vergleichung Bonaparte's und der Bourbons auf. Viele folgten seitdem diesem Beispiele. Die Welt ist dadurch um manche Thatsachen bereichert worden; aber was noch immer fehlt, ist eine gründliche Darstellung der Regierung Napoleons: eine Darstellung, in welcher er, der bis jetzt von dem Partheigeiste als die erste Ursache aller über Frankreich und Europa gekommenen Leiden geschildert worden ist, in derjenigen Nothwendigkeit erschie-

ne, die neben den Abscheu zugleich das Mitleid stellt, und beide Gefühle vermittelt.

Auch über den Feldzug in Rußland ist vor kurzem in der Hauptstadt des französischen Reichs ein umständlicher Bericht erschienen, und, so viel wir wissen, von allen Denen verschlungen worden, welche von den Begebenheiten des Jahres 1812 nicht hinlänglich unterrichtet zu seyn glaubten. Verfasser desselben ist Herr Labaume, einer von den Ordonnanz-Officieren des ehemaligen Vice-Königs von Italien, der gelehrten Welt durch eine abgekürzte Geschichte der Republik Venedig bekannt. Im Großen genommen, verspricht der Titel dieses Werks mehr, als der Inhalt leistet; denn der Standpunkt, von welchem aus Herr Labaume die Begebenheiten sah, war, wenn gleich an sich nicht unvortheilhaft, doch nicht von einer solchen Beschaffenheit, daß er einen großen Ueberblick gewährt hätte. Indeß läßt sich nicht leugnen, daß viele höchstmerkwürdige Thatsachen, welche bisher ganz unbekannt waren, in diesem umständlichen Berichte niedergelegt sind; Thatsachen, welche allgemeiner gekannt zu werden verdienen. Ohne also mit dem Werke des Verfassers ganz zufrieden zu seyn, theilen wir daraus dasjenige mit, wovon wir glauben, daß es unsere Leser interessiren werde; und da die drei ersten Bücher, welche die Geschichte des Feldzugs bis nach der Eroberung von Smolensk enthalten, nur nach allgemein bekannten Nachrichten zusammengesetzt sind, so übergehen wir den Inhalt derselben ganz mit Stillschweigen, und bitten den Leser sich unter die französische Armee auf der Straße von Smolensk nach Moskau zu versetzen.

Die Schlacht an der Moskwa.

„Seit der Einnahme von Smolensk, fährt der Verfasser im vierten Buche fort, war dem Kaiser nicht unbekannt, daß Rußland mit den Türken Frieden geschlossen hatte und daß es folglich nach kurzer Zeit die ganze moldauische Armee zu seiner Verfügung haben werde. Gleichwohl verfolgte er seine Eroberungen, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Zu Gzatsk erhielt er die erste Nachricht von der Ankunft des Generals Kutusow bei der russischen Armee. Dieser General war den 29 Aug. zu Czarevo-Saimiche angelangt, und Offiziere und Soldaten hatten ihn als Sieger bewillkommt. Die Einwohner von Gzatsk erzählten uns, was sie von dem Eindruck wußten, den Kutusow's Erscheinung auf die Herzen der russischen Krieger gemacht hatte. Gleich nach seiner Ankunft hatte er erklärt, daß das russische Heer nicht noch weiter zurückgehen werde, und unmittelbar darauf eine starke Stellung zwischen Gzatsk und Mojaisk genommen. Von beiden Seiten glaubte man Alles zu haben, was den Sieg nothwendig mache. Die Russen waren für die Vertheidigung ihres Vaterlandes, ihrer Heerde, ihrer Kinder begeistert, und wir, gewohnt zu triumphiren, und voll von der Idee der Größe und des Heroismus, welche unsere glücklichen Erfolge einflößten — wir verlangten nur nach Kampf; vermöge jener Ueberlegenheit, welche der Muth über die Zahl giebt, berechneten wir am Vorabende der Schlacht nur die Früchte des Sieges.

Während Napoleon noch zu Gzatsk verweilte, ging

unser Hauptquartier (das des Prinzen Eugen) von Pawlowo nach Woremiewo, wo ein schönes Schloß lag, welches dem Fürsten Kutusow gehörte. Eben war der Generalstab in diesem Dorfe angelangt, als der Vice-König, begleitet von mehreren Offizieren, die Umgegend durchstreifen wollte. Kaum aber hatte er eine Viertelstunde zurückgelegt, als er bemerkte, daß die ganze Ebene mit Kosacken angefüllt sei. Diese näherten sich, als wollten sie über die Begleitung des Prinzen Eugen herfallen; aber beim Anblick einiger Dragoner, kehrten sie plötzlich um, und erschienen nicht länger vor Woremiewo. Nachdem wir zwei Tage daselbst zugebracht hatten, brachen wir am 4 Sept. auf, und gingen durch Wälder, wo Kosacken verborgen seyn sollten. Da die Berichte des Vortrabs diese Nachricht bestätigten: so sah der Vice-König sich genöthigt, in einer Ebene Halt machen zu lassen, um das ganze Corps zu versammeln. Der Prinz stellte sich an die Spitze der Reiterei, auf diese folgte die Infanterie, die Garde diente zur Reserve: in dieser Ordnung gingen wir dem Feinde entgegen. Als wir bei einem kleinen Dorfe ankamen, sahen wir uns durch einen Bach aufgehalten. Die auf dem jenseitigen Ufer befindlichen Kosacken schienen sich unserem Uebergang widersetzen zu wollen: aber sobald der Vice-König der Reiterei befohlen hatte, eine Furth zu suchen, fürchteten die Russen im Rücken genommen zu werden, und entfernten sich aufs schleunigste.

Kaum hatten wir die Bergebene erreicht, als wir vor uns mehrere brennende Dörfer sahen und eine starke Kanonade vernahmen. Hieraus schlossen wir, daß wir

nicht weit von der Straße seyn könnten, auf welcher Napoleon marschirte. In der That befand sich neben dem Posthause, Gritnewa genannt, ein unermeßlicher Hohlweg, welcher die Heerstraße durchschnitt, und auf der entgegengesetzten Seite von uns war ein großer Hügel, wo die Russen in Folge eines blutigen Gefechts, welches an dem Tage Statt gefunden hatte, Batterieen aufpflanzten. Als der Feind das vierte Corps zu seiner Rechten zum Vorschein kommen sahe, ließ er uns durch eine zahlreiche Reiterei beobachten; diese aber zog sich in eben dem Maaße zurück, in welchem sie aus Kanonen beschossen wurde. Da sie einen Augenblick die Spitze eines Gehölzes besetzen zu wollen schien: so befahl der Vice-König dem Obersten Ramburg vom dritten Regiment der italienischen Jäger, einen Angriff auf dieselbe zu machen. Die Kosacken sahen diese Bewegung, ohne im mindesten zu erschrecken; und als die Jäger im Begriff waren, auf sie einzuhauen, stürzten sie mit einem Hurrah aus dem Gehölze hervor. Das Gefecht war sehr lebhaft; aber es dauerte nur einen Augenblick; denn als die Kosacken sahen, daß die baierschen Cheveaux-legers den italienischen Jägern zu Hülfe kamen, ließen sie ab, und kehrten in das Gehölz zurück.

Indeß behaupteten die Russen ihre Stellung, und machten von dem Hügel herab ein lebhaftes Feuer auf unser vordringendes Corps. Dem ungeachtet, und obgleich mehrere Kugeln in eine Schaar von Offizieren schlugen, welche zur Umgebung des Vice-Königs gehörten, gelangten wir zum großen Hohlweg und bewirkten unsere Vereinigung mit dem Vortrabe der großen Armee,

welcher von dem König von Neapel befehligt wurde. An seiner weißen Reiherfeder erkannten wir diesen Monarchen; und sobald der Vice-König sich von dessen Nähe überzeugt hatte, eilte er zu ihm, um das Nöthige zu verabreden. Beide unterhielten sich ganz ruhig inmitten von Batterieen, welche bald den einen, bald den andern von ihrer Begleitung hinrafften. Gegen die Nacht kehrten wir nach dem Dorfe Luzos zurück, wo elende Scheunen unser Obdach waren. Der Hunger verdoppelte unsere Müdigkeit; und der klägliche Zustand der Hütten, welche wir auf unserm Zuge angetroffen hatten, hatte wenig Ermunterndes. Indeß waren wir dem verschanzten Lager von Mojaisk nahe gekommen, wo Kutusow uns zu überwinden gedachte; und warlich, er würde seinen Zweck erreicht haben, wenn er, ohne eine Schlacht zu liefern, uns nur einige Tage vor seiner furchtbaren Linie hätte aufhalten können.

Die Stellung von Gritnewa, welche die Russen am 4ten vertheidigt hatten, wurde während der Nacht geräumt. Der König von Neapel verfolgte sie aufs Angestrengteste, und das vierte Armee-Corps, welches die linke Flanke der großen Armee deckte, zog längs der großen Straße hin, sich in der Entfernung von ungefähr einer halben Stunde haltend. Beim Austritt aus einem von Kosacken beunruhigten Walde, kamen wir durch ein von diesen Barbaren zerstörtes Dorf. Die Verheerung, die sie begleitete, machte es leicht, ihrer Spur zu folgen. Am Fuße eines Hügels fanden wir einige von ihren Schwadronen in Schlachtordnung um ein schönes Schloß, welches die Umgegend beherrschte. Auf der Stelle sandte

der Vice-König die Baiern gegen diesen Punkt, und, wie groß auch die Schwierigkeiten des Erdreichs waren, die baiersche Reiterei langte in der größten Ordnung auf der Höhe an. Doch, so wie die Verbündeten sich näherten, zogen die Feinde sich zurück, und beim Herabsteigen von der entgegengesetzten Seite des Hügels wurden sie von unseren Artilleristen mit mehreren Kanonenschüssen begrüßt aus Stücken, die man mit unsäglicher Beschwerde auf die Terrasse des Schlosses gebracht hatte. Wir verfolgten sie durch ein Gehölz und langten zuletzt in einer offenen Gegend an, durch welche lange russische Kolonnen zogen, die, von unseren Truppen verfolgt, auf einer unermeßlichen Bergebene, eine halbe Stunde von uns entfernt, eine Stellung nahmen. Hier, sagte man, werde der Fürst Kutusow die entscheidende Schlacht liefern. Zu unserer Rechten sahen wir unter uns die Abtei Kalotskoi, deren starke Thürme diesem Gebäude das Ansehn einer Stadt gaben. Die farbigen Ziegel, womit sie gedeckt war, schimmerten, von Sonnenstral getroffen, durch den dichten Staub, den unsere unermeßliche Reiterei verursachte, und hoben den düstern und wilden Anstrich der ganzen Landschaft; denn die Russen, fest entschlossen, uns vor dieser Stellung aufzuhalten, hatten auf eine fürchterliche Weise die ganze Ebene zerstört, auf welcher wir lagern sollten: das Korn war abgemäht, die Wälder niedergehauen, die Dörfer abgebrannt. Kurz: wir hatten nichts, um unsere Pferde zu füttern, nichts zu unserm Obdach.

Auf einem Hügel machten wir Halt, während das Centrum der Armee den Feind verfolgte und ihn zum

Rückzug auf die Bergebene zwang, wo er sich verschanzt hatte. Wir blieben in dieser Unthätigkeit bis gegen 2 Uhr Nachmittags; denn um diese Zeit recognoscirte der Vice-König, von seinem Generalstab begleitet, die Umgegend der feindlichen Stellung. Kaum hatten wir angefangen, die Linie zu durchlaufen, als unsere als Scharfschützen ausgestellten Dragoner die Ankunft Napoleons meldeten. Bei dieser Meldung, die von Mund zu Munde ging, blieb Jeder stehen, um ihn zu erwarten. Auch dauerte seine Ankunft nicht lange. Umgeben von den vornehmsten Offizieren, begab er sich auf eine Höhe, von welcher aus das ganze feindliche Lager übersehen werden konnte. Nachdem er lange auf diese Stellung mit unverwendetem Blick hingeschaut hatte, merkte er sich alle umliegenden Oerter und murmelte einige unbedeutende Worte. Hierauf unterhielt er sich mit dem Vice-König, und begab sich dann zu dem Prinzen von Eckmühl, um die nöthigen Verabredungen mit ihm zu treffen.

Unterdeß ließ der Vice-König die dreizehnte und die vierzehnte Division vorrücken. Die italienische Garde wurde als Reserve aufgestellt; und kaum waren jene beiden Divisionen auf der Bergebene angelangt, als ein lebhaftes Kleingewehrfeuer zur Rechten zwischen den Scharfschützen der Division Gerard (sie war die dritte des ersten Armee-Corps) und denen der Russen begann. Die unsrigen näherten sich Anfangs dem Hohlweg, welcher uns trennte, ziemlich nahe; aber zahlreiche Truppen nöthigten sie zum Rückzuge.

Gegen den äußersten rechten Flügel unserer Armee

hatten die Russen eine Schanze, deren mörderisches Feuer Bestürzung in unsere Linien brachte. Diese Schanze war zur Verstärkung ihres linken Flügels erbaut, der die schwache Seite ihres verschanzten Lagers ausmachte. Sobald Napoleon dies weg hatte, war nur die Rede von Erstürmung dieser Schanze. Diese Ehre wurde den Soldaten von der Division Compans anvertraut, welche die vierte des ersten Armee-Corps war. Mit einer Unerschrockenheit, die den glücklichen Erfolg des Unternehmens sicherte, gingen die Braven zu Werke, während der Fürst Poniatowsky auf unserem rechten Flügel mit Reiterei manövrirte, um die Stellung zu umgehen. Als er weit genug vorgedrungen war, griff die Division Compans die Schanze an und erstürmte sie nach einem Gefecht, das eine Stunde dauerte. Der Feind, vollkommen geschlagen, verließ die benachbarten Gehölze und zog sich in Unordnung auf die große Bergebene zurück, um sich an den Mittelpunkt seiner Armee anzuschließen. Uebrigens erkaufte die Division Compans, indem sie sich einer so schönen Unternehmung würdig zeigte, die damit verbundene Ehre durch beträchtliche Verluste. Zwölfhundert von unseren Soldaten bezahlten diese wichtige Stellung mit ihrem Blute, und die Hälfte davon blieb todt in den Verschanzungen, die sie genommen hatten. Als Napoleon am folgenden Tage das 61ste Regiment, welches am meisten gelitten hatte, musterte, und den Obersten fragte, was er mit einem von seinen Bataillonen angefangen hätte? gab dieser zur Antwort: „Sire, sie befinden sich in der Schanze."

Die Wegnahme dieser Stellung entschied nicht im

Mindesten über den Erfolg der Schlacht. Vor dem Beginnen derselben wollte Napoleon einen Punkt jenseits des Flusses haben, der uns von dem Feinde trennte. Dichtes Gesträuch, in welchem sich zahlreiche Scharfschützen versteckt hielten, machte die Annäherung eben so schwierig, als gefährlich. Indeß begannen unsere kühnen Voltigeurs den Kampf mit neuer Erbitterung, und obgleich der Tag beinahe zu Ende war, so dauerte doch das Feuer von beiden Seiten mit gleicher Wuth fort. Mehrere in Brand gesteckte Dörfer zur Rechten verbreiteten einen abscheulichen Glanz; von allen Seiten ertönte das Geschrei der Kämpfenden; hundert Feuerschlünde spieen Tod und Verderben in alle Glieder des Heeres; die Soldaten unseres Corps in Schlachtordnung aufgestellt, erhielten, das Gewehr im Arm, tödtliche Schläge, und alle, ohne zu wanken, schlossen sich wieder, sobald eine Kanonenkugel einige von ihren Cameraden hingerafft hatte.

Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende. Die Russen, amphitheatralisch gelagert, zündeten zahlreiche Wachtfeuer an, deren beinahe symmetrischer Glanz ihrem Hügel ein bezauberndes Ansehn gewährte, während der französische Soldat, ohne Holz, von Finsterniß umgeben, ausruhete, und um sich her nur das Geächze der Verwundeten vernahm. Der Vice-König hatte sein Zelt an demselben Orte aufschlagen lassen, wo die italienische Garde in Reserve stand. Unter Gesträuch gelagert, schlief der Soldat, ausruhend von den Mühen des Tages, trotz eines heftigen Windes und eines kalten Regens. Gegen 2 Uhr wurde ich von dem Chef des Generalstabes un-

seres Corps geweckt, der mir sagte: der Kaiser verlange den Abriß von dem Erdreich, worauf wir uns gestern befunden. Ich übergab ihn dem Prinzen Eugen, der ihn auf der Stelle an Napoleon übersandte. Mit Anbruch des Tages (6 Sept.) trug mir der Vice-König auf, den Plan zu vervollständigen, indem ich die ganze Linie durchliefe und mich dem Feinde so viel als immer möglich näherte, um die Zufälligkeiten des Erdreichs, auf welchem er gelagert war, zu entdecken, besonders aber um auszumitteln, ob er nicht versteckte Batterieen habe. Auf diese Instruction setzte ich mich in Bewegung. Das Lager der Russen lag hinter der Kalogha auf einer beengten Berghöhe. Seine Linke war wesentlich geschwächt durch den Verlust der Schanze, die wir am gestrigen Tage genommen hatten. Vorwärts, uns gerade gegenüber, lag das Dorf Borodino, eine äußerst starke Stellung am Zusammenfluß eines kleinen Bachs mit der Kalogha. Auf der Bergebene waren zwei große Schanzen, zwölfhundert Schritte von einander entfernt. Die in der Mitte hatte Tages vorher Feuer auf uns gegeben; die zur Linken umschrieb die Trümmer eines Dorfes, das man abgetragen hatte, um die Artillerie aufstellen zu können. Die letztere stand in Verbindung mit Borodino durch vier über die Kalogha geschlagene Brücken. Dies Dorf und der Bach vorwärts desselben, dienten dem Feinde als erste Linie. Auf unserm äußersten linken Flügel war die italiänische Reiterei über den Bach gegangen; aber das Dorf Borodino war mit einem zahlreichen Corps russischer Truppen besetzt geblieben. Das ganze Terrain lag im Bereich ihrer großen

Schanzen, so wie in dem mehrerer kleineren, die auf verdeckte Weise längs dem Strome angebracht waren. Was unsern rechten Flügel betraf, so hatten die günstigen Erfolge des vorigen Tages ihm die Straße über die Kalogha gebahnt, so daß der größere Theil unserer Truppen am Abhange der Berghöhe stand, wo die große feindliche Schanze war.

Wir brachten den Rest des Tages damit zu, die Stellung der Russen genau zu recognosciren. General Danthouard ließ Befestigungswerke, welche allzu weit hinten angelegt waren, von neuem errichten, und auch auf unserm linken Flügel baute man Schulterwehren, um Batterieen zu bilden. Alles war zu einer entscheidenden Schlacht vorbereitet, als der Kaiser den Chefs der verschiedenen Corps gegen Abend eine Proclamation zusendete mit dem Befehl, sie erst am folgenden Morgen den Soldaten vorzulesen, vorausgesetzt, daß man sich schlagen werde. Denn, wie schön auch die Stellung des Feindes war; so war er doch der Schlacht so oft ausgewichen, daß man befürchten mußte, er werde es von neuem eben so machen, wie bei Witepsk und bei Valontina. Doch diesmal zwang ihn eine bittere Nothwendigkeit zum Schlagen, weil es auf die Rettung von Moskau ankam, wovon wir nur noch drei Tagesmärsche entfernt waren; außerdem hatte die Ermüdung der Soldaten und die Erschöpfung der Pferde unsere Armee dermassen geschwächt, daß Alles den Russen einen leichten Sieg versprach. Auch wir, von unserer Seite, hielten den Sieg für gewiß; denn wir befanden uns in einer Lage, wo man schlechterdings sterben oder siegen

mußte, und dieser Gedanke, von welchem wir alle durchdrungen waren, gab uns einen solchen Muth, daß wir, troß der Stärke der russischen Armee, und troß ihren unersteigbaren Verschanzungen, unseren Einzug in Moskau als unfehlbar und nahe betrachteten.

Die Nacht verstrich unter Schlummer für die Ermüdeten, unter den mannichfaltigsten Betrachtungen für die vom Sturm der Leidenschaft Bewegten. Vor Anbruch des Tages wurde die Trommel gerührt. Der Soldat trat ins Gewehr; und sobald die Obersten bei ihren Regimentern erschienen waren, ließen die Hauptleute ihre Compagnieen Kreis schließen und lasen ihnen mit lauter Stimme folgende Proclamation vor: „Sol„daten! die Schlacht, die ihr so lange gewünscht habt, „ist vor der Thür; der Sieg hängt von euch ab; er ist „uns nothwendig geworden, und wird uns Ueberfluß, „gute Winterquartiere und eine baldige Rückkehr ins „Vaterland gewähren. Betragt euch wie bei Austerlitz, „Friedland, Witepsk, Smolensk; und möge die entfern„teste Nachwelt euer Verhalten an diesem Tage mit „Stolz erwähnen; möge man von jedem unter euch sa„gen: auch Er war bei der großen Schlacht unter den „Mauern von Moskau.“ Jeder fühlte die Wahrheit dieser kräftigen Worte; und man antwortete darauf durch wiederholte Zurufungen. Mochte der eine von Ruhmbegierde, der andere von dem Verlangen nach Belohnungen gestachelt werden: alle waren überzeugt, daß eine gebietende Nothwendigkeit uns den Sieg zu einer Pflicht machte. So war die Stimmung der Armee, als die Sonne hinter einem dichten Nebel hervorbrach —

sie, die so viele von uns zum letzten Male bescheinen sollte. Man sagt, Napoleon habe bei diesem Anblick ausgerufen: „dies ist die Sonne von Austerlitz!"

Wie dem auch seyn möge: der Kampf war im Beginnen; die feindlichen Armeen standen einander gegenüber, die Kanoniere bei dem Geschütz. Nur das Schachtzeichen wurde noch erwartet. Nicht lange; den 7ten Sept., genau um 6 Uhr Morgens, wurde es durch einen Kanonenschuß von unserer großen Batterie gegeben. In demselben Augenblick marschirte unsere dreizehnte Division auf das, von dem Feinde bereits in Brand gesteckte Dorf Borodino. Unsere Truppen setzten sogleich über den Fluß und gelangten bis an das Dorf. Dem Befehle nach sollten sie sich mit der Besetzung dieser Stellung begnügen; aber, hingerissen von französischem Ungestüm, gingen sie über die Kalogha und bemächtigten sich einer von den Brücken, welche das Dorf mit der Bergfläche verbanden. General Plausanne, der den Ungestüm der Soldaten des 106ten Regiments mäßigen wollte, ging bis zur Brücke vor, um sie zurückzurufen; aber eine Kugel traf ihn in eben diesem Augenblick und streckte ihn zu Boden; im Leben geliebt, wurde er im Tode bedauert. Nicht genug kann man die Hochherzigkeit des 92sten Regiments rühmen, das, als es das 106te in Gefahr sah, über die Brücke von Borodino ging, um es zu retten, und es wirklich rettete.

Während die dreizehnte Division sich Borodino's bemächtigte, ging die vierzehnte unter der Bergfläche über die Kalogha und stellte sich in einem Hohlweg auf, nicht weit von der großen Redoute, aus welcher der

Feind ein fürchterliches Feuer machte. An diesem Tage hatte der Vice-König, außer seinem eigenen Corps, unter seinen Befehlen auch die Divisionen Morand und Gerard, welche eigentlich zu dem ersten Armee-Corps gehörten. Gegen acht Uhr wurde die Division Morand, welche den äußersten rechten Flügel des vierten Corps bildete, in eben dem Augenblicke angegriffen, wo sie auf die Redoute losgehen wollte; eine Bewegung, welche von der Division Gerard unterstützt wurde. Während General Morand die Anstrengungen der feindlichen Linien aushielt, entsendete er zu seiner Linken das dreißigste Regiment, um sich der Redoute zu bemächtigen; und als diese Stellung genommen war, bekränzte unsere Artillerie die Höhen und bemächtigte sich der Vortheile, welche die russische seit mehr als zwei Stunden gegen uns benutzt hatte. Die, während des Angriffs, gegen uns gewendeten Brustwehren wurden uns günstig und die Schlacht war für den Feind zu einer Zeit verloren, wo er sie so eben begonnen zu haben glaubte. Theils wurde seine Artillerie genommen, theils nach seinen äußersten Linien hin entfernt. In dieser Noth sieht Kutusow, daß Alles für Rußland verloren ist: und um es zu retten und um einen durch funfzigjährigen Dienst erworbenen Ruf zu behaupten, erneuert er den Kampf und greift mit allen seinen Massen die so eben eingebüßten starken Stellungen an. Dreihundert französische Feuerschlünde donnern auf diese Massen, und der russischen Krieger stirbt am Fuß eben der Wälle, welche er für die Schutzwehr Moskaus hält.

Das 30ste Regiment, von allen Seiten angegriffen,

konnte sich in der Redoute, die es genommen hatte, um so weniger halten, da es von der dritten Division, die so eben in die Linie gerückt war, nicht zur rechten Zeit unterstützt wurde. Dies brave Regiment, von dem General Bonami geführt, sah sich also genöthigt, der Uebermacht zu weichen, die es erdrückte, und sich, ohne seinen Chef, an seine Division anzuschließen, welche, wie die des Generals Gerard, auf der Bergfläche alle Anstrengungen der Russen aushielt.

Von dem erkämpften Vortheil aufgemuntert, hatte der Feind seine Reserve, unter welcher sich auch die kaiserliche Garde befand, vorrücken lassen. Mit allen seinen Kräften griff er unsern Mittelpunkt an, um welchen sich unser rechter Flügel wie um eine Angel drehete. Einen Augenblick fürchteten wir überrannt zu werden und die am vorigen Tage genommene Redoute zu verlieren, als General Friand mit 80 Kanonen zu Hülfe kam, die feindlichen Kolonnen aufhielt und zerschmetterte. Zwei Stunden hindurch standen sie geschlossen unter dem Bereich der Kartätschen, ohne vorzurücken, ohne zu weichen, und diese Ungewißheit, worin sie sich befanden, benutzten wir, ihnen den Sieg zu entreißen, den sie schon in Händen zu haben geglaubt hatten.

Der Vice-König ergriff den entscheidenden Augenblick und flog nach dem rechten Flügel hin, um einen Gesammt-Angriff auf die große Redoute zu befehlen, der von der ersten, dritten und vierten Division gemacht werden sollte. In Schlachtordnung gestellt, rückten diese Truppen voll Fassung vor; und schon näherten sie sich den feindlichen Verschanzungen, als diese, aus allem

Geschütz

Geschütz mit Kartätschen schießend, Bestürzung und Niederlage in unsern Reihen anrichteten. Ein solcher Empfang machte unsere Soldaten Anfangs stutzen; aber der Prinz verstand die Kunst, ihren Muth zu beleben, indem er jedes einzelne Regiment an den Ruhm erinnerte, womit es sich bei verschiedenen Gelegenheiten bedeckt hatte. Zu dem einen sagte er: „erhaltet die Herzhaftigkeit, die euch den Beinamen der Unüberwindlichen erworben hat;" zu dem andern: „gedenkt, daß euer Ruf von diesem Tage abhängt;" und sich dann zu dem 9ten Linienregimente wendend, sagte er mit Rührung: „brave Soldaten! erinnert euch, daß ihr bei Wagram mit mir waret, als wir den Mittelpunkt des Feindes durchbrachen." Durch solche Worte, noch weit mehr aber durch sein Beispiel, entflammte er ihre Tapferkeit in einem so hohen Grade, daß alle mit einem Freudengeschrei noch einmal auf die Redoute losgingen. Der Prinz durchflog die Linie, ordnete den Angriff mit Kaltblütigkeit und leitete ihn an der Spitze der Division Broussier. In eben diesem Augenblick warf sich eine, von dem Mittelpunkt der großen Armee angelangte Kürassier-Division auf die Redoute und gewährte unseren erstaunten Blicken ein wundervolles Schauspiel. Die ganze Höhe, welche uns beherrschte, schien sich in einen beweglichen Eisenberg zu verwandeln; der Glanz der Waffen, Helme und Brustschilde vermischte sich mit dem Feuer der Kanonen, die von allen Seiten den Tod auf uns herabspieen und der Redoute die Gestalt eines Vulkans inmitten einer Armee gaben. Aber die feindliche Infanterie, nicht weit davon hinter einer Schlucht aufgestellt, machte auf unsere Kü-

rassiere ein so fürchterliches Feuer, daß sie sich auf der Stelle zum Rückzug genöthigt sahen. An ihre Stelle trat unsere Infanterie, die, indem sie die Redoute zur Rechten und zur Linken umrankte, ein wüthendes Gefecht mit den Russen begann, welche eben diese Redoute nicht fahren lassen wollten. Der Vice-König und sein Generalstab blieben, trotz dem furchtbaren Feuer des Feindes, an der Spitze der Division Broussier, welche, von dem 13 und 30sten Regimente unterstützt, auf die Redoute losging, in die Oeffnung eindrang nnd die russischen Kanoniere niederstach. Indeß ließen die Russen, als Zeugen dieses Angriffs, sogleich die Kürassiere von der Garde vorrücken, um die Stellung wieder zu nehmen. Es war der beste Theil ihrer Reiterei. Auch war der Zusammenstoß dieser Kürassiere mit den unsrigen fürchterlich, und von der Erbitterung, womit man sich schlug, ließ sich urtheilen, als der Feind das Schlachtfeld verließ; denn es war mit Todten von beiden Theilen bedeckt. Das Innere der Redoute gewährte einen scheußlichen Anblick. Leichnahme waren auf Leichnahmen gehäuft, und unter ihnen befanden sich viele Verwundete, auf deren Geschrei kaum geachtet wurde. Waffen aller Art lagen auf dem Boden zerstreut; die halb zerstörten Brustwehren hatten lauter geebnete Zinnen, und die Schießscharten erkannte man nur noch an den Kanonen, welche indeß größten Theils umgeworfen und von ihren Gestellen getrennt waren. Mitten in diesem Chaos bemerkte ich den Leichnahm eines russischen Kanoniers, der auf seiner Uniform drei Decorationen trug; dieser Tapfere schien noch zu athmen; in der einen Hand

hielt er einen zerbrochenen Säbel und mit der andern faßte er eben das Geschütz, das er so gut bedient hatte. Alle russischen Soldaten in der Redoute wollten lieber sterben, als sich ergeben; und eben so würde es dem kommandirenden General ergangen seyn, wenn seine Tapferkeit ihm nicht das Leben gerettet hätte. Dieser achtungswürdige Krieger hatte versprochen, auf seinem Posten zu sterben, und wollte Wort halten. Allein noch übrig, stürzte er sich uns entgegen, um den Tod zu empfangen, und er würde umgekommen seyn, wenn die Ehre, einen solchen Gefangenen zu machen, die Grausamkeit der Soldaten nicht gehemmt hätte. Vor den Vice-König geführt, wurde er mit Güte empfangen, und dem Obersten Asselin anvertraut, der ihn zum Kaiser führte.

Die Aufmerksamkeit des Vice-Königs war ganz auf seinen Mittelpunkt gerichtet, als er durch eine große Bewegung des Feindes nach dem linken Flügel zurückgezogen wurde. Der General Delzons, welcher von früh Morgens an von der feindlichen Reiterei bedroht war, stellte seine erste Brigade in ein Viereck, zur Linken von Borodino. Mehr als einmal hatte er auf dem Punkt gestanden, von den Russen angegriffen zu werden; als sie aber sahen, daß sie ihm nichts anhaben würden, wendeten sie sich gegen den äußersten linken Flügel, wo die leichte Reiterei der Baiern aufgestellt war. Diese war bald in Unordnung gebracht. Der Prinz, der sich gerade auf diesem Punkt befand, warf sich in die Mitte eines von dem 84 Regimente gebildeten Vierecks und wollte es eben in Bewegung setzen, als die Kosacken zurückgetrie-

ben wurden, die Flucht ergriffen, unsern linken Flügel frei machten und so die erste Ordnung wieder herstellen halfen. Inzwischen durchflog der Prinz die Linie auf allen Punkten, ermunterte jeden Chef eines Corps zur Erfüllung seiner Pflicht, und machte ihm eindrücklich, daß der Ruhm des französischen Namens von diesem Tage abhangen werde. Dann begab er sich nach jeder Batterie, ließ sie in eben dem Maaße vorrücken, in welchem der Feind zurückwich, und zeigte, allen Gefahren trotzend, den Kanonieren die Punkte an, wo sie feuern sollten. Auf diesen Ritten wurde sein Adjutant Moriz Méjean in der Lende verwundet, und seinem Stallmeister Bellisomi ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Mit den Offizieren seines Gefolges auf der Brustwehr der großen Redoute hingestellt, beobachtete der Prinz alle Bewegungen des Feindes, ohne auf die Kugeln zu achten, die von allen Seiten her vor ihm vorbeigingen. Unter diesem Gefolge befand sich auch der Oberst Bourmont, dessen großes Verdienst nur von seiner Bescheidenheit aufgewogen wurde. Er war, wie alle Offiziere, abgestiegen, und lehnte sich an sein Pferd, als General Guillemont ein Papier fallen ließ, das Bourmont aufheben wollte. Diese Bewegung rettete ihm das Leben; denn in demselben Augenblick fuhr eine Kanonenkugel durch den Leib des Pferdes.

Den ganzen Tag hindurch war der Kaiser hinter dem Mittelpunkt geblieben und hatte auf dem äußersten rechten Flügel von den Westphalen und den Polen große Manövres machen lassen, um die blutigen und wiederholten Angriffe zu erleichtern, welche der Herzog von

Elchingen machte, die Stellung des Feindes zu umgehen. Aber auf diesem Punkt hielten die Rußen unsere Anstrengungen mit Standhaftigkeit aus, und fügten den Westphalen und Polen manchen Verlust zu. Obgleich wir uns zweier Redouten bemächtigt hatten, so hatte der Feind doch noch eine dritte, welche auf einer anderen Bergebene lag, die durch eine Schlucht von der ersten getrennt war. Von hier aus machte er aus seinen gut bedienten Batterieen ein fürchterliches Feuer auf unsere Regimenter, von welchen einige auf bedeckten Wegen, andere hinter der großen Redoute standen. Mehrere Stunden hindurch blieben wir in dieser Unthätigkeit; nur die Artillerie spiee nach allen Punkten hin Flamme und Tod, und in diesem Zeitraum wurde der General Huarte, welcher die zweite Brigade der dreizehnten Division kommandirte, von einer Stückkugel getödtet. Er war der Waffengefährte des Generals Plausonne; und da sie im Leben so innig vereint gewesen waren, so wollte man sie auch im Tode nicht trennen; sie wurden also zusammen auf dem Schlachtfelde beerdigt, das der Zeuge ihrer Tapferkeit war. Uebrigens war das vierte Corps nicht das einzige, das solche Verluste zu beweinen hatte. Beinahe alle Corps befanden sich in demselben Falle. August Coulincourt wurde an der Spitze des 5ten Kürassierregiment am Eingange der großen Redoute getödtet; er starb in der Blüthe seines Alters, nachdem er mehr Schlachten beigewohnt hatte, als er Jahre zählte. Außer ihm fielen die Brigade-Generale Compere und Marion und der General Lepel, Adjutant des Königs von Westphalen. Auch der unerschrockene

Montbrun, dieser würdige Nachfolger des Gen. Lassale, fand seinen Tod auf diesem Schlachtfelde, und die Zahl der verwundeten Generale belief sich auf dreißig, unter ihnen die Divisions-Generale Grouchy, Rapp, Compans, Morand, Desaix, Lahoussaye u. s. w.

Wiewol der Tag sehr vorgerückt war, so war das Schicksal sehr vieler Unglücklichen noch immer nicht entschieden. Noch immer donnerten die Kanonen; noch immer rafften sie neue Schlachtopfer hin. Der Vice-König, eben so unermüdlich als gleichgültig gegen die Gefahr, durchflog das Schlachtfeld unter einem Regen von Kartätschen und Kugeln. Das Feuer hörte nicht auf und wurde gegen Abend so heftig, daß man sich genöthigt sah, die Weichsel-Legion, welche, von dem General Claparede befehligt, hinter der großen Redoute aufgestellt war, niederknieen zu lassen. In dieser peinlichen Lage blieben wir länger, als eine Stunde. Endlich kam der Fürst von Neufchatel bei uns an, und hatte mit dem Vice-König eine Unterredung, die bis gegen Einbruch der Nacht dauerte. Als sie beendigt war, ließ der Vice-König das Feuern einstellen. Auch der Feind wurde jetzt ruhiger; er schoß nur von Zeit zu Zeit, und das Schweigen der letzten Redoute war die Anzeige, daß man sich zu einem Rückzuge auf dem Wege von Mojaisk anschickte. Während der Schlacht war das Wetter vortrefflich gewesen. Gegen die Nacht wurde es kalt und feucht. Die ganze Armee hielt ihre Beiwacht auf dem Erdreich, das sie gewonnen hatte. Der Vice-König, der seit vier Uhr Morgens nicht vom Pferde gekommen war, begab sich hinter die Bergebene, wo die

königliche Garde lagerte und wo er sein Zelt zu finden hoffte. Indeß hatten sich seine Leute verirrt, und der Vice-König und sein Haus sahen sich genöthigt, die Anerbietungen des Generals Lecchi anzunehmen, der uns nur ein Abendessen ohne Brod und statt des Bettes einen Proviantwagen geben konnte, in welchem der Prinz die Nacht zubrachte. Diese Beiwacht war schrecklich; weder Menschen noch Pferde hatten zu essen, und der Holzmangel machte, daß wir die eiskalte Nacht in ihrer ganzen Strenge empfanden.

Am folgenden Tage (8 Sept.) begaben wir uns aufs Neue sehr früh auf das Schlachtfeld. Was man am vergangenen Tage vorhergesehen hatte, war geschehen; der Feind, erstaunt von der Kühnheit, womit wir seine Redouten nahmen, verzweifelte an seiner Stellung und entschloß sich, sie während der Nacht zu verlassen. Jetzt, das Schlachtfeld durchlaufend, waren wir im Stande, den unermeßlichen Verlust der Russen zu beurtheilen. Auf dem Raum von ungefähr einer Quadrat-Meile gab es keinen Fleck, der nicht mit Todten oder Verwundeten bedeckt gewesen wäre. An manchen Stellen hatten einschlagende Haubitzgranaten Menschen und Pferde niedergeworfen. Ueberall stieß man auf Leichnahme, und wo man derer nicht fand, waren die Oerter mit Trümmern von Waffen, Lanzen, Helmen und Brustschilden bedeckt, oder auch mit Kartätschkugeln so dicht, wie der Hagel nach einem Gewitter. Den schrecklichsten Anblick gewährten die Hohlwege. Dahin hatten sich, gleichsam instinktmäßig, alle Verwundeten geschleppt, um neuen Zerschmetterungen zu entgehen; und nun, auf

einander geschichtet und in ihrem Blute schwimmend, stießen sie die zerreißendsten Klagetöne aus, und fleheten uns an, sie vollends zu tödten *).

Während die Reiterei den Feind verfolgte, ließ der Vice-König seine Ingenieure die Redoute zerstören; und da das vierte Corps noch immer auf dem Schlachtfelde verweilte, so glaubten wir schon, daß wir auch die nächste Nacht auf demselben zubringen würden. Dieß war nicht der Fall. Wir wurden von der funfzehnten Division abgelöset, die am Tage der Schlacht nach großen Beschwerden von Witepsk bei der großen Armee angelangt war. Da, wo die zuletzt von den Russen verlassene Redoute war, ließen wir die Heerstraße von Mojaisk rechts, und folgten dem Laufe der Kalogha. Auf diesem Marsche überzeugten wir uns von der Unmöglichkeit, die Russen auf ihrem rechten Flügel zu umgehen. Hier fanden wir nicht nur Reservelager, sondern auch mehrere verlarvte Redouten längs dem Strome; ja, eine halbe Stunde jenseits des Dorfes Krasnoe stießen wir noch auf vier neue Redouten von viereckiger Form, welche den Weg verschlossen.

Einmarsch, Aufenthalt und Schicksale der Franzosen in Moskau.

(Man muß nicht vergeßen, daß der Verfasser hauptsächlich von dem vierten Armee-Corps redet, bei welchem

*) Der Verfasser erwähnt des Verlustes der franz. Armee nicht; er war aber kaum geringer, als der der russischen.

er sich befand. Wenn er als Augenzeuge spricht, so schaut er die Dinge immer von dem Standpunkte an, den ihm seine Stelle als Ingenieur bei diesem Corps gab; und eben deswegen darf man sich nicht darüber wundern, wenn er Manches mit Stillschweigen übergeht, was, an und für sich wichtig, auch nicht unbekannt ist. Wir haben übrigens in diesem, wie in dem vorigen Abschnitte, mehrere Details weggelassen, welche ihr Daseyn nur der französischen Geschwätzigkeit verdanken.)

„Nach der Schlacht an der Moskwa marschirte unsere triumphirende Armee in drei Colonnen nach der Hauptstadt des russischen Reichs. Napoleon, voll Ungeduld, sich derselben zu bemächtigen, verfolgte den Feind auf der Heerstraße von Smolensk mit gewohnter Heftigkeit, während der Fürst Poniatowsky, an der Spitze des 5ten Armee-Corps, auf der Straße von Kaluga vorrückte, und der Vice-König fortfuhr, die Linke zu decken. In und um Moskau sollte sich die ganze Armee vereinigen.

Ueber die Bestürzung, welche in der Hauptstadt herrschte, ließ sich nach dem Schrecken urtheilen, den wir den Landbewohnern einflößten. Kaum war man von unserer Ankunft in Rouza unterrichtet, als alle auf der Straße nach Moskau liegenden Dörfer von ihren Bewohnern verlassen wurden. Allenthalben herrschte die größte Niedergeschlagenheit, und sehr viele von den Flüchtlingen verbrannten in einer Art von Verzweiflung ihre Häuser, ihre Schlösser, ihre so eben gesammelten Vorräthe, und entwichen, jeder Vertheidigung entsagend, mit Weib und Kind in die nächsten Wälder. Indeß

rechnete man darauf, daß in der nächsten Umgebung von Moskau eine entnervende Civilisation, vorzüglich aber die Liebe zum Eigenthum, welche den Bewohnern großer Städte so eigen ist, die Landleute bestimmen werde, ihre Wohnungen nicht zu verlassen, überzeugt, daß die Plünderungen unserer Soldaten nur von dem Zustande der Verlassenheit herrührten, in welchem wir die Dörfer angetroffen. Doch die Ländereien um Moskau her gehörten nicht den Privatpersonen in dieser Stadt; sie waren vielmehr das Eigenthum des gegen uns erbitterten Adels, dessen Bauern, eben so unterwürfig und sklavisch, wie die des Dnipr und der Wolga, keinen eigenen Willen kannten, und folglich bereit waren, der ihnen angekündigten Todesstrafe dadurch zu entgehen, daß sie in die Wildnisse entflohen. Die Wirkungen einer so verderblichen Maaßregel lernten wir bei unserm Eintritt in das Dorf Apalchtchuina kennen: die Häuser waren verlassen, das Schloß preisgegeben, die Geräthschaften zerstört, die Vorräthe vernichtet; alles kündigte die höchste Verzweiflung an; alles zeigte, zu welchen Aufopferungen ein Volk sich entschließt, wenn es groß genug ist, seine Unabhängigkeit seinen Reichthümern vorzuziehen.

Wir marschirten nach Zwenighorod. Diese kleine Stadt liegt an der Moskwa, am Fuße eines Berges. Die Kosacken, welche sich daselbst gesammelt hatten, waren von unsern Scharfschützen sehr bald vertrieben. Wir nahmen Besitz von der Stadt. Die Abtei, welche oberhalb derselben liegt, beherrscht den Lauf der Moskwa, und die ausgezackten Mauern derselben, mehr als zwan-

zig Fuß hoch und fünf bis sechs Fuß dick, werden von vier Seiten von großen Thürmen flankirt, welche Schießscharten haben. Dieses, im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert aufgeführte Gebäude ruft die Zeiten zurück, wo die Moskowiter, voll von Verehrung für ihre Priester, es duldeten, daß das geistliche Ansehn den Ausschlag gab über das Ansehn des Adels, und daß selbst der Czaar an festlichen Tagen vor dem Patriarchen von Moskau vorherging, das Pferd desselben am Zügel führend. Doch diese, vor Peter dem Ersten so mächtigen und furchtbaren Mönche wurden zur Einfachheit der ersten Apostel zurückgebracht, seitdem dieser große Monarch ihre liegenden Gründe confiscirte und ihre Zahl verringerte, um sein Reich besser zu gründen. Um sich nun eine Vorstellung von den Veränderungen zu machen, welche durch diese Reform bewirkt wurden, braucht man nur in die Abtei von Zwenighorod zu treten.

Beim Anblick dieser hohen Thürme und dieser dikken Mauern glaubten wir, das Innere schließe angenehme und bequemliche Gebäude in sich, und wir würden bei diesen Mönchen eben den Ueberfluß finden, den man in allen reich ausgestatteten Klöstern antrifft. Was uns noch mehr in diesem Wahn bestärkte, war der Umstand, daß eine stark verrammelte Eisenthüre uns den Eingang versperrte. Dieser sollte eben erzwungen werden, als ein Greis, dessen langer Bart noch weißer war, als sein Gewand, uns den Eingang öffnete. Wir verlangten, sogleich zu dem Superior des Klosters geführt zu werden. Beim Eintritt in den Hof bemerkten wir zu unserem Erstaunen, daß dies große Gebäude keines-

weges der Idee entsprach, die man sich davon gemacht hatte. Unser Führer, anstatt uns in die Zimmer des Superiors zu bringen, geleitete uns in eine kleine Kapelle, wo wir vier Mönche vor einem nach griechischer Manier erbauten Altar niederknieen sahen. Bei unserm Anblick umfaßten diese ehrwürdigen Väter unsere Kniee und flehten uns im Namen des Gottes, den sie anbeteten, um Schonung für ihre Kirche und für die Grabmäler einiger Bischöfe, deren treue Wächter sie waren. „Bei dem Elende, worin wir leben, ließen sie uns durch einen Dolmetscher sagen, werdet ihr keine Schätze bei uns suchen; unsere Nahrungsmittel sind so grob, daß selbst eure Soldaten sie verschmähen würden; wir haben keine anderen Güter, als unsere Reliquien und Altäre, die ihr aus Achtung für eine Religion, welche der eurigen verwandt ist, verschonen werdet.“ Dies versprachen wir, und unsere Verheißung wurde durch die Ankunft des Vice-Königs bestätigt, der, indem er sein Quartier in dieser Abtei aufschlug, Kirche und Kloster vor den Plünderungen bewahrte, wovon sie bedroht waren.

Indeß war dieser sonst so stille Zufluchtsort dem Tumulte ausgesetzt, der von solchen Veranlassungen unzertrennlich ist. Was mich betrifft, so merkte ich, daß einer von diesen frommen Klosterbrüder, um sich demselben zu entziehen, in eine beinahe unterirrdische Zelle flüchtete. Dankbar für mein gütiges Verfahren, wollte er mich dafür durch das Geständniß belohnen, daß er französisch spräche und sich gern mit mir unterhalten wollte. Ich benutzte diese Treuherzigkeit, um mich von

dem zu unterrichten, was sich auf den öffentlichen Geist und den Charakter einer Nation bezog, von welcher wir mehr als 250 Stunden Landes erobert hatten, ohne sie kennen gelernt zu haben. Als ich ihm nun von Moskau sprach, gestand er, daß dies sein Vaterland sey. Zugleich bemerkte ich, daß tiefe Seufzer seine Worte unterbrachen. Ich schloß daraus, daß er über das Unglück seufze, welchem diese Hauptstadt ausgesetzt seyn würde; aber begierig zu erfahren, was daselbst in dem Augenblick vorginge, wo wir einrücken wollten, wagte ich es, ihn um Nachrichten von der Hauptstadt zu bitten.

„„Mit großer Heeresmacht, antwortete er mir, sind die Franzosen in Rußland eingedrungen; sie haben unser theures Vaterland verheert und nähern sich jetzt der heiligen Stadt, dem Mittelpunkt des Reichs, der Quelle unserer Wohlfahrt. Unbekannt mit unseren Sitten und mit unserem Charakter wähnen sie, daß wir uns unter ihr Joch beugen, daß wir nach dem Beispiel so vieler andern Völker, in ihren Feßeln schmachten und jenem Stolze entsagen werden, der die Stärke der Völker ausmacht. Aber Napoleon irrt sich. Wir sind allzu aufgeklärt, um nicht seine Tyrannei zu verabscheuen, und nicht verderbt genug, um die Sklaverei der Freiheit vorzuziehen. Vergeblich hofft er, daß seine zahllosen Heere uns bewegen werden, um Frieden zu bitten; wir sind ein Nomaden-Volk, und indem die Großen unseres Reichs ganzen Völkerschaften die Auswanderung gebieten können, so werden unsere Bauer sich nicht blos in die Steppen zurückziehen, sondern auch lieber Städte und Dörfer zerstören, als sich einem wirklichen Barbaren hin-

geben, dessen Herrschaft grausamer ist als der Tod. Wir wissen sehr wohl, daß Napoleon auf die Zwietracht rechnet, die unlängst zwischen dem Adel und dem Souverän Statt fand; doch Vaterlandsliebe erstickt alle feindselige Gefühle. Vielleicht meint er auch, die Nation gegen die Großen empören zu können; vergebliches Bemühen! Das Volk ist aus Religion seinen Gebietern unterthan, und wird nie den Verheißungen Desjenigen glauben, der seine Hütten verbrennet, seine Kinder ermordet, seine Felder verheert, seine Altäre umstürzt. Und hat denn nicht ganz Europa die auffallendsten Beispiele seiner Meineidigkeit vor Augen? Spanien, weil es seinen glatten Worten getraut hat, ist nur noch ein Kirchhof! Der Pabst, der ihn gekrönt hat, der Pabst, der ihn auf den ersten Thron der Welt erhob, was hat er für eine Belohnung erhalten? Ein hartes Gefängniß! Und euer Vaterland, welches, um eines Fremdlings willen, das Geschlecht des heiligen Ludwigs vergeßen zu haben scheint, welchen Lohn hat es von seiner Unterwerfung? Lauter neue Auflagen, um Hofleute zu besolden und den Luxus einer unersättlichen Familie zu befriedigen! Dabei habt ihr noch zahllose Proskriptionen, geheime Hinrichtungen, Gedankenzwang und solche Aushebungen, daß die Mütter ihre Fruchtbarkeit beweinen müssen. Dies ist die Lage, in welche euer Herr euch bringt; ein um so unerträglicherer Tyrann, als er, aufgewachsen im Staube, jetzt verlangt, daß das Universum sich ihm zu Füßen legen und Könige in seinen Vorzimmern hausen sollen. Ach, wenn ich nicht die Majestät des Monarchen, den wir lieben und der uns wieder liebt, zu besudeln fürchtete,

so würde ich eine Vergleichung zwischen eurem Kaiser und dem unsrigen anstellen .... Doch diese Vergleichung würde zu dem stärksten Gegensatz führen, zu einem Gegensatz, wie Tugend und Laster ihn bilden." " *).

(Der Klosterbruder unterrichtet hierauf den Verfasser von dem Wohlbefinden des Kaisers Alexander, dessen Ermordung zu Witepsk in einer öffentlichen Audienz angekündigt war, von den zu Moskau genommenen Maaßregeln, sofern sie die Vertheidigung des Vaterlandes betrafen, endlich von der Theilnahme der Geistlichkeit an diesem heiligen Kriege. Am folgenden Tage verläßt der Vice-König das Kloster, welches, gleich nach seiner Entfernung geplündert wird. Man folgt dem Laufe der Moskwa. Von Zeit zu Zeit zeigen sich Kosacken, denen es mehr darum zu thun ist, aufgehäufte Vorräthe aller Art zu zerstören, als irgend einen Widerstand zu leisten. Bei dem Dorfe Spaskoe geht man über die Moskwa, und von da nach Buzaiewo. Von hier bricht das 4te Corps den 14 Septbr. nach Moskau auf. Die ganze Umgegend ist zerstört; kein Schloß, in welchem man nicht den Greuel der Verwüstung wiederfindet! Bei dem Dorfe Tscherepkova ersteigt der Vice-König eine Anhöhe, um Moskau zu entdecken. Staubwirbel zur Rechten zeigen den Marsch der großen Armee an, und einzelne Kanonenschläge verkündigen, daß das russische Heer auf seinem Zuge nach der Hauptstadt des Reichs

---

*) Wir lassen es dahin gestellt, was der Klosterbruder gesagt hat. Wie er sich im Original ausdrückt, spricht er nicht blos französisch, sondern auch als ein Franzose. Anm. d. Uebers.

keinen Widerstand mehr leistet. Zugleich entdeckt man lange Kolonnen russischer Reiterei, die sich hinter die Hauptstadt wegziehen. Endlich erreicht man Nachmittags um 2 Uhr eine neue Anhöhe. Die Witterung ist schön; der Horizont rein. Vor den Blicken der Staunenden liegt Moskau mit seinen tausend Thürmen, welche, vom Sonnenglanz getroffen, eben so viel strahlende Globen zu seyn scheinen. Unwillkürlich ruft man aus: Moskau! Moskau! Durch Fernröhre unterscheidet man selbst die einzelnen Palläste, unter welchen einer zur Linken durch seine Bauart vorzüglich auffällt und an die Schlösser des Orients erinnert. Die Schaulustigen sind noch in den Anblick einer Stadt verloren, welche sie als das Ziel aller ihrer Leiden und Beschwerden betrachten, als auf ungewöhnlichen Pfaden von Moskau her ein wohlgekleideter Mann sich ihnen nähert, dessen sie sich, als eines Spions, sogleich bemächtigen. Auf seinem Antlitz ist die Ruhe der Verzweiflung, und als man in ihn dringt, um zu erfahren, wer er sey, antwortet er in französischer Sprache: er sey ein Kaufmann und gehöre zu den vielen Unglücklichen, welche, auf Befehl der Regierung, die Hauptstadt hätten verlassen müssen. In diesem Augenblick rücke der französische Kaiser in Moskau ein; aber er finde eine verlassene Stadt. Nur Verbrecher und Huren wären in derselben zurückgeblieben; und wenn diese sich nicht allen Ausschweifungen überlassen sollten, so sey es die höchste Zeit, ihnen zuvorzukommen. „Die Großen unsres Reichs, fügte der Unglückliche hinzu, sind auf das Aeußerste gefaßt, und Graf Rostopschin, Gouvernör von Moskau, und

der

der Franzosen entschlossenster Feind, hat den Pöbel nur zurückgelassen, um seine Entwürfe durch diesen zu vollenden." So etwas zu glauben, fällt den französischen Offizieren schwer. Sie behalten den Kaufmann bei sich, lassen sich durch ihn von den letzten Vorgängen in Moskau vollständiger unterrichten, und erwarten mit Ungeduld die Nachricht von der Einnahme der Hauptstadt. Diese langt noch an demselben Tage an; mit ihr der Befehl, daß das vierte Corps bis auf neue Ordre in seiner Stellung vorwärts dem Dorfe Khorechewo bleiben solle.)

„Den 15 Septbr., fährt der Verfasser fort, brach unser Corps bei guter Zeit aus seinem Lager auf und marschirte auf Moskau. Als wir uns der Stadt näherten, machten wir zunächst die Entdeckung, daß sie keine Mauern, sondern nur eine Brustwehr habe. Nichts zeigte uns an, daß dieser unermeßliche Ort bewohnt sey, und so verlassen war die Gegend, in welcher wir anlangten, daß wir weder einen Moskowiten, noch einen französischen Soldaten sahen. Kein Lärm, kein Geschrei erhob sich inmitten dieser schreckenvollen Einöde, und unsere Angst stieg, als wir einen dicken Rauch wahrnahmen, der sich aus dem Mittelpunkt der Stadt erhob. Wir glaubten Anfangs, dies sey der Rauch von einigen Magazinen, welche die Russen, nach ihrer Gewohnheit, in Brand gesteckt hätten; doch erinnerten wir uns zugleich der Prophezeihungen des moskowitischen Kaufmanns. Unsere Besorgniß dauerte fort, als ich von dem Vice-König den Befehl erhielt, die Truppen des vierten Corps in Position zu bringen, um die Heer-

straße nach Petersburg zu bewachen. Die dreizehnte und vierzehnte Division wurde bei dem Schlosse von Petersko untergebracht; die funfzehnte lagerte bei einem Dorfe zwischen Moskau und diesem Schlosse, und die baiersche leichte Reiterei eine Meile vorwärts des Dorfes. Hierauf begab sich der Vice-König nach Moskau, wo er den Pallast des Fürsten Momonoff in der schönen Straße von St. Petersburg bezog. Dieses, unserem Corps bestimmte, Quartier war eins von den schönsten der Stadt vermöge seiner Palläste und seiner Häuser, die, obwol von Holz, uns ungemein groß und reich schienen. Da die Magistratspersonen Moskau verlassen hatten, so konnte sich jeder nach Wohlgefallen einquartiren; und so geschah es, daß ein gewöhnlicher Offizier nicht selten von einem ganzen Pallaste Besitz nahm, indem ein furchtsamer Thürsteher ihm die Schlüssel des Hauses mit zitternder Hand überreichte.

Obgleich Moskau seit dem gestrigen Tage von unseren Truppen in Besitz genommen war: so war doch noch kein Soldat in dem ihm bestimmten Quartier angelangt, so groß und so entvölkert war die Stadt. Selbst die unerschrockensten Gemüther waren von dieser Vereinzelung betroffen. Die Länge der Straßen erlaubte nicht, daß die Reiter sich erkennen konnten, wenn sie aus größeren Entfernungen sich einander näherten. Ungewiß, ob man auf Freunde oder auf Feinde stoßen werde, näherte man sich langsam, und nicht selten flohen, von plötzlicher Furcht ergriffen, Leute vor einander, die derselben Fahne angehörten. In dem Maaße, worin man von dem neuen Quartier Besitz nahm, gingen die Auf-

klärer (Eclaireurs) zu Recognoszirungen voran und untersuchten Palläste und Kirchen; aber in jenen fand man nur Kinder und Greise, oder auch verstümmelte russische Offiziere, die hier ein Unterkommen gefunden hatten; in diesen nur geschmückte Altäre und Lichter, welche zu Ehren der Heiligen brannten. Bei dem allen waren wir von dem Gedanken eines ungerechten Krieges so durchdrungen, daß wir nur furchtsam vorgingen, oft stille standen, um hinter uns zu schauen, und allenthalben Fallstricke ahneten. Als wir uns dem Mittelpunkte der Stadt, vorzüglich aber dem Bazar näherten, entdeckten wir einige Einwohner, die sich um den Kreml versammelt hatten; es waren Solche, die am vorigen Tage, irre geleitet durch eine trügerische Ueberlieferung von der Unüberwindlichkeit dieser Burg, dieselbe gegen unsere tapferen Legionen vergeblich vertheidigt hatten, und jetzt mit thränenden Blicken auf die hohen Thürme hinschauten, welche sie bis dahin für das Palladium ihrer Stadt gehalten hatten. Weiter vorgehend, stießen wir auf einen Schwarm Soldaten, welcher Sachen verschacherte, die er so eben geraubt hatte; denn die kaiserlichen Garden hatten nur die Haupt-Magazine besetzt. Jener Schwarm verstärkte sich, so wie wir weiter vordrangen. Einige trugen Tücher, andere Zuckerhütte, noch andere ganze Ballen von Kaufmannswaaren. Wir waren ungewiß, wie wir uns diese Unordnung erklären sollten, als Füseliere von der Garde uns sagten, daß der Rauch, den wir vor uns sähen, von einem großen Gebäude, die Börse genannt, herrühre, welches die Russen bei ihrem Abzuge in Brand gesteckt hätten. „Gestern gegen Mit-

tag, fügten sie hinzu, drangen wir in Moskau ein; gegen 5 Uhr offenbarte sich der Brand; wir suchten Anfangs zu löschen; als wir aber erfuhren, daß der Gouvernör von Moskau alle Spritzen mit sich genommen habe, legten wir die Hände in den Schooß." Wir gingen weiter vor. Alle Zugänge waren mit Soldaten und Bettlern besetzt, welche sich der Waaren bemächtigten, und, so viel es die Umstände erlaubten, den kostbaren den Vorzug gaben. Die ganze Straße war mit Gütern bedeckt. Ich drang in das Innere der Börse; aber ach! dies durch seine Pracht sonst so berühmte Gebäude, war nur noch ein Schmelzofen, von welchem allenthalben glühende Balken herabstürzten. Nur in den Säulengängen konnte man sich noch bewegen, und hier war es, wo die Soldaten, die vorgefundenen Kisten öffnend, sich eine Beute theilten, welche alle ihre Erwartungen übertraf. Die reichsten Stoffe Europa's und Asiens verbrannten; und die in den Kellern aufgehäuften Vorräthe von Zucker, Oel und Vitriol hauchten Flammenströme durch die dichten Gitter, und zeigten uns ein auffallendes Bild von den Thoren der Hölle. Ein Franzose, welcher in einem der vornehmsten Häuser Hofmeisterdienste geleistet hatte und dessen Bekanntschaft ich noch an demselben Tage machte, gab mir die nöthigen Aufschlüsse über diesen Brand, indem er mir erzählte, daß der größte Theil der Einwohner Moskau's, vorzüglich aber der Kaufmannsstand, über den Ausgang der Schlacht bei Borodino in Ungewißheit geblieben wäre, bis die Ankunft von 30,000 Verwundeten und der Zustrom der Landleute der Täuschung, worin man sich be-

funden, ein Ende gemacht hätten, und daß der, von dem Adel, vorzüglich aber von Rostopschin gehaßten Kaufmannschaft nichts anderes übrig geblieben wäre, als Alles in Stich zu lassen und das nackte Leben zu retten.

Und doch war dies eine Kleinigkeit in Vergleichung mit dem, was uns bevorstand, sogar nahe bevorstand. Den 16ten mit Tagesanbruch sahen wir die Stadt auf allen vier Enden in Brand, und ein heftiger Wind wälzte die Flamme nach allen Seiten hin. Ein großer Theil der Bevölkerung von Moskau hatte sich bei unserer Ankunft in das Innerste der Häuser verborgen. Jetzt sah man alle diese Unglücklichen aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, beladen mit dem, was sie in der Angst für das Kostbarste gehalten hatten; doch trugen die meisten von ihnen nur ihre Kinder auf ihren Armen, und ließen die erwachsneren folgen. Die Greise blieben in der Regel zurück, überwältigt von dem Schmerz, ihr Vaterland zu Trümmern gehen zu sehen. Die Straßen, die öffentlichen Plätze, vorzüglich aber die Kirchen, füllten sich mit diesen Bedauernswürdigen, welche, über ihre letzte Haabe hingestreckt, matte Seufzer ausstießen, ohne irgend ein Zeichen der Verzweiflung zu geben. Kein Geschrei, kein Zank! Sieger und Besiegte waren gleich betäubt von dem Schicksal, das über sie gekommen war. Der Brand wüthete bald in den schönsten Quartieren der Stadt. Alle die Palläste, die wir wegen der Eleganz ihrer Bauart und wegen des Geschmacks ihrer innern Verzierungen noch so eben bewundert hatten, wurden in Flammen eingewickelt und stürzen nach und nach

zusammen. Das Feuer verscho te die Kirchen nicht und das Blei, womit sie gedeckt waren, floß in Strömen. In den Hospitälern verbrannten 20,000 Verwundete. Der Tumult hob nicht eher an, als bis die Plünderung im ganzen Umfange dieser unermeßlichen Stadt geduldet wurde. Soldaten, Marketänder, Zuchthausgefangene und Lustdirnen durchliefen die Straßen, drangen in die verlassenen Palläste ein und raubten was ihrer Lüsternheit schmeicheln konnte. Die einen bedeckten sich mit Gold- und Seidenstoffen, die anderen mit den kostbarsten Pelzen, viele Zuchthausgefangene mit Hofkleidern. Ein Gegenstand der allgemeinsten Begierde waren die Keller, wo man sich in den köstlichsten Weinen berauschte, und dann mit wankenden Schritten den Raub entfernte. Und nicht auf die verlassenen Häuser beschränkte sich diese scheußliche Plünderung; alle ohne alle Ausnahme wurden durchwühlt, und wie der Brand die Plünderung, so begünstigte die Plünderung den Brand.

Gegen Abend hielt Napoleon sich nicht länger sicher in einer Stadt, die zu Grunde gehen zu müssen schien. Er verließ also den Kreml und begab sich mit seinem Gefolge nach dem Schlosse Peterskoe. Um sich dem öffentlichen Unwillen zu entziehen, wählte er die dunkelsten Straßen. Vergeblich; denn von allen Seiten schienen ihn die Flammen zu verfolgen; sie schlugen über seinem Haupte zusammen, wie Fackeln der Eumeniden, die den Verbrecher verfolgen. Auch die Generale erhielten den Befehl, Moskau zu verlassen; und dieser Befehl setzte den Ausschweifungen der Soldaten den Gipfel auf. Alle Zügel waren zerrissen. Nichts aber reizte ihre Be-

gehrlichkeit so sehr als die Kirche von St. Michael, welche zum Grabmal der russischen Kaiser bestimmt ist. Hier glaubte man unermeßliche Schätze zu finden. In diesem Wahn drangen Grenadiere in die Kirche, und stiegen, mit Fackeln in den Händen, in die unterirdischen Gewölbe herab, um das Schweigen der Gräber durch Raubgewühl zu unterbrechen. Statt der Schätze fanden sie steinerne Särge, mit rothem Sammt bedeckt, und dünne silberne Platten, auf welchen die Namen der Czaare, ihr Geburts- und ihr Sterbetag zu lesen waren. Mißvergnügt darüber, durchlaufen sie die unterirdischen Gewölbe aufs Neue; und erblicken, im Grunde eines dunklen Ganges, eine Lampe, deren erlöschendes Licht einen kleinen Altar bestrahlt. Sie stürzen darauf los; und was sich ihren lüsternen Blicken zuerst darstellt, ist ein junges Mädchen, anständig gekleidet, in der frömmsten Stellung. Die Bedauernswürdige, von Soldaten überrascht, stößt einen Schrei des Schmerzens aus, sinkt ohnmächtig zu Boden, und wird in diesem Zustande zu einem unserer Generale gebracht. Es war die unglückliche Paulowna, einer der vornehmsten russischen Familien angehörend, Braut eines jungen Kriegers, mit welchem sie in den letzten Tagen hatte vermählt werden sollen, durch einen Zufall bei der Flucht von Moskau von den Ihrigen getrennt. Zur Rettung ihrer Tugend hatte sie sich nach der Einnahme von Moskau in die St. Michaels-Kirche geflüchtet, und unter den Gräbern der Czaare verborgen gehalten. Dies alles erzählte sie, als sie wieder zur Besinnung gekommen war. Zugleich warf sie sich zu den Füßen des Generals, dem sie überliefert war, und be-

schwor ihn mit Thränen in den Augen, sich ihrer anzunehmen und sie ihren Eltern zurückzusenden. Der General stellte sich, als sey er von ihrem Schicksal gerührt, bot ihr sein Haus zum Zufluchtsort an, und versprach, alles, was in seinen Kräften stände, zur Erfüllung ihrer Wünsche zu thun. Wie er Wort hielt, wird der Verfolg dieser Geschichte zeigen.

Die Dunkelheit der Nacht diente nur, die Verwüstungen der Feuersbrunst noch schrecklicher zu machen. Doch noch mehr als durch diese, wurde das Herz erschüttert durch das Geschrei der Unglücklichen, die sich gegenseitig ermordeten, der jungen Mädchen, welche sich der Wuth der Soldaten zu entziehen suchten, der Mütter, die vergebens für ihre Töchter kämpften. Dazu kam das Geheul der Hunde, die, an den Thüren befestigt, den Flammen, von welchen sie umgeben waren, nicht entrinnen konnten. Lange Reihen von Karren, mit Beute beladen, fuhren indeß unter dem dicksten Qualm durch die Straßen, und sahen sich genöthigt, bei jedem Schritte Halt zu machen, und sogar umzukehren, wofern sie nicht ein Raub der Flammen werden wollten; wie sich denken läßt, unter dem fürchterlichsten Gebrüll ihrer Führer. Zur Rechten und zur Linken stießen abziehende Soldaten die Thüren ein, um kein Haus unberührt zu lassen; und fanden sich Gegenstände, die ihnen vorzüglicher schienen, so warfen sie die bereits gemachte Beute weg, um sich mit einer neuen zu beladen. Vielen von diesen Plünderern versperrte das Feuer den Weg, und indem sie von einer Straße in die andere liefen, um einen Ausgang zu finden, kamen sie nicht selten auf eine jäm-

merliche Weise um. Hier sah man, wie der Soldat, um Beute zu machen, allen Gefahren trotzt. Ueber Leichen und Blutströme schritten unsere Leute dahin, während zusammenstürzende Häuser sie von allen Seiten bedroheten und eine furchtbare Hitze ihnen den Athem nahm.

Vier Tage dauerte der Brand. Alles, was von der Armee in Moskau war, versammelte sich nach und nach um Peterskoe, wo Napoleon seit dem 16ten sein Hauptquartier hatte. Die kleine Zahl der Häuser um Peterskoe machte ein Unterkommen unmöglich. Menschen, Pferde und Wagen campirten mitten auf dem Felde; die Generalstäbe befanden sich in den englischen Gärten und wohnten unter Grotten, chinesischen Sommerhäusern und Kiosken, während die Pferde an Linden und Akazien angebunden standen. Dies mahlerische Lager wurde noch buntscheckiger durch die neue Bekleidung, welche die Soldaten annahmen. Die Trachten der Bewohner Moskau's waren auf sie übergegangen. Da sah man Soldaten, die wie Tartaren, Kosacken, Chinesen gekleidet waren. Der eine trug eine polnische, der andere eine persische, ein dritter und vierter eine Baskiren- oder Kalmücken-Mütze. Kurz, unsere Armee gewährte um diese Zeit das Bild einer Fastnacht; und darum sagten wir in der Folge: „unser Rückzug habe mit einer Maskerade angefangen und mit einer Beerdigung geendigt.“ Das Einzige, was alle Beschwerden vergeßen machte, war der Ueberfluß an Lebensmitteln. Man stand in Regen und Koth; aber man kehrte sich nicht daran, so lange man etwas zu verhandeln hatte. Denn, ob es gleich verboten war, nach Moskau zu gehen, so kehrten

doch die Soldaten dahin zurück, plünderten, wo noch etwas zu plündern war, und brachten die Hülle und Fülle ins Lager; und hier schacherte man denn, daß es eine Lust war. Die schönsten Sachen wurden für einen Spottpreis verkauft, und vermöge eines seltsamen Contrastes aß man auf freiem Felde von porcellanenen Tellern, trank man aus silbernen Bechern, und genoß man alles, was der Luxus Köstliches und Leckeres hat.

Da indeß der Aufenthalt in Peterskoe eben so ungesund als unbequem war: so kehrte Napoleon nach dem Kreml zurück, den ein Zufall verschont hatte. Ihm folgten die Generalstäbe und die Garde (20 und 21sten Sept.). Nach einer Aufnahme der Ingenieure existirte noch ein Zehntel von der Stadt. Dieses wurde unter die Corps der großen Armee vertheilt; und diesmal brachte uns die Wahl der Quartiere in keine Verlegenheit.

Beim Eintritt in die Stadt fühlten wir eine gewisse Beklommenheit. Alle die schönen Hotels — sie waren nicht mehr, und ihre noch rauchende Trümmer hatten die Straßen so verschüttet, daß man Mühe hatte, sich zurecht zu finden. Nur die steinernen Palläste verriethen noch, was sie sonst gewesen waren; vereinzelt unter einen Haufen von Kohlen und Asche, geschwärzt vom Rauch, glichen diese Trümmer einer neuen Stadt den Ueberresten des Alterthums. Jeder suchte ein Unterkommen; aber selten fand man eine Reihe von Häusern, welche einer Compagnie zum Obdach dienen konnte. Da viele Kirchen ihr Dach erhalten hatten, so wurden sie in Casernen nnd Pferdeställe verwandelt; und wo sonst

harmonische Hymnen gesungen waren, da vernahm man jetzt das Wiehern der Rosse und die Flüche der Soldaten. Von der Bevölkerung Moskau's waren nur die zurückgeblieben, welche in ihrer Armuth gegen alle Ereignisse gleichgültig sind. Diese hatten in Gärten, auf Spatziergängen u. s. w. aus halb verbrannten Brettern und Balken eine Hütte zusammengetragen. Nächst ihnen spielten die Freudenmädchen die erste Rolle; eine Classe, die von dem Brand in Moskau den größten Vortheil zog, da jeder, um ein Weib verlegen, die erste beste mit sich nahm, sie zur Frau vom Hause machte, und was von den Flammen verschont geblieben war, in ihre Hände gab. Auch führte uns das öffentliche Elend manches unschuldige Schlachtopfer zu; denn es fehlte unter uns nicht an Solchen, die das Vergnügen selbst auf abgehärmten Wangen suchten. Unter ihnen war die unglückliche Paulowna vielleicht die beklagenswertheste. Verführt durch eine scheinbare Großmuth, schenkte sie dem General, der sich ihrer angenommen hatte, ihr ganzes Vertrauen; und dieser, Gefühle heuchelnd, die ihm immer fremd geblieben waren, benutzte ihre abhängige Lage, um sie glauben zu machen, daß sie in ihm einen zuverläßigen Beschützer und Freund gefunden habe. Sie gab sich ihm hin, ohne zu ahnen, daß er verheirathet sey, und mit Bedauern sahen wir in ihr, die sich mit einer Vermählung schmeichelte, nur eine entehrte Sklavin.

Die furchtbarste Classe in Moskau war die der Zuchthausgefangenen, die keinen anderen Beruf fühlten, als sich von der Strafe für begangene Verbrechen durch neue Verbrechen loszukaufen. Während des Brandes

hatten sie sich durch die Keckheit ausgezeichnet, womit sie erhaltene Befehle durchgeführt hatten. Jetzt noch, nachdem neun Zehntel der Stadt in Trümmern lagen, zogen sie mit phosphorischen Feuerzeugen umher, um den Brand von neuem zu entzünden. Mit der Pechfackel in der Hand, wurden sie in einigen Häusern ertappt, in welche sie sich geschlichen hatten. Sie wurden hingerichtet; aber ihr Tod machte keinen Eindruck. Das Volk, welches seine Besieger immer verabscheut, betrachtete diese Hinrichtungen, unstreitig nicht mit Unrecht, als einen Calcul unserer Politik. Auf jeden Fall waren diese Schlachtopfer nicht dazu geeignet, unsere Lage zu verbessern. Durch scheinbaren Ueberfluß war unser Elend verlarvt. Es fehlte uns an Fleisch und Brod; dagegen war unsere Tafel mit eingemachten Sachen, Siropen und Bonbons besetzt. Kaffee und Weine aller Art, in Porcellan und krystallenen Vasen aufgetragen, zeigten bei uns, daß der Luxus der nächste Nachbar der Armuth ist. Der Umfang unserer Bedürfnisse nahm dem Gelde seinen Werth; und daher kam es, daß, bei allem Ueberfluß des Geldes, Tauschhandel getrieben wurde, wo man Wein für Tuch und Pelze für Zucker und Kaffee gab. Bei dem allen gab Napoleon die Hoffnung nicht auf, Leute zu gewinnen, die, um sich von seinem Joche zu befreien, ihr Vaterland zu einem ungeheuren Scheiterhaufen gemacht hatten. Um ihnen Vertrauen einzuflößen, theilte er die Ueberreste der Stadt in Quartiere, ernannte Commandanten für jedes einzelne, und setzte Magistratspersonen ein. Der General-Consul Lesseps, zum Gouvernör von Moskau ernannt, erließ eine Pro-

clamation, worin er die väterlichen Gesinnungen Napoleons rühmte; allein diese großmüthigen und wohlthätigen Verheißungen gelangten nicht zu den Moskowiten, und selbst, wenn dies der Fall gewesen wäre, so hätten sie darin nur den bittersten Spott sehen können. Der größte Theil von ihnen hatte sich nach der Wolga zurückgezogen, und was von den Einwohnern Moskau's bei der russischen Armee geblieben war, athmete, wie diese, nur Rache.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erblichkeit der Throne in den Staaten Europa's.

Die Zurückführung der Bourbons muß aus einem doppelten Grunde als eine europäische Begebenheit betrachtet werden; einmal, weil sie durch die Anstrengungen der sämmtlichen Mächte von Europa bewirkt worden ist, zweitens weil sie auf den gesellschaftlichen Zustand von ganz Europa zurückwirkt. Betrachtet man nämlich die französische Revolution in dem Lichte einer Verschwörung gegen die erblichen Throne: so hat das Gesetz, welches solche Throne will, über alle die Gefahren gesiegt, womit es seit mehr als zwanzig Jahren bedroht war, und in sofern die sittliche Eigenthümlichkeit unseres Erdtheils gerade auf diesem Gesetze beruht, ist dieselbe für einen langen Zeitraum — vielleicht für Jahrtausende gerettet.

Eine lange Verirrung hat im Jahre 1814 ihr Ende erreicht. Unwissenheit war die Hauptquelle derselben. Nichts ist dem menschlichen Geschlechte von jeher eigenthümlicher gewesen, als gerade diejenigen Gegenstände, die ihm zunächst liegen, am meisten zu vernachläßigen, und seine ganze Kraft solchen zuzuwenden, an welchen vielleicht nichts so anziehend ist, als ihre Unerforschbarkeit. Jahrtausende sind verstrichen, ehe der Mensch es für der Mühe werth hielt, die Beschaffenheit jenes Elements zu untersuchen, in welchem und durch welches er lebt. Auf gleiche Weise hat man jetzt erst angefangen,

in den Geist der neueren europäischen Gesetzgebungen einzudringen; und obgleich schon vor mehr als einem Jahrhunderte von einem großen Manne gesagt worden ist: „daß die Wissenschaft und die Macht des Menschen wesentlich Eins sind, daß man sich der Natur nur in sofern bemächtigt, als man ihr gehorcht, und daß, was in der Betrachtung sich als Ursache darstellt, in der Verrichtung zur Regel dient:" *) so hat man diesem Alles umfassenden Ausspruch doch bei weitem nicht die Anwendung gegeben, die ihm hätte zu Theil werden können.

Wenn ich mich hier also mit Untersuchungen über die Erblichkeit der Throne in den Staaten Europa's befasse: so geschieht es aus keinem anderen Grunde, als weil ich bemerkt zu haben glaube, daß diese Materie in den gewöhnlichen Staatsrechtslehren wenig erörtert ist. Es ist warlich nicht genug zu wissen, was Rechtes ist; man muß auch in den Geist der Gesetzgebungen eindringen, um Rechenschaft ablegen zu können über die größere oder geringere Güte der Gesetze. In einer bestimmten Gesetzgebung aufzuwachsen, seine Neigungen und Gewohnheiten durch dieselbe bestimmen zu lassen, und folglich mit derselben einverstanden zu seyn: dies mag im gewöhnlichen Laufe der Dinge hinreichen. Da dieser aber nicht immer derselbe bleibt, da außerordentliche Ereignisse nicht selten ins Mittel treten, da alsdann mehr zu geschehen pflegt, als vernünftiger Weise geschehen sollte: so ist es nicht blos nützlich, sondern sogar nothwen-

*) Ein Ausspruch des Kanzlers Bacon.

dig, die Bestimmung und den Zweck einzelner Gesetze zu erforschen, um sich jeden Augenblick darüber Rechenschaft ablegen zu können. Am Tage liegt, daß von allen Nationen diejenige die stärkste seyn würde, die ihre Gesetzgebung am besten begriffen hätte; denn einmal würde diese Nation die besten Gesetze haben, und zweitens würde sie dieselben am kräftigsten und nachdrücklichsten vertheidigen, ohne jemals den Sophismen zu unterliegen, die von aussen her auf sie losstürmen können. Dergleichen haben wir in unseren Tagen, wenigstens in der Annäherung, an den Franzosen und den Engländern erlebt, von welchen jene in ihrer Unbekanntschaft mit aller Gesetzgebung aus einem Revolutionsstrudel in den anderen geriethen, während diese, ihre Gesetzgebung als ihr Heiligstes vertheidigend, allen Unfällen eines langen Kampfes zum Trotz, zuletzt Sieger geblieben sind. Ein solches Beispiel aber ist wohl dazu gemacht, jeden Versuch, den Geist der Gesetze zu erörtern, selbst wenn er nicht vollständig gelingen sollte, Billigung oder wenigstens Verzeihung zu verschaffen.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß die Natur eines Dinges sich nie an dem Dinge selbst, sondern nur in der Vergleichung desselben mit verwandten, oft nur in der Vergleichung mit ganz entgegengesetzten Dingen erkennen lasse, bemerke ich zunächst, daß die Staatsgesetzgebung, welche Europa in der gegenwärtigen Zeit eigen ist, diesem Erdtheil nicht in allen den Jahrhunderten eigen war, von welchen die Geschichte handelt. Um das Problem des höchstmöglichen Grades bürgerlicher Freiheit, auf welchen es bei der Staatsgesetzgebung allein ankommt,

ankommt, gehörig zu lösen, hat der menschliche Geist, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden, die mannichfaltigsten Wege eingeschlagen, welche das Ziel bald näher gerückt, bald entfernt haben. Unstreitig giebt es nur Eine Regierungsform, die für die beste erklärt werden muß; und dies würde gerade diejenige seyn, die dem obersten und allgemeinsten Naturgesetze am meisten entspräche. Da aber der Mensch, als politischer Schöpfer, nichts so leicht vernachlässigt, als die Rücksicht auf dieses oberste und allgemeinste Naturgesetz: so hat es ihm auch beinahe zu allen Zeiten an einer zuverlässigen Grundlage für seine Schöpfungen gefehlt; und so ist es geschehen, daß man zwischen den verschiedensten Systemen hin und her geschwankt hat. Um blos bei Europa stehen zu bleiben, so wissen wir aus der Geschichte, daß der atheniensische Staat, einen langen Zeitraum hindurch, ganz demokratisch verwaltet wurde, während der lacedemonische Staat, in eben diesem Zeitraum, an der Stelle des einigen Monarchen, welchen die neuere Staatsgesetzgebung als nothwendig setzt, deren zwei in einer wenig unterbrochenen Erfolge hatte. Wir wissen ferner, daß der römische Staat, bei einer nicht geringen Ausdehnung, sich fünf Jahrhunderte hindurch, mit zwei Consuln behalf, deren Wirksamkeit auf den Kreislauf eines eines einzigen Jahres beschränkt war. Wir wissen endlich, daß, selbst nach der Einführung des erblichen Systemes in Europa, in diesem Erdtheil, außer mehreren Wahlreichen, Republiken bestanden, in welchen, unter einem auf Lebenszeit gewählten Staatsoberhaupt, Doge genannt, der Charakter der Einheit dem Charakter der

Gesellschaftlichkeit untergeordnet war. Und diese ganz verschiedenen Mittel, das größte Maaß bürgerlicher Freiheit hervorzubringen — denn in diesem Lichte müssen alle Verfassungen, welches auch immer ihr Grundcharakter seyn möge, aufgefaßt werden — haben die allerverschiedensten Wirkungen hervorgebracht. In den Republiken, wo und wann sie auch existiren mochten, bemerkte man immer eine große Unruhe, die, wenn sie nicht durch einen freien Handelsverkehr gestillt werden konnte, sich selbst in den anhaltendsten Kriegen genügte; kein Wunder, da dem Regierungs-System zu seiner Vollständigkeit das fehlte, was schlechterdings erforderlich war, um innere Ruhe und mit ihr eine ebenmäßige Entwikkelung unter dem Schutze guter Gesetze hervorzubringen! Welchen Einfluß Roms frühere Verfassung auf Roms Politik gehabt habe, ist zwar von keinem der großen Schriftsteller nachgewiesen worden, welche diesen Staat zum Gegenstande von Untersuchungen gemacht haben: allein was war natürlicher, als daß Consuln, deren Macht auf den kurzen Zeitraum Eines Jahres beschränkt war, dieselbe dem Kriege zuwendeten, und so dem ganzen Staate den Charakter eines Militär-Staats gaben? Es war ja die einzige Auszeichnung, welche sie ihrer Regierung geben konnten, wenn sie, gegen den Schluß des Jahres, mit Beute beladen oder mit dem Nachweis von Vergrößerungen nach Rom zurückkehrten. Daß ihnen, besonders in den ersten Anfängen, die Umstände günstig seyn mußten, und daß Rom, wenn es von mächtigen Staaten umgeben gewesen wäre, klein und ruhmlos geblieben seyn würde, versteht sich wohl von selbst:

alles Uebrige aber machte sich, in Kraft der Verfassung, wie es scheint, mit einer solchen Nothwendigkeit, daß wir gar keine Ursache haben, über die Größe und den Umfang zu erstaunen, zu welchen Rom im Laufe der Jahrhunderte gelangte; denn könnten dieselben Ursachen zurückkehren, so würden die Wirkungen noch immer dieselben seyn. In den Wahlreichen der neueren Zeit kam es nicht sowohl darauf an, die Verfassung durch ein gutes Gesetz zu vervollständigen, als anderweitigen Gebrechen durch die Kraft der Persönlichkeit zu begegnen; da man aber auf der anderen Seite in diese Gebrechen allzu verliebt war, um der Persönlichkeit einen freien Spielraum zu gestatten: so vermehrte man durch die Wahl des Monarchen nur den Widerspruch, in welchem man mit dem übrigen Europa stand, bis der Zeitpunkt erschien, wo die Idee eines Wahlreichs gänzlich aufgegeben werden mußte. Die italienischen Republiken, mit lebenslänglichen Dogen an ihrer Spitze, konnten nie die Rolle ihres großen Vorbildes, des alten Roms, spielen; und die Ursache, warum sie sich mehr dem Handel als dem Kriege ergaben, lag unstreitig mit in der Lebenslänglichkeit der Dogen, würde, wenn es gleich lächerlich seyn würde, Alles auf dieselbe zu beziehen. Der Kirchenstaat ist seit länger, als einem Jahrtausend, einer ganz eigenthümlichen Gesetzgebung unterworfen gewesen. Was man mit unumstößlicher Wahrheit sagen kann, ist, daß in ihm nie der höchste Grad bürgerlicher Freiheit durch die beste organische Gesetzgebung bezweckt wurde. Obgleich auf dieser Welt, sollte er doch nicht von dieser Welt seyn; und nur so hat es geschehen können, daß er unter

einem Oberhaupte steht, dessen Wählbarkeit, nothwendig um der höheren Persönlichkeit willen, durch eine gesetzmäßige Ehelosigkeit verbürgt ist. Alles, was sich über den Geist der übrigen europäischen Gesetzgebung sagen läßt, verträgt sich mit keiner Anwendung auf ihn. Er hat mit der seinigen mehr als einem Jahrtausend getrotzt, und er wird noch einem zweiten Jahrtausend trozzen, wenn das, was wir sowohl in diesem, als in einigen nachfolgenden Aufsätzen vorzutragen gedenken, eine bloße Chimäre, und der menschliche Geist in sich selbst unfähig ist, das wahre göttliche Gesetz zu erkennen, das kein anderes seyn kann, als das Naturgesetz in seiner höchsten Allgemeinheit.

Es hat sehr lange gedauert und große Anstrengungen gekostet, ehe das erbliche System sich in Europa feststellen konnte. Nicht daß dies nicht in den Wünschen aller Derer gelegen hätte, die, es sey unter welcher Benennung es wolle, an der Spitze der Staaten standen; allein es waren Hindernisse da, die nicht überwunden werden konnten. Nach dem Untergange der römischen Republik hatte Octavian nichts so sehr am Herzen, als die Augustuswürde in seiner Familie erblich zu machen. Die Größe des Reichs begünstigte ein solches Unternehmen; und da die ganze Gesetzgebung in die Willkür des Imperators gelegt war, so sollte man glauben, es habe nur einiger Federstriche bedurft, um die Erblichkeit des Thrones zum Gesetz zu erheben. Gleichwol wagte Octavian es nicht, irgend etwas über die Succession zu bestimmen; er hielt es für weit sicherer, das Ziel seiner Wünsche auf indirectem Wege zu erreichen, und duldete

selbst das Schlechte, um jenes nicht zu verfehlen. Dahin gehörte unter andern, daß er, gegen seine bessere Ueberzeugung, die Geldspenden und Viscerationen fortsetzte, damit Niemand durch Zurückführung dieser Ueberbleibsel einer abscheulichen Staatsverwaltung seiner Dynastie gefährlich werden möge Also nicht in Kraft irgend eines Gesetzes, sondern nur in Kraft von List und Gewalt wurde Tiberius der Nachfolger des Augustus. Und dieselbe Bewandniß hatte es mit allen nachfolgenden Imperatoren bis zum Untergange des weströmischen Reichs, so daß die Bewohner des römischen Reichs nie die erbliche Monarchie kennen lernten. Zwar pflanzte sich die Monarchie bisweilen auf die dritte Generation fort; aber in dieser erschöpfte sie sich auch wieder. Hiermit hingen Erscheinungen zusammen, welche den neueren europäischen Reichen durchaus fremd geblieben sind. Wenn Frankreich in dem Zeitraum von zwölf Jahrhunderten nur 64 Könige gezählt hat: so zählte das römische Reich in einem Zeitraum von hundert und sechzig Jahren deren nicht mehr und nicht weniger als neun und sechzig unter dem Titel von Imperatoren und Cäsarn. Die Ursache dieses Unterschiedes kann zuletzt nur in dem monarchischen Systeme liegen, je nachdem dieses erblich oder nicht erblich ist. Alles boten die römischen Imperatoren auf, um eine solche Stellung gegen ihre Unterthanen zu nehmen, daß diese mit ihrem Daseyn ausgesöhnt würden; aber nie erreichten sie ihren Zweck ganz, und indem man sie fortdauernd wie Löwen unter einer Heerde von Schafen betrachtete, konnte es nicht fehlen, daß die Meisten von ihnen etwas ganz anderes

wurden, als was sie, ihren Vorsätzen nach, seyn wollten. Spürt man den Ursachen nach, um derentwillen die Monarchie im Römerreiche nicht erblich (in unserem Sinne des Worts) werden konnte: so lassen sich folgende angeben. Erstlich war die Idee einer erblichen Magistratur den Römern, welche seit so vielen Jahrhunderten nur jährliche gekannt und geduldet hatte, so fremd, daß sie dieselbe auch nicht in der Person ihres Staatschefs ertragen konnten; gewohnt, alles auf die Personen zu beziehen und die Kraft der Dinge ganz aus den Augen zu lassen, konnten sie sich nicht vorstellen, daß in einem erblichen System irgend eine Garantie für die Sicherheit und freiere Entwickelung der Gesellschaft enthalten sey. Zweitens hatten sich die Imperatoren, während der Bekämpfung des republikanischen Systems, der Mittel beraubt, den Thron durch die Kraft solcher Körperschaften zu beschützen, die, indem sie dem öffentlichen Willen die nöthige Nützlichkeit geben, zugleich die Erblichkeit garantiren; sie hatten für immer mit dem Senat, wie dieser mit ihnen, gebrochen. Drittens, indem der römische Thron keine andere Stütze hatte, als das Militär, konnte er nicht zur Erblichkeit gelangen; denn sehr richtig bemerkt Montesquieu, daß zweimal hundert tausend Mann, wie groß ihre Kraft auch im Uebrigen seyn möge, nicht das Vermögen haben, das Leben eines Monarchen zu beschützen, weil alle Unordnungen im Staate sie zuerst treffen, und sie folglich aufgefordert werden, jeder Verschwörung beizutreten; auch hat sich im neueren Europa die Erblichkeit des Thrones lange vor der Entstehung der stehenden Heere fest-

gestellt. Viertens war der Erblichkeit des Thrones nichts so hinderlich, als der Imperator-Titel, der immer nur an den glücklichen Feldherren, nie an den Staats-Chef erinnerte; die Römer waren durch eine Reihe von Jahrhunderten so verwöhnt, daß sie an ihren Fürsten nur die Eigenschaften schätzten, die einem Staats-Chef unserer Zeit gerade die entbehrlichsten sind, nämlich Feldherrn-Talent, Kriegsmuth u. s. w. Und so begreifen wir denn, weshalb es im römischen Reiche, allen Wünschen und allen Versuchen zum Trotz, keinen erblichen Thron geben konnte; und wie geneigt man auch immer seyn möge, die Schuld davon auf die Personen abzuwälzen, so muß man doch gestehen, daß sie bei weitem mehr den Dingen zur Last fällt, welche viel zu stark waren, als daß die persönliche Kraft eines Einzelnen ausgereicht hätte, ihre Macht zu besiegen.

Dürfte man sich über die Entstehung des erblichen Throne Spekulationen hingeben, so könnte man dieselbe auf einen freien Vertrag zwischen den Völkern und den Souveränen gründen. Alsdann würden die Völker in Beziehung auf den in Rede stehenden Gegenstand ungefähr folgenderweise empfunden und gedacht haben: „Wir bedürfen der Leitung eines Monarchen, weil der Wille eines Einigen weit mehr vor Verwirrung schützt, als der Wille von Vielen. Wollten wir aber dem Willen unserer Monarchen allzu enge Schranken setzen: so würden wir dadurch nur der Klarheit desselben schaden; denn allzu enge Schranken haben das Eigenthümliche, daß sie die Leidenschaft an die Stelle der Vernunft bringen. Wir sind also um unseres eigenen Vortheils willen ge-

nöthigt, das höchste Vertrauen in die Sittlichkeit unseres Fürsten zu setzen. Dürfen wir aber hierbei stehen bleiben? Keineswegs! Es muß noch ein zweiter Schritt gethan werden: wir müssen nämlich mit dem Charakter der Unumschränktheit für unseren Regenten den der Erblichkeit verbinden. Durch jenen retten wir unsere Freiheit, durch diesen bewirken wir, daß wir im Einverständniß mit unseren Monarchen bleiben, indem wir sie gewissermaßen zwingen, unser Interesse zu dem ihrigen zu machen. Allerdings entsagen wir dadurch den Vortheilen der Wahl. Aber sind diese Vortheile so bedeutend, daß es keine größeren gäbe? So viel liegt am Tage, daß der erbliche Monarch, gerade vermöge der Erblichkeit, aller zweideutigen Verdienste um das Volk überhoben ist. Nur Er kann eine friedliche Gesinnung in sich tragen, weil in seiner Lage nichts enthalten ist, was zu Eroberungen treibt; zu Eroberungen, die in der Regel zum Nachtheil der Völker sind, theils weil sie nur auf ihre Kosten zu Stande gebracht werden können, theils weil sie ihren sittlichen Charakter verderben. Der erbliche Monarch wird vielleicht minder glänzende Eigenschaften besitzen, als der nicht erbliche; allein auch dies kommt den Völkern zu Gute: denn die Erfahrung lehrt, daß der Monarch, um glänzende Eigenschaften offenbaren zu können, genöthigt ist, sein Volk in ein bloßes Werkzeug zu verwandeln, wobei es sich immer am schlechtesten befindet. Selbst wenn das erbliche System die positive Wirkung hervorbrächte, das Genie vom Throne zu verbannen: so müßte man dem menschlichen Geschlechte dazu Glück wünschen, weil sich das Genie schwerlich

mit der Macht vereinigen läßt, ohne daß daraus eine Geißel für die Menschheit hervorgehe. Sey dem aber, wie ihm wolle: da die menschliche Natur sich nur mit der Mäßigung verträgt, so müssen unsere Monarchen, um unserm Bedürfniß zu entsprechen, selbst das Gute mit Mäßigung wollen, weil sie sonst Gefahr laufen, an die Stelle des Guten das Böse zu bringen."

Das Wahre von der Sache ist, daß die Völker über die Erblichkeit des Throns nie so gedacht haben. Hätte diese also auf diesem Wege zum Vorschein kommen sollen: so würde sie nie entstanden seyn. Sie ist, in Wahrheit, weniger edlen Ursprunges, und hat sich, wie alles Schöne und Gute, sehr allmählig und gewissermaßen ganz von selbst eingestellt, so daß ihre erhabensten Wirkungen nie berechnet worden sind. Ihren ersten Anfang nahm sie in jenen Reichen, welche auf die Trümmer des in sich selbst versunkenen Römerreichs gegründet wurden. Ursprünglich lag ihr der Begriff vom Eigenthum zum Grunde; denn die Stifter jener Reiche befanden sich in der Nothwendigkeit, ihre Eroberungen als etwas zu betrachten, das ihnen erb- und eigenthümlich gehöre, und worüber sie folglich mit der freiesten Willkür verfügen könnten; dies brachten theils ihre Verhältnisse zu den überwundenen Völkern, theils die besonderen Umstände mit sich, worin sich die einzelnen Provinzen des Römerreichs dadurch befanden, daß an die Stelle der Geldwirthschaft eine Produktenwirthschaft getreten war. Indem aber diese Monarchen den Thron als Eigenthum nahmen, behandelten sie denselben auch als solchen; und die Folge davon war, daß sie kein Be-

denken trugen, die von ihnen ausgeübte Herrschaft nach ihrem Tode unter ihren Nachkommen zu theilen. Die Uebel, welche aus diesem Verfahren hervorgingen, waren die nächste Veranlassung zu den Gesetzen, wodurch noch jetzt die Erbfolge geregelt ist. Man sah nähmlich ein, daß, um dem Bürgerkriege zu entgehen, kein anderes Mittel sey, als dem Begriff des Eigenthums in Beziehung auf den Thron zu entsagen und den Begriff des Fidei-Commisses an die Stelle desselben zu bringen. Auf diese Weise rettete man die Erblichkeit des Throns, ohne den Bedingungen zu entsagen, unter welchen der Charakter der Einheit, welcher der Regierung so nothwendig ist, allein möglich ward. Wie man auch über die Sache selbst raisonniren mochte, immer war es eine von den schönsten Conceptionen des menschlichen Verstandes, den Thron zu einem Fidei-Commiß zu erheben, welches zwar nach gewissen Gesetzen in einer gegebenen Familie forterben sollte, doch so, daß der Inhaber des Thrones sich nie zum Meister dieser Gesetze machen könnte. Die Größe und Schönheit dieser Conception lag eigentlich darin, daß das Leben des Volks seiner ganzen Dauer nach in derselben zusammengefaßt, die Existenz jedes Monarchen einem bestimmten Gesetze unterworfen, das Regieren eben so sehr von Seiten der Pflicht als von Seiten des Rechts genommen, und durch dies alles zusammen genommen das Leben des Herrscherstammes an das große Volksleben gebunden wurde. Darum sind die Erbfolgegesetze in den modernen Gesetzgebungen zugleich der vollkommenste und der achtbarste Theil; und mit Wahrheit kann behauptet werden, daß von dem Augen-

blick an, wo sie über Europa gekommen sind, der Despotismus seinem Wesen nach verschwunden ist. Nicht daß einzelne Monarchen in Kraft besonderer Umstände nicht Fehlgriffe thun und folglich den Schein von Despotismus gewinnen könnten; aber der Despotismus hat keine Wurzel mehr in ihren Herzen und in ihren Gesinnungen, und wenn in der Römerwelt nichts gemeiner und nichts natürlicher war, als gleiches Verfahren bei ganz ungleichen Vorsätzen, so hat die neu-europäische Welt das Eigenthümliche, daß sich in ihr das Umgekehrte darstellt. In jener war der Despotismus unsterblich, und selbst die besten Monarchen konnten ihm nur dadurch entrinnen, daß sie sich in den Krieg warfen und an fremden Nationen übten, was sie an den eigenen Unterthanen nicht üben wollten; in dieser ist der Despotismus als eine Verirrung zu betrachten, von welcher man nothwendig zurückkommt, wenn man darin nicht untergehen will. Leistete die Idee des Fidei-Commisses in Beziehung auf das Regierungsgeschäft auch nichts weiter, als daß sie die Pflicht auflegt, so zu regieren, daß der Thron ungestört forterben könne auf die, welche durch die Erbfolgegesetze auf denselben berufen sind: so würde sie immer etwas Großes, in der alten Welt nie Vorhandenes leisten. Sie leistet aber noch weit mehr, und ohne alle Uebertreibung läßt sich behaupten, daß sie die Mutter-Idee des ganzen gesellschaftlichen Zustandes von Europa sey.

Wenn wir nämlich in Gedanken das erbliche System aus Europa verbannen und an die Stelle der bisherigen Erb-Monarchieen lauter Wahl-Monarchieen brin-

gen: so erhalten wir eine bestimmte Zahl von Königen, von welchen jeder, es sey nun um der Wahl, die ihn getroffen hat, Ehre zu bringen, oder um sich neue Verdienste um die Nation, an deren Spitze er steht, zu erwerben, genöthigt ist, dieselbe Rolle zu spielen, welche wir einen Staatschef unserer Zeit haben spielen gesehen. Was folgt aber daraus? Nichts mehr und nichts weniger, als ein Krieg Aller gegen Alle über die ganze Oberfläche von Europa, mit einem Worte, eine Verwirrung, welche wir Mühe haben uns zu denken. Nur der erbliche Fürst ist im Stande, in dem eigenen Recht das Recht anderer Fürsten zu respektiren; der nicht erbliche kann niemals etwas anderes thun, als die Gewalt an die Stelle des Rechts zu bringen, und es darauf ankommen zu lassen, wie gut oder wie schlecht er dabei fahren werde. Das Betragen der Usurpatoren, d. h. derjenigen, welche die Anfangspunkte neuer Herrscher-Familien bilden sollten, ist, nach der Aussage der Geschichte, zu allen Zeiten eins und dasselbe gewesen; und daraus läßt sich schließen, daß in demselben sehr viel Unfreiwilliges war, und daß folglich in ihnen die Kraft der Dinge den Ausschlag gab über die Kraft der Personen. Dies nun würde sich fortdauernd darstellen, wenn das erbliche System wirklich aus der europäischen Welt verbannt würde, so daß, um diese Welt ganz zu Grunde zu richten, nichts weiter erforderlich wäre, als die Einführung von Wahlmonarchen an der Stelle der bisherigen Erbmonarchen. Und so ist bewiesen, daß Europa alles, was es wirklich ist, in Kraft der Erbfolge-Gesetze ist, welche es seit einem Jahrtausend regieren.

„Aber, wird man fragen, woher kommt es, daß, obgleich das erbliche System den ewigen Frieden in sich schließt, der Krieg in Europa beinahe nie ausstirbt?"

Im Allgemeinen kann man auf diese Frage antworten: „daß die europäischen Kriege trotz dem erblichen System entstehen, das auf ihre Verhinderung abzweckt." Soll nun die Entstehung dieser Kriege auf eine positivere Weise erklärt werden, so muß man zuförderst bemerken, daß das erbliche System und die Gesetze, welche demselben zum Grunde liegen, weder auf die Fürsten, noch auf die Völker mit einer so absoluten Gewalt einwirken, daß sie sich ihrer in jedem Augenblick gleich lebhaft bewußt wären; es geht vielmehr damit, wie mit dem moralischen Ideal überhaupt, das, obgleich nie ohne allen Einfluß, doch nicht auf alle Personen und in allen Augenblicken gleich sehr einwirkt. Nächstdem ist nicht zu übersehen, daß das erbliche System nur ein Theil der europäischen Gesetzgebung ist, und daß andere Theile demselben schnurstracks entgegen wirken. Die Stellung, welche die europäischen Staaten durch ihre gesammte organische Gesetzgebung gegen einander haben, ist zur Zeit noch von einer solchen Beschaffenheit, daß ein Friede von längerer Dauer bei weitem mehr das Werk des Zufalls, als das der Weisheit genannt werden muß. Vermöge dieser Stellung convergiren die Nationen Europa's bei weitem mehr, als sie sollten. Um anhaltend in Frieden zu leben, sollten sie mehr divergiren. Da sie dies aber nur in sofern können, als sie sich dem Meere, dieser allgemeinen Pflegemutter des menschlichen Geschlechts, zuwenden; so ist vor allen Din-

gen erforderlich, daß sie das Verhältniß des flüssigen Theiles der Erdkugel zu dem festen besser ins Auge fassen, als es bisher geschehen ist. In Wahrheit dies Verhältniß ist bis jetzt nur allzu sehr vernachlässigt worden, und die Folge davon ist keine andere gewesen, als daß Völker, die ihrer ganzen Lage nach nur Volksstämme waren, in ihren Ansprüchen viel zu weit gegangen sind und noch gehen. Wie lange dies fortdauern werde, bleibt dahin gestellt; doch ist zu erwarten, daß sich, im Laufe der Zeiten, durch eine anhaltende Bearbeitung gewisser Ideen, Mittel darbieten werden, den mit der Existenz aller Binnenstaaten nothwendig verbundenen Nachtheilen abzuhelfen. So wie demnach die Wissenschaft der Regierung bisher vervollkommt worden ist: so wird sie auch in Zukunft vervollkommt werden, und das erbliche System, welches bisher den glänzendsten Theil der Staatsgesetzgebung ausmachte, nicht immer in dem Falle seyn, vereinzelt dazustehen.

So viel über die Erblichkeit des Thrones, deren Verkennung in den letzten zwanzig Jahren so viel und so großes Elend über Europa gebracht hat. Nach den Erfahrungen, welche wir in eben diesem Zeitraum gemacht haben, ist nicht zu erwarten, daß jene jemals wieder Statt finden werde. Gleichwol ist zu wünschen, daß das erbliche System in seinen Wirkungen immer mehr befestigt und — wenn man diesen Ausdruck gefallen will — immer allgegenwärtiger werde. Um dies zu bewirken, ist nichts so nothwendig, als daß der übrige Theil der Staatsgesetzgebung mit ihm in Harmonie gebracht werde. Daß dies möglich sey, leidet keinen Zwei-

fel; alles kommt auf die Mittel an, die man dazu anwendet. Diese aufzufinden, ist das Geschäft, welches frühere Gesetzgeber ihren Nachfolgern im neunzehnten Jahrhunderte übermacht haben — übermachen mußten, weil es weder in ihrer Einsicht noch in ihrem Interesse lag, der Zeit vorzugreifen. Wenn das Problem jeder Gesetzgebung darin besteht, die größte gesellschaftliche Harmonie hervorzubringen — und worin sollte es sonst wohl bestehen? — so liegt es in der Natur der Dinge, daß die Mittel, dieses Problem zu lösen, nicht zu allen Zeiten dieselben sind*). Ein Jahrhundert arbeitet in dieser Hinsicht dem andern vor; und es würde eine tadelnswerthe Kurzsichtigkeit verrathen, dies weder anzuerkennen, noch zu benutzen. Die Sache selbst ist von so entschiedener Wichtigkeit, daß wir noch öfter auf dieselbe zurückkommen werden, diesmal damit zufrieden, unseren Lesern die Erblichkeit des Thrones wichtiger gemacht zu haben, als sie ihnen bisher erschienen seyn mag.

---

*) Es bleibt ewig wahr, was ein westgothischer Gesetzgeber gesagt hat, nämlich: ex dispositione legis oritur institutio morum, ex institutione morum, concordia civium; ex concordia civium, triumphus hostium. Die Hauptsache aber ist, die Sache da anzugreifen, von wo aus allein ein Gelingen möglich ist. Ohne eine gute organische Gesetzgebung wird die bürgerliche Gesetzgebung ewig schwanken, und folglich die Gesellschaft nie wissen, woran sie mit sich selbst ist. Wenn also jene gehörig vervollständigt ist, so versteht sich die Verbesserung von dieser ganz von selbst.

Ueber Carnots Denkschrift.

Die Schrift, von welcher hier die Rede ist, führt den Titel: Mémoire adressé au Roi en Juillet 1814. Par M. *Carnot*, Lieutenant-général, chevalier de l'Ordre royal et militaire de St. Louis. Hinzugefügt ist das Motto:

Bientôt ils vous diront, que les plus saintes loix,
Maitresses du vil peuple, obéissent aux Rois.

Das Außerordentliche in der Begebenheit, welche die Einnahme von Paris herbeiführte (ich meine die Rückkehr des alten Herrscherstammes nach Frankreich), und das Ungemeine in dem Charakter des gegenwärtigen General-Lieutenants Carnot, scheinen gleich viel dazu beigetragen zu haben, daß diese Schrift in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit über ganz Europa verbreitet worden ist.

In der That hat das europäische Publikum seit ungefähr zwanzig Jahren nicht aufhören können, sich für einen Mann zu interessiren, der, als Mitglied des berüchtigten Wohlfahrtsausschusses, eine Stütze des Terrorismus war, und sich hinterher von dem Vorwurfe der Tyrannei und Grausamkeit durch das anerkannte Verdienst, die französischen Armeen zum Sieg geführt zu haben, befreite; der, als einer von den fünf Directoren, in den Verdacht gerieth, mit mehreren Mitgliedern des Raths der Fünfhundert gegen sein Vaterland conspirirt zu haben, und einer Verweisung nach Cayenne nur durch eine schleunige Flucht nach Deutschland entging; der,

nach

nach dem 18 Brumaire, zurückberufen und im Tribunate angestellt, als Tribun gegen die Verwandlung des Consulats in eine erbliche Kaiserwürde aus allen Kräften protestirte; der, nach der Auflösung des Tribunats zurückgesetzt und vergessen, sich und seine zahlreiche Familie durch Betreibung von Bankier-Geschäften aufrecht erhielt, bis Napoleon im Jahre 1809 ihm ein Retraite-Gehalt zahlen ließ; der endlich, in den letzten Zeiten, als Vertheidiger von Antwerpen, die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, theils durch die Menschlichkeit, womit er die Bewohner dieser Stadt behandelte, theils durch die große Uneigennützigkeit, womit er (einer von den entschiedensten Feinden Napoleons) alle Bestechungsversuche zurückwies *). Während die französische Revolution selbst aufgehört hat, ein Räthsel zu seyn, ist Carnot, vermöge seiner Eigenthümlichkeit, ein Räthsel geblieben; und was sich nicht läugnen läßt, ist, daß er zu den außerordentlichsten Charakteren unserer Zeit gehört.

Auch seine Denkschrift trägt ein außerordentliches Gepräge. Titel und Inhalt stehen in dem auffallendsten Widerspruche. Dem Titel nach erwartet man eine Schrift, die, was auch ihr Inhalt sey, das natürliche Verhältniß eines General-Lieutenants zu seinem Könige abspiegelt. Davon ist in der Schrift selbst keine Spur; nicht einmal angeredet wird Ludwig der Achtzehnte in dersel-

*) In dem Vorbericht zu der oben erwähnten Schrift wird behauptet, daß seine Integrität durch das Anerbieten von acht bis 10 Millionen (Franken) für die Auslieferung Antwerpens nicht erschüttert worden sey.

ben. Dem ganzen Inhalte nach aber ist diese Schrift nicht an den König von Frankreich, sondern gegen eine Parthei gerichtet, die, Rache suchend, sich bereits bis zur Furchtbarkeit erhoben hat. Diese gefährliche Parthei in Zaum zu halten, ist des Verfassers große Angelegenheit, und die Argumente, deren er sich bedient, sind für ein wahrheitliebendes Gemüth um so auffallender, je unbedingter man sie verwerfen muß.

Die große Frage ist: wer die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten zu verantworten habe? Herr Carnot bietet seinen ganzen Witz auf, seinen Gegnern zu beweisen, daß sie allein die Schuld dieser Hinrichtung tragen. „Nicht die," sagt er, „die für den Tod des Königs gestimmt haben, sind als seine Mörder zu betrachten, wohl aber die, welche die Waffen gegen ihr Vaterland ergriffen haben. Jene haben als Richter, die von der Nation constituirt waren, gesprochen, und brauchen über ihr Urtheil Niemand Rechenschaft abzulegen. Haben sie sich geirrt, so befinden sie sich in demselben Falle, worin sich alle Richter befinden, die sich geirrt haben: sie haben sich mit der ganzen Nation geirrt, welche das Urtheil forderte, welche es hinterher durch Tausende von Adressen bestätigte; sie haben sich mit allen Nationen Europa's geirrt, die mit ihnen unterhandelt haben, und noch jetzt mit ihnen in Frieden leben würden, wenn sie nicht nach einander die Schlachtopfer eines neuen Emporkömmlings geworden wären. Aber ihr, die ihr nach beigelegtem Sturme zum Vorschein kommt — womit wollt ihr euch darüber rechtfertigen, daß ihr einem Könige, den ihr zu beklagen affectirt, euren Beistand so

unerbittlich versagtet? ihr, deren Begehrlichkeit er die Hülfsquellen des öffentlichen Schatzes aufgeopfert hatte; ihr, die ihr durch die Treulosigkeit eurer Rathschläge ihn in das Labyrinth verwickeltet, aus welchem er nur durch eure Anstrengungen hervorgehen konnte? Wie konntet ihr ihm die freiwilligen Geschenke versagen, um die er euch bat? wie ihm die Zuschüsse verweigern, welche eure Verschleuderungen unumgänglich nothwendig gemacht hatten? Was haben die Notablen für ihn gethan? Was die Geistlichkeit, was der Adel? Wer hat die Generalstaaten aufgerufen? Wer ganz Frankreich in den Insurrections-Zustand versetzt? Und, als die Revolution einmal angefangen hatte — wer war im Stande, sie in ihrem reißenden Laufe aufzuhalten? Wenn ihr es konntet, warum habt ihr es nicht gethan? Wenn ihr es nicht konntet, warum werft ihr Andern vor, es nicht gethan zu haben? Ludwig der Sechzehnte, sagt ihr, ward der beste der Könige, der Vater seiner Unterthanen. Gut; aber was habt ihr gethan, diesen Vater seiner Unterthanen, diesen besten der Könige zu retten? Habt ihr ihn nicht wie Memmen verlassen, als ihr ihn in der Gefahr erblicktet, in welche ihr ihn gestürzt hattet? War es nicht eure Pflicht, ihm einen Wall aus euren Leibern zu machen? Brachte dies nicht euer Eid mit sich, ihn bis auf den letzten Tropfen Bluts zu vertheidigen? Wenn er der Vater seiner Unterthanen war, wart ihr nicht vorzugsweise seine Kinder? Hatte er sich nicht um euretwillen in Schulden gesteckt? Hatte er nicht, um eurer Habsucht zu genügen, die Liebe seiner übrigen Kinder aufgeopfert? Und ihr verließet ihn in

dem Kampf mit Denen, die ihr gegen ihn aufgebracht habt! Wie, sollten Republikaner denjenigen mit Worten von der Rednerbühne aus vertheidigen, den ihr mit euren Degen zu vertheidigen nicht gewagt hattet? Welcher Stützpunkt blieb denn den Republikanern, die, ihrem eigenen Vortheile entgegen, den König hätten retten mögen, da ihr, seine natürlichen und pflichtmäßigen Vertheidiger, die Flucht ergriffen hattet? Liegt es nicht am Tage, daß sie sich ohne allen Nutzen mit ihm aufgeopfert haben würden? Von Anderen verlangt ihr eine übermenschliche Tugend, während ihr selbst das Beispiel der Entweichung und Felonie gabt. Ludwig war nicht mehr König, als er gerichtet wurde; sein Untergang war unvermeidlich. Er konnte nicht mehr regieren, nachdem sein Zepter herabgewürdigt war; er konnte nicht mehr leben, sobald es ihm an Mitteln fehlte, die Factionen in Zaum zu halten. Ludwigs Tod muß also nicht denen zur Last gelegt werden, die seine Verdammung ausgesprochen haben, wohl aber denen, die, da es wohl in ihrer Macht stand, den ersten unordentlichen Bewegungen ein Ziel zu setzen, es bequemer fanden, einen so gefährlichen Posten zu verlassen. Ihr entwerft ein scheußliches Gemälde von der Revolution; je scheußlicher es aber ist, desto verdammlicher seyd ihr; denn es ist euer Werk, und nur ihr seyd die Urheber aller Unfälle, die über Frankreich gekommen sind. Büßt — ihr könnt nichts Besseres thun — büßt eure Undankbarkeit gegen Ludwig den Sechzehnten durch öffentliche Gebete, durch jährliche Andachtsübungen in den Tempeln. Ihr fordert, sagt ihr, nichts, als die Bestrafung der großen Schuldi-

gen; und nur ihr seyd die großen Schuldigen. Die übrigen haben sich täuschen können; dies ist ein Gegenstand der Untersuchung. Aber euer Verrath liegt am Tage. Ihr, die ihr die Erstgebornen dieses Königs waret; ihr, die ihr alles von seiner Schwäche erhieltet — ihr werdet euch immer einen Vatermord vorzuwerfen haben, und Ludwig der Sechzehnte hätte euch mit den Worten Cäsars an Brutus anreden können: Tu quoque, fili mi!"

„Da, fährt Herr Carnot fort, das unablässige Geschrei der ersten Urheber des Todes Ludwigs des Sechzehnten Diejenigen, welche als Richter für diesen Tod gestimmt haben, als sie ihn nicht länger verhindern konnten, zur Rechtfertigung zwingt: so kann es diesen nicht schwer fallen, zu zeigen, daß ihr Urtheil der Lehre entspricht, welche, unter der Autorität der Regierung, als die vorzüglichste in unseren Schulen vorgetragen wird." Er führt hierauf das achte Capitel des zweiten Buchs der Pflichten an, in welchem Cicero die Ermordung Cäsars rechtfertigt. „Und, fügt er hinzu, wenn wir unsere Regierungsmaximen aus den heiligen Schriften schöpfen wollen: so steht die Sache noch weit schlimmer; denn in ihnen findet man die Lehre von dem Königsmord durch Propheten festgestellt. Trotz dieser Lehre, welche die Fürsten nicht lesen, welche aber von den Priestern nur desto sorgfältiger gelesen und von den Jesuiten auswendig gelernt wird, haben alle civilisirte Nationen als Grundsatz angenommen, daß die Person des Königs heilig und unverletzlich seyn soll; aber der Sinn dieses Grundsatzes und die Anwendung desselben sind nicht hin-

länglich bestimmt. Man frägt z. B. ob dieser Grundsatz nur für rechtmäßige Souveräne Statt findet, oder ob er sich auch auf die Usurpatoren erstreckt? Man frägt: wodurch sich ein Usurpator von einem rechtmäßigen Könige unterscheidet? Man frägt: ob Fürsten, für welche nichts heilig und unverletzlich ist, als heilig und unverletzlich betrachtet werden können? u. s. w. Alle diese und andere Fragen, um derentwillen man sich seit dem Beginn der Jahrhunderte auf der ganzen Oberfläche der Erde ermordet, sollten genau beantwortet werden; allein es scheint, als ob es noch für einen langen Zeitraum dem canonischen Rechte aufbehalten seyn werde, die sogenannte ultima ratio regum zu seyn."

Wer fühlt nicht das Betrügliche, das Sophistische in diesem Raisonnement? Nichts ist leichter, als zu recriminiren, wenn die Schuld eine gegenseitige ist — und wie selten sind die Fälle, wo sie es nicht wäre! — aber die Wahrheit gewinnt durch keine Recrimination. Ludwigs des Sechzehnten Ermordung, auf welche Parthei auch die Schuld zurückfallen möge, bleibt ein Schandfleck für die Franzosen, und weit davon entfernt, daß sie gerechtfertigt werden könnte, kann sie nicht einmal entschuldigt und höchstens erklärt werden. Nie würde sie geschehen seyn, wenn die französischen Staatsmänner jener Zeit in den Geist der neueren europäischen Gesetzgebung eingedrungen wären, um die Stellung zu erkennen, welche dem Könige in der Gesellschaft gebürt, und die mit dieser Stellung nothwendig verbundenen Prärogative der Heiligkeit und Unverletzlichkeit aufzufassen. Diese Unterlassungssünde ward auf der einen Seite zur Ursache

einer schwachen Vertheidigung und auf der andern zur Ursache eines heftigen Angriffs. Es wäre thörigt zu glauben, daß Cicero und die Urheber der heiligen Schriften den allermindesten Einfluß auf das große Verbrechen gehabt hätten, welches den 21 Jan. des Jahres 1793 begangen wurde; aber wie geneigt man auch seyn möge, wenigstens einen indirecten Einfluß zuzugeben: wie groß mußte die Unwissenheit Derer seyn, welche sich einbilden konnten, es sey möglich, der etwanigen Gebrechen der alten französischen Regierung durch eine republikanische Verfassung abzuhelfen? Erst, als der Erfolg zeigte, daß man durch dieselbe für eine bessere Verwaltung des Innern nichts gewonnen, übrigens aber sich mit dem übrigen Europa in einen nicht zu lösenden Widerspruch gesetzt hatte — erst dann begann man zu ahnen, daß man sich geirrt habe. Unterdeß war alles Böse geschehen, und indem es beim Herumtappen nach guten organischen Gesetzen blieb, kam man allmälig dahin, von der Demokratie zur Aristokratie, von dieser zur Dictatur und von der Dictatur zur erblichen Königswürde überzugehen, so daß man in dem Zeitraum von 22 Jahren, unter dem heftigsten Blutvergießen, den vollkommensten Zirkel beschrieb und sich zu dem Bekenntniß genöthigt sah, man habe sich geirrt und bereue den begangenen Irrthum. Das, was man gleich Anfangs hätte ins Auge fassen sollen, war das erbliche Königsthum, auf welches weder Cicero's Vertheidigung der Ermordung Cäsars, noch irgend eine Stelle der h. Schriften paßte. Dieses erbliche Königthum hätte man aus allen Kräften als etwas vertheidigen sollen, das, so wie es am Schlusse

des achtzehnten Jahrhunderts da stand, in keinem Theile weder der europäischen noch der asiatischen Welt jemals da gewesen war; allein weil man den Anspruch über das Recht setzte, und sich seit langer Zeit gewöhnt hatte, mehr in jenem als in diesem zu leben, kurz, weil man über das wahre und ewige Interesse der Gesellschaft nie tief nachgedacht hatte: so konnte zwar geschehen, was wirklich geschehen ist, aber nie konnte das Geschehene gerechtfertigt oder entschuldigt werden, indem diejenigen, die den Zweck wollen, vor allen Dingen im Reinen seyn müssen über die Mittel, welche dahin führen. Vielleicht darf man über das, was die französische Revolution genannt wird, weder den einen noch den anderen Einzelnen anklagen: was man aber ewig wird bedauern müssen, ist der geringe Grad von politischer Einsicht auf der einen, und der hohe Grad von politischem Fanatismus, womit man zu Werke ging, auf der anderen Seite. Darf der Erfolg entscheiden, so war keiner von den Gräueln nothwendig, welche diese Revolution begleitet haben. Mit mehr Kaltblütigkeit und umfassenderer Einsicht hätte man zu demselben Resultate, welches das Jahr 1814 gegeben hat, auf einem kurzen, unblutigen und verbrechenlosen Wege gelangen können.

Es sey fern von uns, derjenigen Parthei, gegen welche Carnot ankämpft, das Wort reden zu wollen; denn wenn sie Rache schnaubt und die Zahl der (schuldigen oder unschuldigen) Opfer, welche die Revolution verschlungen hat, vermehren will: so verdient ihre Bemühung das Mißfallen jedes menschlich fühlenden Mannes. A... eben so wenig können wir zugeben, daß Car-

not in der Bekämpfung dieser Parthei den richtigen Ton getroffen, die wirksamsten Argumente gebraucht habe. Sein mathematischer Geist, sein unbezwinglicher Republikanismus und seine Liebe für den durch die Revolution erworbenen militärischen Ruhm haben ihn gleich sehr irre geleitet. Wäre er weniger Militär und mehr Politiker, der die Erscheinungen um sich her als solche faßte und zu erklären verstände: so würde er seinen Gegnern ungefähr Folgendes zugerufen haben, um sie zur Besinnung zu bringen:

„Was wollt ihr? — Eine neue Revolution unter dem Vorwande der Gerechtigkeit! — Aber bedenkt, wie wie sehr ihr durch euer Geschrei nach Rache das Ansehn eines Königs verletzt, der, bei seinem Wiedereintritt in Frankreich, jeder Rache aufs Feierlichste entsagt hat; und bedenkt zu gleicher Zeit, wie sehr ihr eurem eigenen Vortheil entgegenhandelt, wenn ihr eingeschläferte Leidenschaften weckt, deren zerstörrende Kraft ihr schon einmal empfunden habt! Ihr lobt den Zustand, welcher der Revolution voranging. Allein würde es jemals eine Revolution gegeben haben, wenn dieser Zustand etwas getaugt hätte? Und bis wie weit wollt ihr zurückgehen? Gebt ihr zu, daß das Geschehene seit Jahrhunderten vorbereitet worden ist: so laßt uns bei der Regierung Ludwigs des Eilften stehen bleiben. In die Versuche, welche dieser König machte, sich zur Unumschränktheit zu erheben, ist seit seiner Zeit kein Stillstand gekommen. Jede nachfolgende Regierung hat größere Fortschritte gemacht, bis das, was auf diesem Wege zu leisten war, unter den letzten Ludwigen vollendet wurde. Von unse-

ren Parlamentern sagten unsere Nachbarn schon im siebzehnten Jahrhunderte, sie seyen wohl gemacht, Barricaden zu veranlassen, aber nicht gemacht, Barrieren zu bilden. Was man Generalstaaten nannte, war längst in den Hintergrund zurückgetreten. Die Nation, ohne alle Rechte, hing nur von dem Willen des Königs und seiner Minister ab. Dies ist ertragen worden, so lange es zu ertragen war, d. h. so lange die Regierung noch Hülfsmittel in sich fand. Allein unter Ludwig dem Sechszehnten fingen diese an zu fehlen, und von diesem Augenblick an mußte sich das Regierungs-System verändern. Wer wollte nicht eingestehen, daß Vieles geschehen ist, was besser unterblieben wäre? wer nicht bekennen, daß die Revolution, so wie wir sie durchgemacht haben, keinesweges nothwendig war? Kein Tropfen Bluts würde vergoßen, kein Eigenthumsrecht gekränkt worden seyn, wenn diejenigen, in deren Händen die Gewalt lag, von der Einsicht geleitet worden wären. Unwissenheit und Leidenschaften, nicht Heuchelei und böser Wille haben alle die Greuel herbeigeführt, über welche ihr euch — weniger beklagen würdet, wenn ihr in dem Revolutionsstrudel gelebt hättet. Die Revolution ist es, die uns durch einen Zirkellauf auf eben den Punkt zurückgeführt hat, auf welchem wir bei ihrem Anfange standen; aber an die Stelle des unumschränkten Königs, der, im Kampfe mit sich selbst, sogar gegen seinen bessern Willen zum Despoten werden mußte, ist ein constitutioneller getreten, und die von ihm selbst angenommene und beschworne Verfassung sichert uns, von jetzt an, vor neuen Revolutionen. Wir haben durch die unsrige

einen großen Vortheil theurer erkauft, als in sich nothwendig war; aber dieser Vortheil hört deshalb nicht auf, sehr groß zu seyn. Um seiner würdig zu werden, müssen wir eine eingewurzelte Unart ablegen, nämlich die, den Anspruch höher zu setzen, als das Recht; aber so wie wir, wenn unser eigener Vortheil nicht noch länger verkannt werden soll, nichts Besseres thun können, als Kreis zu schließen um die gegenwärtige Verfassung, so müssen wir auch allen Leidenschaften entsagen, die uns in das alte Chaos zurückstürzen können. An die Stelle der alten Parlamente, die über die Oberfläche des Königreichs zerstreut und eben deswegen ohne alle Wirksamkeit waren, ist ein Reichssenat, an die Stelle der ehemaligen Generalstaaten, die, während ihrer Dauer, die ganze Natur unserer Regierung veränderten, ein dem ganzen Königreiche gemeinschaftlicher Gesetzgebungsrath getreten, und beide Behörden, eng mit einander verbunden, geben dem, was sonst schrankenlos war, die nöthigen Schranken. Fortan kann kein Gesetz erscheinen, das seine Sanction nicht in sich trüge; kein Wille, von welchem sich erweisen ließe, daß er dem Vortheil der Nation entgegenstrebe. Wir sind um eine große Erfahrung bereichert, die unsere Vorfahren nicht einmal ahneten; nämlich die, daß die Form der Regierung nichts weniger als gleichgültig ist, und daß, wenn der Charakter jeder guten Regierung durch Einheit und Gesellschaftlichkeit konstituirt wird, gerade die Form es ist, was diesen Charakter festhält. Unsere Revolution hat also ein großes Resultat gegeben. In Wahrheit, es würde die größte Kurzsichtigkeit verrathen, wenn man annehmen wollte,

mit den Bourbons sey der alte Zustand von Frankreich zurückgekehrt. Sie selbst sind einsichtsvoll genug gewesen, um zu begreifen, was die Ursache ihres zwanzigjährigen Unglücks ausgemacht hat, und wodurch sie ein ähnliches für die Zukunft von sich abwenden können. Eben deswegen haben sie aller Rache entsagt; eben deswegen hat der König eine solche Stellung genommen, daß er Vater seines gesammten Volks, und, als solcher, die Quelle alles Rechts und aller Billigkeit ist. Hört demnach auf, in einem Königreiche, wie das gegenwärtige französische ist, eine Parthei bilden zu wollen; denn ihr werdet dadurch nichts ausrichten, es sey denn, daß ihr den bessern Theil der Nation in dem Vorsatze bestärkt, seine Anhänlichkeit an das zurückgekehrte Fürstenhaus durch die eigensinnigste Vertheidigung der Verfassung an den Tag zu legen."

Hätte Carnot diese Sprache geführt: so würde er durch seine Denkschrift weniger Erstaunen erregt, aber zugleich weniger beleidigt haben. Am anstößigsten darin ist der Werth, den er auf den, in den letzten zwanzig Jahren erworbenen Militär-Ruhm legt, ohne zu bedenken, durch welche Mittel er erworben und wieder verloren worden ist. Die Schuld dieses Verlustes wirft er auf Napoleons Unredlichkeit und Uebertreibung. Aber war denn dieser Napoleon nicht das Produkt der Revolution, und muß man ihn nicht in jeder Hinsicht als den Fortsetzer derselben in Beziehung auf das Ausland betrachten? Jene Unredlichkeit und jene Uebertreibung — was waren sie anders, als Mittel, sich an der Spitze einer Nation zu erhalten, die, was auch Carnot

von ihrer Gleichgültigkeit gegen Genealogieen sagen mag, ihren alten Herrscherstamm so wenig vergeßen hatte, daß sie in einem Heinrich dem Vierten und in einem Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd die Ideale guter und großer Könige sah? Usurpation wird nur da leicht, wo ein Volk an einem beständigen Wechsel in den Dynastieen gewöhnt ist, nicht da, wo eine und dieselbe Dynastie acht Jahrhunderte regiert hat; und gerade weil Napoleon in Frankreich die Rolle eines Dynasten spielen wollte, mußte er, um sich der Nation nothwendig zu machen, sie von einer Verlegenheit in die andere stürzen, bis er selbst das Opfer dieses grausamen Verfahrens wurde. Jeder Militär-Ruhm erschöpft sich, wenn er über die Schranken hinausgeht, die ihm von der Natur der Dinge gesetzt sind. Zwar meint Carnot: die Mächte Europa's würden ohne Napoleons Dazwischenkunft mit dem vergrößerten Frankreich in Frieden gelebt haben; aber er bleibt den Beweis schuldig. Gerade, weil das republikanische Frankreich nicht in Frieden leben konnte, gerade weil durch die Revolution die ganze europäische Gesetzgebung verändert war, konnte kein dauerhafter Friede mit Frankreich Statt finden, mußte also der Krieg so lange fortdauern, bis alles zurückgegeben war, worauf sich Frankreichs Uebergewicht stützte. Allerdings ist der letzte Friede von Paris durch Napoleons Unredlichkeit und Uebertreibung herbeigeführt worden; doch nur dadurch, daß er ein nothwendiges Glied in der Kette der Revolution war, und daß die erbliche Monarchie, auf deren Zurückführung Europa immer bestehen mußte, nur durch einen ehrgeizigen Mann von Napoleons Schla-

ge zurückgeführt werden konnte. Carnot würde in seinem Raisonnement Recht haben, wenn Krieg die Bestimmung der europäischen Staaten wäre; da dies aber nicht der Fall ist, so ist der Ruf der Gerechtigkeit diesen Staaten unendlich nothwendiger, als der militärische Ruhm; ein Ausspruch, den Carnot unstreitig unterschreiben würde, wenn er nicht selbst Militär wäre und die Ehre, die ersten Siege der Franzosen in dem Revolutionskriege organisirt zu haben, weniger in Anschlag brächte.

So viel über ein Produkt, das allzu viel Charakter hat, um auf den größten Theil seiner Leser nicht einen starken Eindruck zu machen, aber mit allzu viel Partheigeist und altem Jacobinismus abgefaßt ist, als daß es wahrhaft belehren könnte.

Ueber die drei Stände im 19ten Jahrhundert.

Der Mensch befindet sich fortdauernd in einem Zustande von Zersetzung, der das Geheimniß seiner Natur ausmacht. Körperlich und geistig wächst und gedeihet, oder vergeht und stirbt er, ganz nach den Gesetzen, wodurch jene Zersetzung von Ewigkeit her geregelt ist. Unaufhörlich geben wir ab und nehmen wir an, und nur auf dem Verhältnisse, in welchem beides zu gleicher Zeit geschieht, beruht, wie unsere Gesundheit, so unser Leben in körperlicher und geistiger Hinsicht. In keinem Augenblicke sind wir ganz dieselben. Aerzte haben ausgemittelt, in wie viel Zeit sich unser Körper von Grund aus verwandelt. Aber unser Geist ist keinen geringeren Verwandlungen ausgesetzt. Durch eine neu hinzugekommene Idee wird nicht selten unser ganzes Gedanken-System verändert. Nur der Ur-Typus im Menschen bleibt unerschüttert; denn dies war nothwendig, wenn ein Wesen, wie der Mensch ist, existiren sollte. Alles Uebrige in ihm ist einer beständigen Verwandlung unterworfen.

Was dem einzelnen Menschen in dieser Hinsicht widerfährt, dasselbe widerfährt den großen oder kleinen Gesellschaften, welche wir Staaten nennen. Die Grundlagen der Gesellschaft sind und bleiben ewig dieselben, wenn man die Kunst besitzt, sie gehörig zu verallgemeinern; aber was nicht zu diesen Grundlagen gehört, ist

in einer fortdauernden Verwandlung begriffen, die, je nach den Einwirkungen, hier stärker, dort schwächer, hier auffallender, dort unmerklicher ist, die aber deswegen nicht minder von Statten geht. Das Hauptinteresse aller Staatengeschichte beruht zuletzt darauf, daß sie Aufschluß giebt sowohl über diese Verwandlung als Thatsache, als auch über die besonderen Ursachen, die sie herbeigeführt haben. In dem Genuß des Augenblicks befangen, vergißt der Mensch nur allzu leicht, was um ihn her vorgeht, wie er selbst bestimmt und wie er bestimmt wird, kurz, wie er das Produkt der Zeit und der Umstände ist; allein, wenn er, wie nicht selten geschieht, über sein gesellschaftliches Seyn zur Besinnung kommt und zu vergleichen beginnt: so wünscht er über die mit ihm vorgegangene Veränderung im Klaren zu seyn, und dieser Wunsch führt ihn in die Vergangenheit zurück. Er durchblättert die Geschichte und findet in ihr, was seinen Forschungsgeist, wo nicht befriedigen, doch wenigstens beschäftigen kann.

Wer hätte vor unserer Zeitrechnung geahnet, daß nach einem Jahrtausend an der Stelle weltgebietender Consuln und Imperatoren ein Monarch thronen werde, der, Demuth und Stolz auf das Innigste vereinigend, dem ganzen Europa als Vater der Christenheit Gesetze vorschreiben und Kaiser und Könige wie seine Vasallen behandeln werde? Was würde der Feldherr Agricola geantwortet haben, wenn man ihm gesagt hätte: auf dem von ihm zerstörten Boden werde ein Reich aufblühen, größer und herrlicher als das römische? Was Antoninus der Philosoph, wenn man ihm das künftige

Schicksal

Schicksal der von ihm bekämpften Markomannen nnd Quaden enthüllt hätte? Was, um unsern Zeiten näher zu treten, Ludwig der Vierzehnte, auf die Verheißung, daß hundert Jahre nach ihm der französische Thron einem Corsen mit dem Titel eines Kaisers der Franzosen werde zu Theil werden? Was Carl der Zweite, König von England, auf die Prophezeihung, es werde ein Zeitpunkt eintreten, wo ein König von England in der vollsten Harmonie mit dem Parliamente, jährlich über 70 bis 80 Millionen Pfund Sterling werde gebieten können? Was Friedrich der Zweite, wenn man ihm die Völkerschlacht bei Leipzig und die Folgen derselben für die europäische Menschheit enthüllt hätte? Welche Veränderungen sind im Laufe der Jahrhunderte in den Verhältnissen der Staaten vorgegangen! Wie viele, die ehedem angesehen und mächtig da standen, sind von der Oberfläche unseres Erdtheils verschwunden; wie viele andere aus dem Nichts hervorgegangen! Wie groß ist die europäische Halbinsel, wenn man zu ihr rechnet, was sie seit drei Jahrhunderten in Asien, Afrika und Amerika erobert hat! Wie haben sich aber nicht blos die Verhältnisse der Staaten selbst, sondern auch die Verhältnisse im Innern derselben verwandelt! Wie viele Beschäftigungen giebt es, von welchen unsere Vorfahren keine Ahnung hatten, und wie nothwendig sind diese Beschäftigungen der ganzen Gesellschaft geworden! Was ehemals den größten Aufwand von Zeit und Kraft erforderte, wie leicht ist es geworden, indem man nicht aufgehört hat, besseren Methoden nachzugrübeln! Was ehemals unmöglich schien, ist es nicht durch fortgesetzten Anstrengungen

zur Wirklichkeit erhoben? Und wo ist die Gränze menschlicher Combinationen und Schöpfungen? Wer leistet uns die Gewähr, daß alles auf dem Punkte bleiben werde, auf welchem es sich gegenwärtig befindet? Wer steht dafür ein, daß morgen nicht eine Erfindung gemacht wird, welche den ganzen gesellschaftlichen Zustand eben so allmählig verändert, wie er durch die Erfindung des Compasses, der Buchdruckerei und des Pulvers verändert worden ist? Wer sagt gut dafür, daß Spanien seine abgefallenen Colonieen wieder erobern werde, und wer garantirt folglich das bisherige Verhältniß Europa's zu Amerika und Asien durch England? — Doch genug zur Einleitung in einen Aufsatz, dessen Gegenstand die drei Stände im neunzehnten Jahrhunderte sind.

Unsere Vorfahren bezeichneten diese drei Stände durch den Ausdruck: Lehr-, Nähr- und Wehrstand. Diese Bezeichnung ist allzu auffallend, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Selbst der Gleichklang derselben ist nicht ganz aus der Acht zu lassen; denn was man auch dabei gedacht haben möge: da er absichtlich gesucht ist, so müssen wir annehmen, er sey gesucht worden, um das Wünschenswerthe in der Harmonie der verschiedenen Abtheilungen der Gesellschaft darzustellen. Bei weitem wichtiger ist indeß die Auffassung der Hauptverrichtungen in der Gesellschaft. Ihre Zurückführung auf die Geschäfte der Belehrung, der Ernährung und der Vertheidigung beweiset, daß man in früheren Zeiten über die Natur der Gesellschaft und über die nothwendigen Grundlagen derselben tiefer

nachgedacht habe, als man es von Menschen anzunehmen pflegt, welche entfernten Jahrhunderten angehören. Denn, welche Veränderungen auch in den letzten drei Jahrhunderten mit dem gesellschaftlichen Zustande in fast allen Staaten Europa's vorgegangen seyn mögen: so hat doch die Gesellschaft, im Großen genommen, dieselbe Grundlage behalten, und da, wo von Einführung einer National-Repräsentation die Rede ist, würde man die Hauptverrichtungen der Gesellschaft beinahe noch eben so auffassen müssen, wie es in dem Ausdrucke: Lehr-, Nähr- und Wehrstand geschehen ist. Dem Lehrstande scheint man den Vorrang eingeräumt zu haben, weil man fühlte, daß diejenige Classe, welche die Gesellschaft über ihr wahres Interesse belehrt und alle vorkommende Streitigkeiten ausgleicht, den Vorrang verdient; vielleicht aber auch nur wegen der Gewalt, welche die Geistlichkeit in früheren Zeiten als Besitzerin von Grund und Boden ausübte. Wenn man auf diese den Nährstand folgen ließ, so geschah es unstreitig, weil man begriff, daß die Classe der Produzenten die erste Bedingung alles Staatslebens in sich schließt. Dem Wehrstande wurde die letzte Stelle angewiesen, weil er, obgleich von großer Nothwendigkeit, weder der erste noch der zweite war; denn ehe der Arm in der Vertheidigung des Vaterlandes wirksam werden darf, müssen die Ideen und die Mittel seiner Wirksamkeit gegeben seyn.

Sofern von einem Repräsentativ-System in dieser Bezeichnung die Rede ist, darf man nicht aus der Acht lassen, daß in den Zeiten, wo sie entstand, nur der Grundbesitz repräsentirt wurde. Die Geistlichkeit und

der Adel waren auf gleiche Weise damit ausgestattet; und in sofern sie auf Parlamenten, Tagsatzungen, Landtagen ihre Stimme über die öffentlichen Angelegenheiten abgaben, kam es immer mehr oder weniger auf eine Vertheidigung des Grundbesitzes an *). Wie das Kind in der Wiege ein Chaos von allen Fähigkeiten ist, und es sich durchaus nicht bestimmen läßt, zu welcher gesellschaftlichen Verrichtung es werde hingeleitet werden: so verhielt es sich in früheren Zeiten mit der Gesellschaft. Man fühlte wohl, daß eine Gesellschaft nur durch eine Mannichfaltigkeit von Verrichtungen möglich sey, die sich einander ausgleichen, auch fehlte es nicht ganz an dieser Mannichfaltigkeit; da es aber an den Ausgleichungsmitteln fehlte, es sey nun, weil man sie nicht gehörig zu behandeln verstand, oder weil das Material dazu nicht in der nöthigen Fülle vorhanden war: so war die natürliche Folge davon, daß Geistlichkeit sowohl

*) Man muß nicht vergeßen, daß das, was späterhin Stände genannt wurde, in seinem ersten Ursprunge Staaten bezeichnete; woher sich in mehreren Ländern noch die Benennung von General-Staaten erhalten hat. Diese General-Staaten waren, in der ersten Periode der neu-europäischen Staaten, Versammlungen von allen den Herzogen, Grafen u. s. w., welche Theil an der Verwaltung hatten, und ihre Nothwendigkeit lag unstreitig in dem Mangel an Correspondenz-Mitteln. In der Folge kam die Geistlichkeit hinzu. Von den Landesfürsten, die sie ausgestattet hatten, als ein Gegengewicht berechnet, das ihnen im Kampf mit den Herzogen, Grafen u. s. w. das Uebergewicht verschaffen sollte, verloren sie diesen Charakter, sobald sie ihr Territorial-Interesse angeschaut hatten. Durch die Auflösung der Feudal-Verhältnisse und durch den Eintritt des sogenannten dritten Standes in die National-Versammlung erfolgte die Verwandelung der Staaten in Stände.

als Adel in Verrichtungen verflochten waren, die nicht zu ihrer Bestimmung gehörten. Die der Geistlichkeit war die Lehre, die des Adels war die Wehre; weil es aber für beide keine andere Remuneration gab, als die einer Ausstattung mit Land und Leuten: so blieb nichts anderes übrig, als eine Vermengung der Verrichtungen auch in der Repräsentation zu gestatten. Erst durch die Verwandlung der Staatswirthschaft von einer Produkten-Wirthschaft, die sie in ihrem ersten Ursprung war, in eine Geldwirthschaft, die sie gegenwärtig ist, hat man, unter anderen scheinbaren Wundern, auch das bewirkt, daß eine vollkommnere National-Repräsentation möglich ist, als ehemals. Neben dem unbeweglichen Vermögen, das sonst allein repräsentirt wurde, steht das bewegliche in einer unverkennbaren Vollkraft da; und indem auch das letztere repräsentirt zu werden verlangt, bildet sich das Verhältniß der drei Stände auf eine von jeder früheren abweichende Weise; nämlich so, daß nun nicht mehr der Grundbesitz allein, sondern neben demselben auch das bewegliche Vermögen repräsentirt wird, und daß folglich die Idee von einem Lehr-, Nähr- und Wehrstand als Grundlage einer Repräsentation sich anders modifizirt.

Indem ich nun diesen Gedanken verfolge, kommt es mir keinesweges auf die Mittheilung einer vollständigen Theorie der National-Repräsentation an; denn diese würde zuletzt auf Entwickelungen ganz anderer Art beruhen. Alles, was ich beabsichtige, ist eine Untersuchung der Elemente, aus welchen sie in unseren Zeiten zusammengesetzt werden muß. Dabei bemerke ich noch,

daß ich nichts weiter im Auge habe, als die Bildung eines sogenannten Unterhauses, welche Benennung es auch erhalten möge; denn die Bildung eines sogenannten Oberhauses muß, wie es mir scheint, nach ganz andern Grundsätzen erfolgen. Im Allgemeinen stelle ich als Prinzip auf: „daß, wenn man einmal über die Nothwendigkeit einer National-Repräsentation zur Vervollständigung des Regierungs-Systems einverstanden ist, die Elemente, aus welchen sie zusammengesetzt wird, den Forderungen und Bedürfnissen der Gesellschaft, so wie diese nun einmal da steht, entsprechen müssen" Was ich nun über diese Elemente sagen werde, mag gewagt seyn; indeß ist darauf zu rechnen, daß wenigstens eine kleine Anzahl von Lesern meinen Anschauungen Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

Um, ohne weitere Vorrede, auf die Sache selbst einzugehen: so läßt sich nicht begreifen, wie im 19ten Jahrhunderte der Geistlichkeit ein Eintritt in das Unterhaus gestattet werden könnte. Sie vertheidigt weder ein unbewegliches, noch ein bewegliches Eigenthum von bedeutendem Umfange; und obgleich die Aemter, die sie bekleidet, von den übrigen Staatsämtern wesentlich verschieden seyn mögen, so haben sie doch mit diesen die Remuneration gemein: ein Umstand, der an und für sich hinreichen würde, die Geistlichkeit von der Repräsentation auszuschließen. Dazu kommt noch, daß die Geistlichkeit aller Länder nicht mehr, wie es in früheren Jahrhunderten der Fall war, in dem ausschließenden Besitz aller Wissenschaften und Einsicht ist. Selbst das öffentliche Unterrichts-System, das ehemals unter ihrer Leitung stand,

hat sich von ihr losgerissen und beschreibt eine Bahn, welche der ihrigen in vielfacher Hinsicht ganz entgegengesetzt ist. Es sind Disciplinen zum Vorschein gekommen, welche das bürgerliche Leben unendlich mehr berühren, als die Theologie mit den ihr verwandten Wissenschaften; und die Depositäre und Ausbildner dieser Disciplinen sind keinesweges die Geistlichen, sondern eine Classe von Gelehrten, deren Einfluß auf die öffentliche Meinung nicht zu verkennen ist, mögen sie sich, von dem Lehrstuhl aus, durch das lebendige Wort, oder, von der Studierstube aus, durch die Schrift offenbaren. Verkennt man das Jahrhundert nicht ganz, so muß man eingestehen, daß eine Wissenschaft im Anzuge ist, von welcher sich frühere Jahrhunderte wenig träumen ließen; nämlich die Wissenschaft der Gesellschaft in ihren nothwendigen und zufälligen Beziehungen. Zugleich wird man eingestehen, daß diese Wissenschaft, ob sie gleich in die Verrichtungen eines Unterhauses am meisten eingreift, der Geistlichkeit am meisten fremd ist und bleiben wird. Aus allen diesen Gründen zusammen genommen scheint es mir, als sey der Eintritt der Geistlichkeit in ein Unterhaus durchaus unstatthaft. Könnte man doch sogar die Statthaftigkeit dieses Eintritts in ein Oberhaus in Zweifel ziehen; wenigstens in Reichen, welche das Glück haben, protestantische zu seyn. Wenn in England die Erzbischöfe und Bischöfe Mitglieder des Oberhauses sind, so rührt dies noch aus jenen Zeiten her, wo nichts weiter vertreten wurde, als der Grundbesitz, und Erzbischöfe und Bischöfe den Herzogen und Grafen in der Verwaltung des Staats gleich standen. Dieser Umstand

darf also nicht entscheiden in einem Jahrhunderte, wo der Organismus der Regierung dahin verbessert ist, daß alles auf eine nothwendige Einheit zurückgebracht ist. Noch weniger darf man sich in protestantischen Reichen dadurch irre führen lassen, daß in Frankreich selbst im 19ten Jahrhunderte Erzbischöfe und Bischöfe Mitglieder des Senats geworden sind. Denn in einem katholischen Reiche kann Manches nothwendig seyn, was in einem protestantischen überflüssig ist. Die letzteren haben vor den ersteren den nicht genug erkannten Vorzug, daß die Bürger derselben nicht unter einem doppelten Antriebe stehen, von welchen der eine dem Pabste, der andere dem Landesherrn zugeschrieben werden muß, und daß sie folglich nicht Bürger zweier Staaten sind. Wo nun so etwas nicht Statt findet, da kann es nöthig seyn, die vornehmsten Geistlichen in das politische System zu verflechten, um ihren Patriotismus und in demselben den Patriotismus aller übrigen Staatsbürger, sofern sie Katholiken sind, zu sichern. Dies aber fällt in einem protestantischen Reiche weg, weil durch die Reformation die Loßreißung von der päbstlichen Gewalt vollendet worden ist; und soll die Geistlichkeit in einem solchen Reiche dennoch Sitz und Stimme im Oberhause haben, so kann dies nur geschehen, um den Stand der Geistlichkeit als solchen zu heben. Welche Aufforderungen man dazu hat, dies möge dahin gestellt bleiben; nur das ist gewiß, daß in einem protestantischen Reiche der Eintritt der Geistlichkeit in ein Oberhaus durch wesentliche Veränderungen in der Hierarchie vorbereitet werden muß: Veränderungen, die nur unter der doppelten Bedingung

zu Stande kommen können, einmal, daß man die Religion dem Kirchenthum aufopfert, und zweitens, daß man einen Aufwand macht, der in der gegenwärtigen Lage der Dinge sehr schwer zu bestreiten seyn wird. Denn man muß ja nicht glauben, daß man Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe mit ihren Capiteln, wenn sie politischen Einfluß haben sollen, ohne große Ausstattungen haben könne, oder daß es möglich sey, in dieser Hinsicht in wenigen Jahren nachzuholen, was eine lange Reihe von Jahrhunderten und die Vermächtnisse ganzer Generationen geleistet haben.

Das erste und bedeutendste Element eines Unterhauses ist unstreitig die Classe der Gutsbesitzer. Ich sage: der Gutsbesitzer, nicht: des Adels, um alle Verwirrung zu vermeiden, die durch eine Verwechslung von beiden entstehen könnte. Ursprünglich sind beide Begriffe synonym *). Erst in der Folge haben sie sich getrennt; und was sich nicht läugnen läßt, ist, daß, in einigen europäischen Staaten, aus dieser Trennung sehr glückliche Folgen für den Organismus der Regierung hervorgegangen sind. Dies noch weiter zu entwickeln, würde hier der Ort nicht seyn. Abstrahirt man von jeder Ver=

*) Hierüber entscheidet nichts so sehr, als die Ableitung. Die Stifter der neu=europäischen Reiche belohnten ihre Waffengefährten mit Parcellen von ihren Eroberungen; diese wurden Loose oder schlechtweg Theile (in der niedersächsischen Sprache, die sich am besten in der englischen erhalten hat, Deele) genannt, und hiernach war a-deal man (Edelmann) ein Gutsbesitzer, nur mit dem Unterschiede von dem gegenwärtigen Gutsbesitzer, daß er kein Eigenthum besaß, sondern nur ein Feudum oder Benefiz, das er leicht wieder verlieren konnte. Da diese

mengung zwei so heterogener Begriffe wie Gutsbesitz und Adel sind: so liegt am Tage, daß der Stand der Gutsbesitzer am vortheilhaftesten von Solchen vertreten werde, die mit der meisten Einsicht in das agrikultorische Geschäft und dessen Verflechtung mit den übrigen Zweigen der gesellschaftlichen Arbeit, den meisten Patriotismus verbinden. Allerdings berühren den Gutsbesitzer nicht nur alle Finanzgesetze, sondern auch überhaupt alle Gesetze, welche das Eigenthum mittelbar oder unmittelbar betreffen; allein indem er seinen Stand, der zuletzt sein Seyn ausmacht, vertheidigt, kann und darf er es nicht darauf anlegen, sich der Gleichheit vor dem Gesetze zu entziehen, und die ihm anheim fallende Last bald unter dem einen, bald unter dem anderen Vorwande von sich abzuwälzen. Der Preis der Güter — man kann es nicht genug wiederholen — entscheidet gar nichts über das richtige Verhältniß der Abgaben, theils weil er nur gar zu oft aus der Menge der Begehrenden oder dem vorübergehenden höheren Preise der Producte hervorgeht, theils weil es demjenigen, der ein Gut kauft, gleichgültig seyn kann, ob er die bestimmten Abgaben hoch oder niedrig vorfindet, indem er sie von dem Anschlage abzieht, und von die-

---

Classe von Staatsbürgern zugleich die herrschende Classe im Gegensatz von der dienenden bildete: so war nichts natürlicher, als daß sich an den Begriff eines Gutsbesitzers der Nebenbegriff eines Machtausübenden knüpfte. Allein wer fühlt nicht, daß dieser Nebenbegriff wegfallen muß in Staaten, deren Bürger vor dem Gesetze gleich sind? Da, wo die römische Sprache das Uebergewicht behielt, bezeichnete man den Edelman durch einen Mann von Familie, wie die Wörter gentilhomme und gentleman zeigen. Ganz römisch!

sem Augenblick an das Gut im Grunde frei besitzt. Alles also, was von einem titulus onerosus gesagt wird, ist in sich selbst nichts mehr und nichts weniger als Vorwand; und darf bei der Bildung von Gesetzen das mißverstandene Interesse der einen oder der anderen Classe entscheiden, so liegt hierin das größte Hinderniß einer guten Gesetzgebung und Staatshaushaltung. Das einzige, was vertreten werden sollte, ist das Gewerbe, als solches, nicht die Art und Weise, wie es innerhalb eines gewissen Zeitraums betrieben worden, noch weniger die damit etwa verbunden gewesenen Privilegien, welche nothwendig schaden. In England hat man es dahin gebracht, ein Land-Interesse in Gegensatz von einem Geld-Interesse anzuschauen, und die glückliche Folge davon ist die gewesen, daß die auf dem ländlichen Gewerbe ruhende Last unverändert dieselbe bleibt; auf dem europäischen Continente scheint ein gleiches Resultat am meisten dadurch verhindert zu werden, daß man den Gutsbesitz nicht gesondert hat von dem, was ihm, als solchem, durchaus fremd ist, nämlich Privilegien, Exemtionen u. s. w., die seine Natur nothwendig verändern. Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß ein Edelmann Gutsbesitzer sey; aber es ist auch kein Grund da, weshalb nicht jeder Gutsbesitzer als Edelmann gedacht werden müsse. Gleiches Gewerbe fordert gleiche Berechtigungen, weil Arbeit die Hauptbedingung ist, unter welcher wir die Vortheile des gesellchaftlichen Vereines genießen. Stehende Heere haben in den letzten Jahrhunderten den Gutsbesitzer von der Verpflichtung, das Vaterland persönlich zu vertheidigen, losgesprochen, und das gesammte

Ritterwesen hat de facto aufgehört. Sollte es de jure fortdauern, so würden wir zwei Gesellschaftszuständen angehören, von welchen der eine wirklich vorhanden, der andere eine bloße Erinnerung ist. Also nur von Gutsbesitzern kann die Rede seyn, wenn es eine Vertretung des unbeweglichen National-Vermögens gilt; der Stand der Gutsbesitzer aber wird schon um deswillen für alle Zeiten der achtbarste und geachteste Stand bleiben, weil er ein Geschäft treibt, das die allgemeinste Bedingung des Daseyns der Gesellschaft an sich schließt. Er ist der eigentliche Nährstand, sofern durch ihn hervorgebracht wird, was das gesellschaftliche Leben unterhält und entwickelt; und wenn man ihn den Grund in dem Gemälde dieses Lebens genannt hat, so ist diese Bezeichnung die angemessenste, welche sich denken läßt, indem alles, was sich auf diesem Grunde zeigt, nur zu Vervollständigung des Gemäldes dient.

Soll der Ausdruck Lehr-, Nähr- und Wehrstand entscheiden: so fehlte es unseren Vorfahren an einer Benennung für die zahlreiche Classe der Kaufleute, Manufacturisten, Gelehrten, Künstler und Handwerker, welche in dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft eine so ausgezeichnete Rolle spielt. Das Wahre von der Sache ist, daß die Benennung fehlen mußte, weil der zu bezeichnende Gegenstand entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht so vorhanden war, wie wir ihn gegenwärtig kennen. Was diese Classe jetzt ist, das ist sie erst in den drei letzten Jahrhunderten geworden, und die Entdeckung von Amerika hat unstreitig das Meiste beigetragen, ihr Stärke und Fülle zu geben. Ihrem Wesen

nach beruht sie auf dem Daseyn einer größeren Masse beweglichen Vermögens, als unsere Vorfahren in entfernten Jahrhunderten kannten. Der Mensch liebt, seine Genüsse und Bequemlichkeiten zu vervielfältigen, und scheut selbst die Arbeit nicht, um zu einem solchen Zweck zu gelangen. Die Folge davon ist in den drei letzten Jahrhunderten die gewesen, daß eine Classe von Personen, welche ehemals in der größten Abhängigkeit und Bedürftigkeit lebte, sich, durch eine kluge Benutzung jener Eigenthümlichkeit des Menschen, zur Freiheit und zum Wohlstande empor geschwungen hat. Wenn bei den Productionen des Ackerbaues die schaffende Kraft der Natur mitwirkt, so ist jene Classe davon ganz unabhängig; alles, was sie hervorbringt, geht aus ihrer eigenen Thätigkeit hervor, die, nimmer rastend, sich nur in den mannigfaltigsten Combinationen offenbaren kann. Durch sie ist das gesellschaftliche Leben erst groß und stark geworden; denn so lange es nur auf die Hervorbringung von Bedürfnissen erster Nothwendigkeit ankam, war alles vereinzelt, und selbst dem agrikultorischen Fleiße fehlte die Aufmunterung. Wie man auch im Uebrigen über sie urtheilen möge: so läßt sich doch nicht läugnen, daß sie es ist, welche die Bewohner unseres Erdballs zuerst in Zusammenhang und Verbindung gebracht hat. Allen Handel verdankt ihr seinen Ursprung, und jeder Staat der gegenwärtigen Zeit ist über sein Interesse aufgeklärt genug, um den Handel als den Ausdruck seiner Macht zu betrachten. Die ganze jetzige Staatswirthschaft beruht in ihrer Gestalt von Geldwirthschaft auf der Fortdauer dieser Classe in einem so hohen Grade, daß die

Productenwirthschaft sporenstreichs zurückkehren würde, wenn jene untergehen sollte.

Vorzüglich in dieser Hinsicht ist sie ein ausgezeichneter Gegenstand der Gesetzgebung geworden. Da sie ausschließend von ihrer Thätigkeit abhängt, so bedarf sie eines hohen Maaßes von Freiheit; da diese Freiheit aber nur von dem Gesetze herrühren kann, so ist es kaum möglich, ihr die Theilnahme an der Gesetzgebung zu versagen. Unter welchem Titel sie auch in die National-Repräsentation eintreten möge: so wird ihre Bestimmung nie eine andere seyn, als den beweglichen Theil des National-Reichthums zu vertreten. Daß auch dieser einer Vertretung bedürfe, wird Niemand leugnen, der in die Natur der gegenwärtigen Staaten eingedrungen ist. Er bedarf ihrer aber um so mehr, weil von der richtigen Auffassung desselben nicht blos die Fortdauer der bisherigen Staatswirthschaft, sondern auch alle die Vervollkommungen abhängen, deren dieselbe noch fähig scheint: Vervollkommungen, die von dem Augenblick an eintreten müssen, wo man sich über ein gemeinschaftliches Interesse mit Vertrauen besprochen hat. Denn aller Kampf der Regierungen mit dem Gelde beruht denn doch zuletzt auf dem bisherigen Verhältnisse derselben zu den Regierten, und wo es ein wahres und allgemein gefühltes National-Interesse giebt, da fehlt es, wie die Erfahrung lehrt, an den sogenanten Vollziehungsmitteln so wenig, daß man weit mehr Ursache hat, sich vor der Fülle, als vor dem Mangel derselben, zu fürchten: eine Erscheinung, die sich leicht erklären ließe, wenn es hier darauf ankäme, eine Theorie des Geldes aus der Na-

tur der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln. Was uns bei weitem mehr am Herzen liegt, ist in diesem Zusammenhange aufmerksam zu machen auf den Gegensatz, worin beweglicher und unbeweglicher Reichthum stehen. Nichts ist gegründeter, als die Klagen über die unwiderstehliche Kraft des Geldes; sie folgen schon aus der Natur des beweglichen Reichthums, in sofern das Bewegliche eine größere Kraft in sich schließet, als das Unbewegliche: eine Kraft, die mit den Gesetzen des Fallens in Verbindung steht. Soll nun jenen Klagen ein Ende gemacht werden: so kann dies nur dadurch geschehen, daß der unbewegliche Reichthum mit dem beweglichen so vermittelt werde, daß beide ihre Natur retten, ohne sich noch ferner zu schaden. Bisher ist es noch immer der Fall gewesen, daß der bewegliche Reichthum den unbeweglichen an sich gezogen und verschlungen hat; und mit welchen Krämpfen dies für die Gesellschaft verbunden gewesen ist, braucht nicht gesagt zu werden, da die Geschichte aller europäischen Staaten (der alten sowohl als der neueren) damit bis zum Ueberdruß angefüllt ist. Die Aufgabe würde also darin bestehen, dem Verschlungenwerden des unbeweglichen Reichthums für die Zukunft zuvorzukommen; und einer Gesetzgebung, wodurch dieses bewirkt würde, könnte das Prädikat einer weisen nicht länger streitig gemacht werden.

Um aber den unbeweglichen Reichthum mit dem beweglichen zu vermitteln, ist es nicht hinreichend, die natürlichen Repräsentanten derselben an einander zu bringen und in einen Kampf ungewissen Erfolges zu stürzen; es würde dadurch nichts weiter gewonnen werden,

als daß beide ihr besonderes Interesse mit Hartnäckigkeit vertheidigten und noch weit mehr zu Feinden würden, als sie es schon jetzt in der Entfernung sind, worin sie, durch Gerichtshöfe geschieden, von einander leben. Soll eine wahre Vermittelung bewirkt werden: so kann diese nur dadurch zu Stande kommen, daß man zwischen beide Classen eine dritte stellt, die keine andere Bestimmung hat, als das Partikular-Interesse der einen, wie das der anderen, in ein gesellschaftliches oder moralisches Interesse zu verwandeln. Hiernach nun würde die vermittelnde Classe aus solchen Personen bestehen, welche, über das gesellschaftliche Interesse in der Zeit belehrt, demselben Achtung zu verschaffen wissen. Daß dies die eigentlichen Gelehrten sind, versteht sich von selbst, nur daß sich durchaus nicht angeben läßt, zu welcher Facultät sie gehören werden; denn unglücklicher Weise befinden sich die Facultäts-Wissenschaften in einem solchen Zustande, daß sie den Bedürfnissen der Gesellschaft wenig entsprechen. Obwohl sich aber nicht angeben läßt, wie die hier angedeutete Classe von Gelehrten in specie benannt werden müsse: so kann man doch behaupten, daß es in der gegenwärtigen Zeit nicht an Köpfen fehlt, deren ganzes Streben dahin gerichtet ist, die Wissenschaft dem Gesellschaftszustande, wie er wirklich ist, näher zu bringen und anzupassen. Diese nun würden unstreitig die rechten Männer seyn und bei einer ungehinderten Wahl von dem Publikum sehr leicht gefunden werden. Das Einzige, wovor man allenfalls zu warnen Ursache hätte, wäre, sie nicht in der Classe der Advocaten zu suchen, wie es in neueren Zeiten so vielfach geschehen ist. Je

glänzen-

glänzender nämlich die Eigenschaften eines Advokaten sind, desto mehr wird er dadurch verhindert, ein guter National=Repräsentant zu seyn: denn da er seine ganze Vorzüglichkeit darein setzen muß, ein einseitiges Interesse geltend zu machen, so kann er die Partheien zwar erhitzen, aber nicht besänftigen, und als Repräsentant nur dazu beitragen, daß ein gesellschaftlicher Zustand, der durch ihn aufrecht erhalten werden soll, problematisch bleibt; wie es die Erfahrung in allen den Staaten gelehrt hat, wo man aus Mangel an gründlicher Menschenkenntniß die Advokaten in die Repräsentation verflocht, und diesen Mißgriff zu spät bereuete.

Auf diese Weise ließe sich die Idee von den drei Ständen im neunzehnten Jahrhunderte wieder herstellen, ohne daß noch länger von einem Lehr=, Nähr= und Wehrstande die Rede wäre. Repräsentirt würde alsdann das, was allein repräsentirt werden soll, nämlich das Sächliche in den beiden Hauptzweigen des unbeweglichen und beweglichen Reichthums; und alles was von Antipathie zwischen beiden ist, würde vermittelt durch eine Classe, die sich bisher nur deshalb so häufig in falsche Theorieen verloren hat, weil sie, von der Praxis geschieden, die wirkliche Welt sehr wenig kennen lernen konnte. Uebrigens möchte ich diesen Aufsatz rechtfertigen durch den Ausspruch eines anerkannt großen Staatsmannes, welcher sagt: Studia et literae, quatenus ad negotiorum subsidium spectant, pertinent eo, ut curatiori judicio res suscipiantur et disponantur; etenim homines rerum gerendarum gnari, ad negotia facienda peridonei sunt, verum consilia de

summa rerum et eorum inventio felicius a literatis domi suae promanant. Es kann nämlich gar nicht meine Absicht gewesen seyn, ein allgemeines Schema für die Zusammensetzung eines Unterhauses vorzuschreiben, wohl aber darauf aufmerksam zu machen, was das allgemeine Bedürfniß der Gesellschaft in der Zeit fordert.

Merkwürdiger Aufschluß über die Begebenheiten der drei letzten Jahre.

Bekanntlich ging der französische General Sarrazin im Sommer des Jahres 1810 aus dem Lager von Boulogne nach England über. Nach seiner Ankunft in London verschmähete er eine Pension von 1500 Pfd. Sterling, welche die englische Regierung ihm geben wollte, und zog es vor, sich seinen Unterhalt durch Schriftstellerei zu erwerben. Er wurde Mitarbeiter an den Times, gab ein periodisches Werk, unter dem Titel: der Philosoph, heraus, und verfertigte die Beichte Napoleons, ein Produkt, das auch in Deutschland bekannt geworden ist.

Seit den Begebenheiten vom 31 März ist General Sarrazin mit so vielen anderen Ausgewanderten nach Frankreich zurückgekehrt, und hat in den letzten Monaten des abgewichenen Jahres zu Paris eine Geschichte des spanischen und portugiesischen Krieges herausgegeben, worin er sich zum Censor der englischen, spanischen und französischen Generale aufwirft, die in diesem Kriege eine Rolle gespielt haben. Lord Wellington, der Herzog von Dalmatien, der Herzog von Ragusa u. s. w. finden sehr wenig Gnade vor dem Richterstuhl eines Mannes, der für sein Metier so eingenommen ist, daß er auch nicht das Allermindeste auf die Umstände abrechnet, in welchen sich ein Oberfeldherr befinden kann.

Noch merkwürdiger aber, als das Buch selbst, ist die Vorrede, worin General Sarrazin kein Bedenken

trägt, sich zum Urheber der großen Begebenheiten zu machen, durch welche Europa seine Freiheit wieder erworben hat.

„Wenn man, sagt er voll edlen Selbstgefühls, meine Entwürfe wird gelesen haben: so wird man für Kutusow, Schwarzenberg und Blücher weniger Bewunderung fühlen.“ (Er fügt hier einige Epitheta hinzu, die wir unterdrücken, nicht als ob wir glaubten, den eben genannten Generalen dadurch Abbruch zu thun, daß wir sie wiederholten, sondern um des Gen. Sarrazin zu schonen.)

„Ich verlange, setzt er hinzu, daß man mir meine Pläne zurückgebe, oder daß man mir den Werth derselben bezahle, der auf 60000 Pfd. Sterling abgeschätzt worden ist. Zwar hatte man mir noch mehr versprochen; aber ich habe von dem brittischen Parlamente nur einen Ersatz für meine Verluste seit meiner Abreise aus dem Lager von Boulogne gefordert.“

Und so weiß denn die Welt, was sie bisher nicht ahnete, nämlich daß der General Sarrazin, der sich gegenwärtig Feldmarschall nennt, der wahre und einzige Urheber der großen Gegenrevolution ist, die sich mit der Einnahme von Paris geendigt hat, und daß die Helden, auf welche man bisher mit so viel Achtung hinsah, nichts mehr und nichts weniger gewesen sind — als folgsame Werkzeuge, welche General Sarrazin von London aus durch das Medium des englischen Ministeriums belebt und begeistert hat.

Es würde lächerlich seyn, die Feldmarschälle Kutusow, Schwarzenberg und Blücher rechtfertigen zu wol-

len. Bedürfte es einer Rechtfertigung: so würde die beste in der Forderung liegen, welche General Sarrazin an die brittische Regierung macht. Sechzigtausend Pfund Sterling für Pläne, die Europa gerettet haben! Gut, wie hoch ist jeder von diesen Plänen angeschlagen? Angenommen, daß die brittische Regierung für jeden einzelnen Plan (was uns keine Kleinigkeit zu seyn scheint) tausend Pfund versprochen hat; so folgt daraus, daß General Sarrazin sechzig solcher Pläne angefertigt hat. Was läßt sich aber von sechzig Plänen über einen und denselben Gegenstand denken, wenn alle von einem und demselben Kopf herrühren? Wir wollen aber annehmen, die englische Regierung habe viertausend Pfd. für jeden versprochen, und folglich General Sarrazin nur funfzehn Entwürfe zur Besiegung Napoleons gemacht, steht die Sache alsdann auch nur um Ein Haar besser? Kurz, man kommt, wenn Sarrazin's Aussage Wahrheit enthalten soll, in den Wechselfall, entweder annehmen zu müssen, daß das brittische Ministerium den Kopf verloren (was notorisch unwahr ist), oder daß General Sarrazin geflunkert habe (was einem so eitlen Manne, wie er zu seyn scheint, wenigstens nicht unnatürlich ist).

Vielleicht erinnert sich der Leser noch der Art und Weise, womit die französische Regierung des Jahres 1810 sich über Sarrazins Entweichung aus dem Lager von Boulogne tröstete.

Ganz Unrecht scheint sie nicht gehabt zu haben, wenn die Vorrede zu der Geschichte des spanischen und portugiesischen Krieges entscheiden darf.

Ueber Theilung und Gleichgewicht der Gewalten.

Seit ungefähr neun Monaten hat man wieder angefangen, die alte Lehre von der Theilung und dem Gleichgewicht der Gewalten zur Sprache zu bringen. Gleich in den ersten Tagen des Aprils machte der französische Senat dem abgesetzten Kaiser den Vorwurf, daß er alle Gewalten durch einander geworfen habe. In dem bald darauf erschienenen Constitutions-Entwurf war die Rede von gesetzgebender, vollziehender und richterlicher Gewalt; und jetzt ist von Benjamin de Constant die Lehre von drei sogenannten Staatsgewalten zu einer förmlichen Theorie erhoben worden, welche das Ausgezeichnete hat, daß die königliche Gewalt noch zu den übrigen, als eine besondere, hinzugefügt wird. Die Ansichten der Publizisten werden zwar immer verschieden seyn; indeß könnte man sich doch darüber wundern, daß die Köpfe in Frankreich, nach so vielen im Laufe der Revolution gemachten Erfahrungen, über alles was Constitution und Regierung heißt, noch immer nicht im Reinen sind; denn, daß sie es nicht sind, beweiset nichts so sehr, als diese Idee von verschiedenen Gewalten, welche auf eine höchst künstliche Weise in Uebereinstimmung und Harmonie gehalten werden sollen.

„Man wird sich wundern, sagt Benjamin de „Constant in dem ersten Capitel seines Constitutions„Entwurfs, wenn ich die königliche und die vollziehende „Gewalt unterscheide. Diese immer verkannte Unter„scheidung ist von großer Wichtigkeit; vielleicht der „Schlüssel zu jeder politischen Organisation. Es lassen „sich nämlich in der monarchischen Gewalt zwei Ge„walten unterscheiden: die vollziehende, welche genau „bestimmte Vorrechte hat, und die königliche Gewalt, „welche durch Erinnerungen und religiöse Ueberlieferun„gen unterstützt wird. Die drei politischen Gewalten, „so wie man sie bis jetzt auffaßte: die vollziehende, ge„setzgebende und richterliche Gewalt, sind drei Kräfte, „die, eine jede, so weit es von ihr abhängt, zu der „allgemeinen Bewegung mitwirken müssen. Wenn aber „diese Kräfte in Unordnung gerathen, wenn sie sich ge„genseitig im Wege stehen: so bedarf es einer höheren „Kraft, die ihnen wieder ihre ursprüngliche Stelle an„weise. Diese höhere Kraft kann nicht in einer von „jenen Kräften ruhen; denn sie würde am Ende die „beiden anderen zerstören. Sie muß außerhalb dersel„ben, gewissermaßen neutral seyn, damit ihre „Wirkung nothwendiger Weise allenthalben in Thätigkeit „gesetzt werde, wo es nothwendig ist, damit sie schützend „und wieder herstellend werde, ohne feindlich zu seyn. „Die constitutionelle Monarchie hat den großen Vor„theil, daß sie diese neutrale Gewalt in der Person des „Königs aufstellt, der schon von Ueberlieferungen und „Erinnerungen umgeben, und mit einer Macht der Mei„nung bekleidet ist, die seiner politischen Macht zur

„Grundlage dient. Das wahre Interesse dieses Königs „besteht keinesweges darin, daß eine dieser Gewalten die „andere zerstöre, sondern daß sie gemeinschaftlich wirken, „sich unterstützen und in Uebereinstimmung bleiben. Die „gesetzgebende Gewalt wohnt in den repräsentativen Ver„sammlungen, unter der Sanction des Königs; die voll„ziehende Gewalt in den Ministern; die richterliche Ge„walt in den Gerichtshöfen: die erste macht die Ge„setze, die zweite sorgt für die allgemeine Vollziehung, „die dritte wendet sie auf die besonderen Fälle an. Der „König befindet sich inmitten dieser drei Gewalten, als „eine neutrale Zwischengewalt, ohne daß es sein wohl„verstandenes Interesse mit sich brächte, das Gleichge„wicht zu stören; im Gegentheil erfordert sein Interesse, „dies Gleichtgewicht aufrecht zu erhalten. Da nun aber „die Menschen nicht immer ihrem wohlverstandenen In„teresse gehorchen: so muß man allerdings darauf sehen, „daß die königliche Gewalt nicht in dem Kreise der an„deren Gewalten wirksam seyn könne. Hierin besteht „dann der Unterschied zwischen der absoluten und con„stitutionellen Monarchie; und da es immer nützlich ist „von der Idee zu Thatsachen überzugehen, so wollen „wir die englische Constitution anführen. Kein Gesetz „kann gemacht werden, ohne die Mitwirkung des Par„laments; keine Acte kann in Vollziehung gesetzt wer„den, ohne die Unterschrift eines Ministers; kein Ur„theil, als nur durch den Ausspruch unabhängiger Ge„richtshöfe. Ist nun diese Vorsicht einmal genommen: „so bemerke man ferner, wie die englische Constitution „der königlichen Gewalt die Mittel anweiset, um jeden

„gefährlichen Kampf zu beendigen und die Uebereinstim„mung mit den anderen Gewalten wiederherzustellen. „Ist das Verfahren der vollziehenden Gewalt, d. h. der „Minister, unregelmäßig: so setzt der König die vollzie„hende Gewalt ab; wird das Verfahren der repräsenta„tiven Gewalt verderblich: so macht der König Gebrauch „von seinem Veto, oder er löset die repräsentative Ver„sammlung auf; ist endlich selbst das Verfahren der „richterlichen Gewalt tadelhaft, sofern es nämlich auf „einzelne Handlungen allzu strenge allgemeine Strafen „anwendet: so mildert der König dies Verfahren durch „das ihm zustehende Begnadigungsrecht. Der Fehler „fast aller Constitutionen bestand darin, daß man keine „neutrale Gewalt schuf, sondern die Summe des An„sehns, mit der sie bekleidet seyn soll, auf eine der akti„ven Gewalten übertrug. War diese Summe des An„sehns mit der gesetzgebenden Gewalt vereinigt, verbrei„tete sich das Gesetz, das sich nur auf bestimmte Ge„genstände erstrecken sollte, über alles: so entstand grän„zenlose Willkür und Tyrannei. Daher die Ausschwei„fungen der Volksversammlungen in den italienischen „Freistaaten, des langen Parliaments, der National-Ver„sammlung in gewissen Epochen. Fand sich dieselbe „Summe des Ansehns vereinigt mit der vollziehenden „Gewalt, so war Despotismus da. Daher die Usurpa„tion, die aus der Dictatur in Rom entstand.“

Man könnte Herrn Benjamin de Constant fragen: was er denn eigentlich unter Constitution verstanden wissen wolle? Antwortet er auf diese Frage: die Totalität solcher Gesetze, welche nicht nur die Form, sondern

auch das Wesen der Regierung bestimmen; so bietet sich sogleich die zweite Frage dar: ob diese Gesetze dadurch, daß sie constitutionelle sind, auch gute seyen? Wer diese Frage mit Ja beantworten wollte, der würde sich anheischig machen, allen den constitutionellen Unsinn zu vertheidigen, welcher seit mehr als zwanzig Jahren zum Vorschein gekommen ist. Wird unter Constitution die Urkunde verstanden, welche das Verzeichniß der organischen Gesetze enthält; so läßt sich fragen: in welchem Verhältnisse diese Urkunde zu der wirklichen Verfassung stehe, die in einer gegebenen Zeit in einem Staate vorwaltet? Der Unterschied dieser Urkunde und der wirklichen Verfassung liegt schon darin am Tage, daß, wenn jene etwas enthalten sollte, was der Natur der Dinge in Sachen der Regierung entgegen ist, auf sie keine Rücksicht genommen werden kann. Selbst wo dies nicht der Fall ist, kann die Urkunde in ihrem Verhältniß zu der wirklichen Verfassung immer nur in dem Lichte eines Abrisses betrachtet werden, an welchem man die Beschaffenheit des zu Stande gebrachten Gebäudes prüfen kann; das Interesse der Gesellschaft ist aber nicht, solche Urkunden zu haben, sondern nach wirklich guten Gesetzen regiert zu werden. Es ist endlich Zeit, daß dem Geschrei über Constitutionen ein Ende gemacht werde. Man vereinige sich über das, was den bisherigen Constitutionen zur Vollständigkeit gefehlt hat; aber man behaupte nicht länger, daß es nicht constituirte Reiche gebe. Jedes Reich ist constituirt, und in jedem Reiche ist gerade die Constitution die Bedingung seines Daseyns auf der einen, und seiner Stärke auf der andern Seite.

Ob gut, ob schlecht constituirt — darüber läßt sich streiten: ob constituirt schlechtweg, ist hingegen kein Gegenstand irgend einer Frage, weil diese schon durch das bloße Daseyn eines Reichs beantwortet ist. Eben deswegen ist der Unterschied, den man zwischen einem absoluten und constitutionellen Monarchen macht, durchaus unzulässig; denn alle Monarchen ohne alle Ausnahme sind constitutionelle, weil sie gar nicht Monarchen seyn können, es sey denn in Kraft der Constitution. Unstreitig sind sie nicht alle auf gleiche Weise constitutionell; allein dies schadet der Behauptung nicht, weil die Species die Natur des Genus durchaus nicht aufzuheben vermag. Einen Monarchen einen absoluten zu nennen, und als solchen dem constitutionellen entgegensetzen, verräth die größte Unbekanntschaft nicht nur mit der Natur des Staats überhaupt, sondern auch mit den besonderen Gesetzen, welche die Willkür eines jeden Monarchen beschränken.

Man könnte Herrn Benjamin de Constant ferner die Frage vorlegen: „ob er denn wirklich an die Möglichkeit einer Theilung und eines Gleichgewichts der Gewalten glaube?" Zuvörderst, was können das für Gewalten seyn, die durch eine größere Gewalt in Einigkeit und Frieden erhalten werden müssen? Entweder das Gleichgewicht ist da, oder es ist nicht da. Im ersteren Fall sind es keine Gewalten, weil diese ihr Daseyn nur dadurch bewähren können, daß sie nicht im Gleichgewicht, sondern im Streite sind; im letzteren Falle sind es wiederum keine Gewalten, weil eine höhere Gewalt erforderlich ist, um den Kampf zu verhindern. Gewalten,

als solche, können sich in keinem Gleichgewicht befinden, und eben weil dies naturwidrig ist, heißt: Gewalten theilen und ins Gleichgewicht setzen, so viel, als das Unmögliche wollen. Was ist überhaupt Gewalt? Dieser Begriff läßt sich besser zerlegen, als definiren; oder vielmehr, um ihn gehörig definiren zu können, muß man damit anfangen, daß man ihn zerlegt. Gewalt schließt in sich, erstlich Willen, zweitens Kraft; aber beide Bestandtheile sind der Gewalt gleich nothwendig. Trennt man nun den einen von dem andern, so mag übrigens daraus hervorgehen, was da wolle; nur wird jeder zugeben, daß die Gewalt vernichtet sey, weil diese auf der Vereinigung des Willens mit der Kraft beruht. Man irrt sich also aufs Gröbeste, wenn man das Wesen der Regierung dadurch zu verbessern glaubt, daß man in Beziehung auf dieselbe den Willen von der Kraft trennt. Daß dies nur immer in Gedanken geschehen könne, versteht sich wohl von selbst; aber selbst in Gedanken darf es nicht geschehen, wenn man mit seinen Schlüssen nicht ins Leere kommen will. Da der von der Kraft geschiedene Wille eben so ohnmächtig und nichtig seyn würde, als die von dem Willen geschiedene Kraft: so ist jede Absonderung der Regierung in zwei verschiedene Gewalten, von welchen die eine die gesetzgebende, die zweite die vollziehende genannt wird, in sich selbst absurd. Eine gesetzgebende Gewalt ist keine Gewalt; sie ist vielmehr ein Wille ohne Kraft, und ein Wille ohne Kraft wird Ohnmacht, nicht Macht genannt. Eine vollziehende Gewalt ist keine Gewalt, sondern eine Kraft ohne Willen, und eine Kraft ohne Willen wird Schwere genannt.

Eben also weil die Gewalt aus Willen und Kraft zusammengesetzt ist, ist die Regierung zugleich gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Wenn man demnach, um die Hervorbringung des öffentlichen Willens oder des Gesetzes zu sichern, in dem einen und dem andern Reiche seine Zuflucht zu einem Repräsentativ-System genommen hat: so ist dies keinesweges in der Absicht geschehen, die eine Gewalt der andern gegenüber zu stellen, um die eine durch die andere zu beschränken, sondern um das ganze Regierungs-System zu sichern, und der einigen Gewalt, ohne welche der Staat nicht bestehen kann, eine zuverlässigere Grundlage in der Harmonie des Volkswillens mit dem Willen der Regierung zu geben. Ein solches Verfahren mag Lob und Beifall verdienen und unter gewissen Umständen sogar nothwendig und unerläßlich seyn; aber es folgt daraus nicht, daß man es richtig erklärt, wenn man, von dem Schein getäuscht, in dem Repräsentativ-System eine hinzu gekommene Gewalt darstellt, und das Daseyn dieser Gewalt zur Bedingung nicht nur einer guten, sondern einer Constitution überhaupt macht.

Man könnte Herrn Benjamin de Constant endlich noch fragen: was das für ein König seyn würde, der, ohne alle Theilnahme an der Gesetzgebung und Vollziehung, seine Bestimmung nur darin fände, die verschiedenen Gewalten, von welchen er umgeben ist, in der Schwebe zu erhalten? Erstlich, woher soll er die Kraft nehmen, diese Schwebe hervorzubringen, da er es mit Gewalten zu thun hat, von welchen jede vor allen Dingen sich als Gewalt zu behaupten streben wird? Herr

Benjamin de Cônstant weiset zwar den König, wie wir gesehen haben, einerseits auf die Erinnerungen und Ueberlieferungen, von welchen er umgeben ist, andererseits auf die öffentliche Meinung an. Aber wie, wenn jene ihm fehlen (welches bei anfangenden Dynastieen nothwendig der Fall ist) oder wenn die öffentliche Meinung ihm entgegen wirkt (wovon die Beispiele auch erlebt worden sind)? Es ist in einem solchen Regierungs-System offenbar nichts da, was den Erfolg sicherte. Die Unzulänglichkeit desselben erhellet aber vorzüglich daraus, daß durch die Annahme desselben jede Regierung ihrer ursprünglichen und ewigen Bestimmung entgegen wirken würde; denn da diese Bestimmung keine andere seyn kann, als den Antagonismus, in welchem die Regierten unter sich stehen, so auszugleichen, daß es vortheilhaft wird in der Gesellschaft zu leben: so darf die Regierung mit sich selbst in keinem Antagonismus stehen, der sie an der Erfüllung ihrer Bestimmung verhindert, welches durchaus der Fall seyn würde, wenn sie ein Zusammengesetztes aus vielen Gewalten wäre. Einheit des Willens und der Kraft ist das erste Kriterion jeder Regierung; und weil dem so ist, so kann die Bestimmung eines Königs nicht darauf beschränkt seyn, dieses Kriterion herbeizuführen.

Ich glaube den Herrn Benjamin de Constant durch diese Bemerkungen völlig widerlegt und gezeigt zu haben, daß in Sachen der Politik, d. h. der organischen Gesetzgebung, alles Theilen und Gleichgewicht der Gewalten dem Stein der Weisen zu vergleichen ist, der nur um deswillen nicht gefunden wird, weil sein Wesen un-

unerfüllbare Bedingungen in sich schließt. Hierbei würde ich es bewenden lassen, wenn es mir blos darauf ankäme, einen politischen Schriftsteller zu sokratisiren. Meine Absicht aber geht auf noch mehr. In einem Zeitraum, der so reich an den auffallendsten Irrthümern in der politischen Gesetzgebung ist, wie die unsrige, darf eine haltbarere Theorie kein Geheimniß bleiben. Diese also werde ich in ihren Grundzügen zu entwickeln suchen. Um aber auch die Wahrheit derselben dem Leser eindrücklich zu machen, werde ich zeigen, einmal, wie die Lehre von der Theilung und dem Gleichgewicht der Gewalten entstanden ist, zweitens, wie viel Ursache man hat, diesem Irrthume für immer zu entsagen. Ich werde unstreitig nicht Alles sagen, was sich über diese wichtigen Materien sagen läßt; aber ich werde genug sagen, um das Nachdenken meiner Leser anzuregen, und die Gläubigkeit zu erschüttern, womit die einen und die anderen von ihnen bisher den beglaubigten Theorieen anhingen.

Um das Wesen der Regierung zu erforschen und um zu einer sichern Grundlage für eine politische Schöpfung zu gelangen, muß man auf das zurückgehen, was, in jedem menschlichen Individuum wirkend, eine Regierung nothwendig macht. Die allergewöhnlichste Erfahrung aber reicht aus, um die Entdeckung zu machen, daß von allen Neigungen des Menschen keine so allgemein verbreitet sey, wie die, seinen individuellen Willen als den allgemeinen auszubringen. Wir alle wollen herrschen, nicht gehorchen; wir alle wollen frei seyn, nicht unterthan einem fremden Willen. Denken wir

uns nun einen Zustand der Dinge, in welchem diese allgemeine Neigung befriedigt werden könnte: so würde das Wesen desselben darin abgeschlossen seyn, daß es weder öffentliche noch besondere Freiheit gäbe; denn ein Jeder, um seinen besonderen Willen als den allgemeinen auszubringen, müßte den Anfang damit machen, daß er Jeden dieses Vorrechts beraubte, und indem so alle gegen Alle handelten, könnte durchaus nichts anderes entstehen, als der hobbesische Krieg Aller gegen Alle, der sich mit einer Vertilgung des menschlichen Geschlechts endigen müßte. Soll demnach eine menschliche Gesellschaft existiren: so ist die erste Bedingung dieser Existenz das Daseyn einer Kraft, welche die besonderen Willen der Mitglieder dieser Gesellschaft so vermittelt, daß jeder seiner ursprünglichen Neigung wenigstens in sofern entsagt, als er die Berechtigung zu derselben Neigung in Anderen anerkennt. Diese Vermittelung der besonderen Willen nenne ich Gesetz, und die Kraft, welche sich mit der Hervorbringung und Aufrechthaltung desselben beschäftigt, Regierung. Alle Gesellschaft, wie man sie auch benennen möge, ist also in dem Daseyn einer Regierung bedingt; und alle Regierung, wo und wann sie auch existiren mag, hat immer nur ein Problem zu lösen, nämlich das, dem besonderen Willen des Individuums den allgemeinen Willen, d. h. den, der das Interesse Aller umfaßt, zu substituiren, und diesen allgemeinen Willen als den allein gültigen geltend zu machen. Angenommen daher, daß die Freiheit darin bestehe, seinem besonderen Willen ungezügelt folgen zu dürfen, ist in der Gesellschaft an keine Freiheit zu denken;

ken, alle Freiheit, davon wir in ihr genießen können, bewegt sich nothwendig in den Schranken, welche die Gegenfreiheit aller Uebrigen nothwendig macht, und wenn zwischen natürlich und sittlich in Ansehung der menschlichen Freiheit unterscheiden will: so muß man darauf bestehen, daß sie nur eine sittliche sey, von welcher die Achtung für die Freiheit Anderer die Grundlage ausmacht.

So wie nun die Gesellschaft ihren Charakter in der Regierung hat, eben so hat auch die Regierung ihren Charakter in der Gesellschaft. Bei allen wirklichen Wesen, sie mögen gehören zu welcher Gattung sie wollen, bemerken wir, daß ihre besondere Organisation ihrer Bestimmung angepaßt ist. Nun gehört die Regierung zwar nicht in die Klasse derjenigen Wesen, welche ihr Daseyn einer höhern Macht verdanken; allein, da si aus wirklichen Wesen zusammengesetzt ist und ihre Bestimmung nie eine andere seyn kann, als den allgemeinen Willen hervorzubringen und geltend zu machen: so entscheidet dieser Umstand über die organische Beschaffenheit der Regierung in einem so hohen Grade, daß es durchaus unmöglich ist, sich ihm ganz zu entziehen. Um nämlich dem ersten Theile ihrer Bestimmung genügen zu können, muß die Regierung eine *gesellschaftliche* seyn, d. h. sich mit den Bedürfnissen der Gesellschaft sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen beschäftigen, und um dem zweiten Theile ihrer Bestimmung genug zu thun, muß sie eine *einige* seyn; das Letztere um der Kraft willen, deren sie zur Aufrechthaltung der Gesetze bedarf. *Gesellschaftlichkeit* und *Einheit* sind also

die Charaktere der Regierung, und sind es in einem so hohen Grade, daß es unmöglich ist, sie ganz zu verdrängen. Die verschiedenen Systeme, welche man durch die Benennungen der republikanischen und monarchischen unterscheidet, haben nie in einer solchen Vollkommenheit dagestanden, daß sie einander ganz ausgeschlossen hätten; und nicht mit Unrecht hat man von der strengen Monarchie gesagt, sie sey eine geheime Republik, wie von der strengen Republik, sie sey eine geheime Monarchie. Wie auch einzelne Menschen das Problem der höchsten bürgerlichen Freiheit zu lösen suchen mochten, die Natur der Dinge war immer stärker, als sie; und so geschah es, daß man in den Republiken von dem Charakter der Einheit immer so viel beibehalten mußte, als nöthig war, damit die Vollziehung der Gesetze gerettet wurde, und in den Monarchieen so viel von dem Charakter der Gesellschaftlichkeit, daß die Gesetze selbst nicht dem Vortheil eines Einzigen dienten. Die Intensivität beider Charaktere richtet sich vielleicht zu allen Zeiten am meisten nach dem Bedürfniß der zu regierenden Gesellschaft; und in der Natur der Sache liegt, daß dies Bedürfniß sich anders da ausspricht, wo auf der Quadratmeile hundert, und anders da, wo auf der Quadratmeile zweitausend Menschen leben. Wo man noch mit der Herbeischaffung von Bedürfnissen erster Nothwendigkeit vollauf beschäftigt ist, wo die gesellschaftliche Arbeit sich noch wenig getheilt hat, wo folglich der Collisionsfälle wenige sind und der Antagonismus beinahe ganz wegfällt: da wird freilich die Regierung, im Großen genommen, dieselben Charaktere haben, die ihr We=

sen constituiren, aber sie wird dieselben nicht in der Ausbildung haben, wie in den Staaten des westlichen Europa. Daher die Erscheinung, daß mit der organischen Gesetzgebung der Staaten die wesentlichsten Veränderungen vorgehen, je nachdem sie an Stärke und Umfang gewinnen, oder verlieren. Rom begnügte sich sehr lange mit einer städtischen Verfassung, in welcher ein Senat und zwei Consuln die Hauptrollen spielten; aber es kam die Zeit, wo diese Verfassung nicht länger vorhalten wollte, und unter den allerheftigsten Bürgerkriegen triumphirte der Charakter der Einheit über den Charakter der Gesellschaftlichkeit, statt daß bis dahin das baare Gegentheil Statt gefunden hatte. Ein Reich von 16000 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 30 Millionen wie eine Stadt von 60000 Bewohnern regieren zu wollen, ist unstreitig eine eben so große Thorheit, als man begehen würde, wenn man auf einem Dorfe alle Regierungskünste in Ausübung bringen wollte, die in einer Hauptstadt nöthig seyn mögen.

Indem aber Einheit und Gesellschaftlichkeit die Grundcharaktere der Regierung sind, muß sie für ihre Organisation solche Grundsätze annehmen, welche diesen Charakteren entsprechen, nicht solche, wodurch sie sich davon lossagen würde. Da nun bei einer Theilung der Gewalten jene Grundcharaktere nicht blos verletzt, sondern ganz verwischt werden würden: so kann diese Theilung, wenn sie auch (was nicht der Fall ist) in sich selbst möglich wäre, nicht Statt finden. Ein König, der sich gefallen ließe, nichts weiter zu seyn, als der Wächter und Zusammenhälter der sogenannten Constitu-

tion, würde eher alles in der Welt, als ein wirklicher König seyn. Alle Versuche, die man bisher gemacht hat, die Gewalt eines Königs zu beschränken, haben sich immer damit geendigt, daß dieselbe vermehrt worden ist. Man folge diesem Winke der Natur, und man wird nicht verfehlen die Entdeckung zu machen, daß gerade in der unbestrittenen Macht des Königs die sicherste Garantie für ihre Moralität liegt. Nicht in der Centralisation der Macht ist der Despotismus enthalten, wie so viele glauben, wohl aber in dem Mangel solcher Einrichtungen, welche dem Willen des Monarchen allein die allgemeine Nützlichkeit geben können, die den Charakter des guten Gesetzes ausmacht. Hiernach nun lautet die Formel für neue politische Schöpfungen nicht, wie die Publizisten seit ungefähr funfzig Jahren sagen: Theile die Gewalten und bringe sie ins Gleichgewicht; sondern sie lautet, sowohl für jetzt als für alle Zeiten: Centralisire und socialisire *). Die königliche Macht ist eben sowohl eine gesetzgebende, als eine vollziehende, weil sie, wenn sie nur das Eine oder das Andere wäre, gar nichts seyn würde; aber um mit Erfolg eine gesetzgebende zu seyn, bedarf sie der Unterstützung der ganzen Nation, die sie nur in einem Repräsentativ-System finden kann.

Jetzt klärt sich alle Dunkelheit auf, die in dem Geschrei über Constitutionen liegt. Wenn man nämlich sagt: „wir bedürfen einer Constitution,“ oder: „wir

---

*) Ich bediene mich dieser ausländischen Ausdrücke, weil ich in der deutschen Sprache keine entsprechenden finde.

werden so glücklich seyn, eine Constitution zu erhalten;" so verführt man zu dem Glauben, daß so etwas bisher gar nicht Statt gefunden habe, da doch nichts erwiesener ist, als daß es Statt gefunden haben müsse, weil ein Staatsleben seit Jahrhunderten, vielleicht seit mehr als einem Jahrtausend da gewesen ist. Eigentlich will man mit jenen Ausdrücken sagen: „Wir sehen einem vollständigeren Regierungs-System entgegen;" und sagte man dies wirklich, so würde sich damit ein großer und schöner Sinn verbinden lassen. Es ist ja von nichts weiter die Rede, als von einer Vervollständigung des Regierungs-Systemes, namentlich von der Schöpfung einer National-Repräsentation zur Sicherung des Gesetzgebungsgeschäftes. Hierin nun das Wesen einer Constitution wiederzufinden, würde eben so thörigt seyn, als wenn jemand, der zwanzig Jahre hindurch ein Haus bewohnt hat, sich im ein und zwanzigsten Jahre einbilden wollte, er habe kein Obdach gehabt, weil dem seinigen der linke Flügel gefehlt habe. Diese National-Repräsentation kann nothwendig seyn zu dem oben angegebenen Behuf; aber sie bestimmt das Wesen einer Constitution so wenig, daß man sich nur lächerlich macht, wenn man, von dem Augenblick ihres Eintritts an, den König zu einem constitutionellen Könige, die Minister zu constitutionellen Ministern u. s. w. machen will; denn dies waren sie eben so gut vor dem Eintritt der National-Repräsentation, als sie es nach demselben bleiben. Nie werden sie, nie können sie zugeben, daß die von ihnen ausgeübte Macht nicht die Folge einer Gesetzge-

bung gewesen sey, die ihnen einen bestimmten Platz in der Regierung angewiesen habe.

Alle Irrthümer von Theilung und Gleichgewicht der Gewalten, von einer gesetzgebenden, einer vollziehenden, einer richterlichen, und jetzt sogar von einer besonderen königlichen Gewalt, von constituirten Reichen im Gegensatze von solchen, die es nicht sind, u. s. w. haben aber eine gemeinschaftliche Quelle; nämlich die falsche Interpretation des Eigenthümlichen der englischen Regierung. Nun hat zwar die englische Regierung, wie jede andere in der Welt, die Grund-Charaktere der Einheit und Geselllschaftigkeit, jenen in der Person des Monarchen, dieser in dem Daseyn des Parliaments; aber indem sie sich einen längeren Zeitraum durch ihren Organismus von den übrigen Regierungen in Europa unterschied, und die Wirkungen dieses Unterschiedes nicht zu verkennen waren, geriethen Ausländer in den Wahn, diesen Unterschied in etwas ganz Anderes zu setzen, als worin er wirklich bestand. Hätte irgend ein englischer Staatsmann (etwa Pitt oder Perceval) sich die Mühe gegeben, uns einen Abriß von der Verfassung des großbritannischen Reichs zu liefern: so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er ganz anders ausgefallen seyn würde, als die, welche Montesquieu, Delolme und Andere uns davon geliefert haben. Bei dem Urtheil über einen gegebenen Gegenstand kommt alles auf den Standpunkt an, von welchem aus man ihn betrachtet; und wenn sich nicht leugnen läßt, daß Licht und Schatten ganz anderes fallen, je nachdem man mehr von außen hinein, oder mehr von innen hinaus blickt: so muß man

auch eingestehn, daß das Urtheil jener Franzosen über die englische Constitution uns niemals hätte irre führen sollen. Selbst das bänderreiche Werk des Engländers Blackstone über die englische Verfassung ist von keinem sonderlichen Nutzen für die richtige Beurtheilung derselben, weil dieser sonst sehr achtungswerthe Schriftsteller es gar nicht darauf angelegt hat, uns den Zusammenhang zu beschreiben, in welchem sich die einzelnen Staatsorgane, mit welchen er uns bekannt macht, zu einem Ganzen verbinden, worauf doch zuletzt Alles ankommt.

Der Irrthum, in welchen jene Publizisten verfallen sind, verdient indeß um so mehr Entschuldigung, da die organischen Gesetze Englands ihn nicht wenig unterstützen. Wenn es z. B. heißt: „die beiden Kammern, „welche das Parliament ausmachen, haben zusammen„wirkend und ausschließend den Vorschlag der Gesetze „und zusammenwirkend auch das Recht ihre respectiven „Beschlüsse anzunehmen oder zu verwerfen; und wenn „die beiden Kammern sich in der Annahme eines Be„schlusses vereinigt haben, so hat der König noch das „Recht, ihn durch sein Veto zu vernichten, oder ihm „durch Bewilligung seiner Sanction Gesetzeskraft zu „geben:“ wer sollte alsdann nicht glauben, daß Parliament habe wirklich die Initiative der Gesetze und der König die Sanction derselben? wer sollte hieraus nicht auf zwei gesonderte Gewalten schließen, von welchen die eine die gesetzgebende, die andere die vollziehende genannt werden müsse? Gleichwol ist dem nicht also. Das Parliament hat die Initiative der Gesetze zwar de jure, aber nicht de facto; und eben so hat der König die

Sanction der Gesetze zwar de jure, aber nicht de facto. Der Gang der englischen Regierung ist nämlich der umgekehrte von dem, welchen die organische Gesetze des Reichs vorschreiben, und muß es seyn, weil diese Gesetze etwas verlangen, was der Natur der Dinge entgegen ist. Denn was thun die organischen Gesetze Englands, indem sie dem Könige, in Beziehung auf die zu regierende Gesellschaft, das Recht nehmen, einen Gedanken, einen Willen zu haben, und dieses Recht dem Parliament zuwenden? Sie verlangen das Umgekehrte von dem, was Statt finden sollte. Es liegt nämlich gar nicht in der Natur einer Körperschaft, einen Gedanken, einen Willen zu haben; dagegen liegt dies in der Natur eines Individuums. Wiederum liegt es nicht in der Natur eines Individuums, einen allgemeinen Willen zu bestätigen, wohl aber in der Natur einer Körperschaft, diese sey nun das Volk unmittelbar, oder die Versammlung seiner Repräsentanten. Wenn dies in der organischen Gesetzgebung Englands übersehen worden ist; so ist es unstreitig aus Furcht vor dem Despotismus geschehen. Sey dem aber wie ihm wolle: so ist die Folge dieser Anordnung, seitdem sie Statt findet, die, daß das Gegentheil von dem geschieht, was das Gesetz vorschreibt. Es ist wahr, jedes Mitglied des Parliaments hat fortdauernd das Recht, mit Gesetzesvorschlägen hervortreten zu dürfen; aber man vergesse nicht, daß nur die Mitglieder der Oppositionspartei von diesem Rechte einen freien Gebrauch machen, daß alle übrigen Mitglieder des Parliaments, wo nicht im Dienste, doch wenigstens im Interesse der Administration sind, und daß folglich keine große Wahr-

scheinlichkeit für den Erfolg vorhanden ist. Ehe der Gesetzesvorschlag verlesen wird, muß er angekündigt werden; und die Ankündigung bewirkt, daß Jeder seine Stellung nimmt. Ist er verlesen, so wird er im Parliamente zur Durchsicht und Beurtheilung der sämmtlichen Mitglieder des Hauses, in welchem er gemacht ist, niedergelegt. Nach einer festgesetzten Zeit wird durch Abstimmung darüber entschieden, ob er in eine Resolution verwandelt werden solle, oder nicht. In der Regel wird er verworfen; wenn dies aber auch nicht der Fall ist, so hat er in der Gestalt einer bloßen Resolution noch nicht das Recht erworben, sich um die Sanction des Königs zu bewerben. Erst muß er den Beifall des zweiten Hauses erworben haben, ehe er zu dieser Ehre gelangt; und da die beiden Häuser ganz entgegengesetzte Interessen haben, so ist alle Wahrscheinlichkeit gegen die Annahme. Gesetzt aber auch, daß beide Häuser über die Güte eines in Vorschlag gebrachten Gedankens einverstanden sind: so hängt es noch immer von dem Könige ab, ob er die Resolution derselben sanctioniren will oder nicht. Es ist unmöglich, ihm eine Zeit vorzuschreiben, innerhalb welcher er sich darüber erklären muß; denn das würde gegen die Achtung seyn, welche der Majestät gebürt. Der König kann also die Sanction verzögern, so lange er will, und die Natur der Majestät, welche sich niemals zum Werkzeug eines fremden Willens hergeben kann, bringt es mit sich, daß — er zögert. Die Folge davon ist, daß Gesetzesvorschläge, welche von bloßen Mitgliedern des Parliaments herrühren, leicht in Vergessenheit gerathen, und die Formel, womit der

König von England sein Veto giebt, indem er sagt: „er wolle die Resolution noch in Ueberlegung nehmen,“ söhnt den Urheber des Gesetzesvorschlages und das ganze Parliament, sofern es denselben durch die Verwandlung der Bill in eine Resolution unterstützt, schon vorläufig mit dem Veto aus, welches niemals förmlich ausgesprochen wird. Man kann also mit der positivsten Sicherheit behaupten, daß, so lange die gegenwärtige Verfassung von England dauert, niemals ein von einem bloßen Parliamentsgliede ausgegangener Gedanke in ein Gesetz verwandelt worden ist; und was daraus für das Parliament als gesetzgebende Gewalt folgt, versteht sich wohl von selbst.

„Aber, wird man fragen, da gleichwol nichts erwiesener ist, als daß in England Gesetze zum Vorschein kommen, so muß es dafür irgend einen Modus geben; und welches ist dieser?“ — Diese Frage ist nur allzu beherzigenswerth, weil in ihrer Antwort ein großer Aufschluß über alle politische Gesetzgebung liegt. Die Antwort aber ist wiederum: daß der wirkliche Gang der Dinge der umgekehrte von dem ist, welchen die organischen Gesetze von England vorgeschrieben haben. Zwar hat der König weder für seine Person, noch für die seiner Minister, als solcher, die Initiative der Gesetze; aber indem er seine Minister unter den Parliamentsgliedern wählt, so thue sie in der Eigenschaft von Parliamentsgliedern was sie als Minister eines Königs thun würden, dem die Initiative des Gesetzes von Rechts wegen zukäme; sie stellen sich im Parliament wie auf einem Kampfplatz dar, wo Jeder das Recht hat für seinen Wil-

len zu kämpfen, um ihn in einen allgemeinen Willen zu verwandeln; und hier wissen sie theils durch ihre Beredsamkeit, theils durch anderweitige Mittel, welche in England bekannt genug sind, den Willen des Königs triumphiren zu machen. Der König erobert also fortdauernd eben die Initiative, welche die Verfassung ihm versagt hat, und das Parliament, indem es in beiden Häusern die Bills in Resolutionen verwandelt, verrichtet wesentlich das Geschäft der Sanction. Es geschieht also das baare Gegentheil von dem was geschehen sollte: der König, welcher die Sanction haben sollte, hat nur die Initiative, und das Parliament, welches die Initiative haben sollte, hat nur die Sanction. Es geschieht hierdurch aber nichts, was der Natur der Dinge nicht vollkommen gemäß wäre. Gerade durch dieses Verfahren werden Administration und Repräsentation im Zusammenhange und in Harmonie erhalten; und wenn gleich die Mittel, welche man zur Erreichung dieses Zwecks nebenher anwendet, keine Empfehlung verdienen sollten: so hat England davon doch den nicht zu berechnenden Vortheil, daß in seine Gesetzgebung eine Stätigkeit gebracht wird, die es vorzugsweise zu einem Staat macht. Das Parliament ist nicht eine Macht, eine Gewalt, die einer anderen Macht, einer anderen Gewalt, Administration genannt, gegenüber stände, und diese bekämpfte; was von Kampf zum Vorschein kommt, ist immer nur zum Schein und macht die Parade der Freiheit aus. Das Parliament ist nichts mehr und und nichts weniger, als ein Rath, ein Conseil, mit der Bestimmung, dem Willen des Königs, ehe er sich in ein förmliches Gesetz verwandelt, die allgemeinste Nützlichkeit zu geben. Der spezifische Unterschied des brittischen Regierungs-Systems besteht also nicht darin, daß in demselben mehrere Gewalten einander gegenüber gestellt sind — denn wenn dies der Fall seyn sollte, so

würde es gar nicht existiren können; sondern er besteht darin, daß in Großbritannien seit mehreren Jahrhunderten ein aus den Repräsentations-Gesetzen hervorgegangenes National-Conseil nicht aufgehört hat, ein integrirender Theil des Regierungs-Systems zu seyn, während in den übrigen Staaten von Europa dieser Theil entweder gänzlich fehlte, oder mit der allgemeinea Verwaltung nicht in den gehörigen Zusammenhang gebracht war.

Hätten Diejenigen, welche seit Montesquieu über die brittische Verfassung geschrieben haben, dies gehörig ins Auge gefaßt: so würden sie nie auf den Gedanken gerathen seyn, ihre Zuflucht zu einer so unhaltbaren Hypothese zu nehmen, wie die von verschiedenen Gewalten ist, die unter einander im Gleichgewicht erhalten werden: eine Hypothese, die sich durch sich selbst widerlegt. Sehr richtig bemerkte einer von den ersten Staatsmännern unserer Zeit in der Anrede an seinen aus England zurückgekehrten König: „es werde ihm, während seines Aufenthalts in diesem Lande, nicht entgangen seyn, daß eine Verfassung, wie die englische, Monarchen, welche die Freunde der Gesetze und die Väter ihrer Völker wären, nur als Stütze, nicht als Schranke diene." In der That ist es eine ganz falsche Vorstellung, die man sich von einem englischen Könige macht, wenn man sich ihn als von den engsten Schranken eingeschlossen und zu einer ewigen Ohnmacht verdammt denkt; ein englischer Monarch ist eben so frei, wie jeder andere europäische Monarch, den man einen absoluten nennt, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht etwas wollen kann, was dem Interesse der Nation, an deren Spitze er steht, entgegen wäre. Dies wird durch das Parliament bewirkt, welches, wie die Erfahrung seit mehr als hundert und fünf und zwanzig Jahren gelehrt hat, bei weitem mehr seine Stütze, als seine Schranke ist.

Bei dem allen würde es nichts weniger als räthlich seyn, die brittische Verfassung nach anderen Staaten zu verpflanzen. Alle Versuche, die man in dieser Hinsicht gemacht hat, sind auf eine auffallende Weise fehlgeschlagen: am blutigsten in Frankreich, minder zerstörend in Sizilien, auf eine noch nicht vollendete Weise in Spanien. Nicht daß die Idee eines National-Conseils, als eines integrirenden Theils des Regierungs-Systemes, nicht für alle Reiche, die vermöge ihres Umfangs einer solchen Ergänzung fähig sind, wünschenswerth wäre und bliebe. Indeß scheint alles darauf anzukommen, wie man sich bei der Einführung dieses National-Conseils benimmt. Geht man dabei, wie es bisher überall geschehen ist, von einer Beschränkung der königlichen Gewalt aus, um dieselbe auf ein bloßes Veto zurückzubringen: so muß ein solches Verfahren schon um deswillen ohne Erfolg bleiben, weil die Regierung nicht ohne Gewalt bleiben kann, die Gewalt aber ihrer Natur nach eine einige ist. Aber gesetzt auch, man lege es nicht auf diese Beschränkung an, und wolle alles so, wie es in England wirklich ist: wie will man es dahin bringen, mit dem englischen Regierungs-System zugleich die Taktik zu verpflanzen, welche so innig mit demselben verwebt ist, diese Taktik, welche nur als das Produkt einer jahrhundertlangen Erziehung und vieler mißlungenen Versuche betrachtet werden kann? In England stehen Oppositionsparthei und Ministerialparthei, Parliament und Administration, Minister und König in solchen Verhältnissen zu einander, die sich durchaus nicht übertragen oder nachahmen lassen; eins ist dem anderen gewachsen, und so geschieht es, daß der Gang der Regierung, bei aller scheinbaren Unregelmäßigkeit, sehr ebenmäßig ist. Alles erklärt sich zuletzt aus dem Umstande, daß die organischen Gesetze England's etwas wollen, was der Natur der Dinge entgegen ist; allein es reicht nicht

hin, daß das Phänomen erklärt sey, wenn man einmal entschlossen ist, es zu wiederholen. Um dies zu können, müßte man alle die Mittel gebrauchen, welche in England angewendet werden, um die Dinge in dem einmal hergebrachten Gange zu erhalten: Mittel, die man nicht aus der Luft greifen kann, und die sich nur allmählig erzeugen lassen; Mittel, die zuletzt mit dem ganzen gesellschaftlichen Zustande und sogar mit dem National-Charakter in Verbindung stehen.

Uebrigens wollen wir uns auch nicht verbergen, daß die Verfassung, welcher man in unseren Tagen die unbedingtesten Lobsprüche gemacht hat, bei weitem noch nicht so erprobt ist, wie so Viele glauben. Sie dauert seit Wilhems des Dritten Ankunft in England, d. h. seit 126 Jahren, wenn man gleich zugeben kann, daß die ersten Grundlagen dazu schon früher gelegt worden sind. Was sind aber 126 Jahre in dem Leben einer Nation? Zu Einem hat diese Verfassung geführt, was gewiß nicht unbedingt zu loben ist, wenn gleich nicht geleugnet werden kann, daß sich viel dafür sagen läßt. Ich meine das Anleihe-System nach der Idee einer ins Unendliche gehenden National-Schuld. Dieses Anleihe-System war die natürliche Folge einer beabsichtigten Beschränkung des Königs auf die bloße Sanction der Gesetze, wie sie in den organischen Gesetzen Englands ausgedrückt ist. Ankämpfend gegen dieses noch immer bestehende Gesetz, haben die englischen Könige unter andern auch ihre Zuflucht zu dem Anleihe-System genommen, um die Bewilligungen des Parliaments zu erleichtern; und so ist es in dem Laufe von 126 Jahren geschehen, daß England eine Schuldenlast von beinahe 800 Millionen Pfund Sterling trägt, wovon die jährlichen Interessen die Summe von mehr als 30 Millionen Pfd. Sterling übersteigen. Ob und wie das Anleihe-System zum Stillstand werde gebracht werden, läßt sich

nicht absehen, wenn gleich im Allgemeinen erwiesen ist, daß es nicht werde ins Unendliche getrieben werden, weil nichts Menschliches sich ins Unendliche treiben läßt. Der Tilgungsfond dient, allen bisherigen Erfahrungen zufolge, mehr zur Stütze des Anleihe-Systems, als zur Verminderung der National-Schuld. Hierin nun, scheint es, liegt die große Probe, auf welche Großbritanniens Verfassung gebracht werden wird. Besteht sie dieselbe, so wird sie die unbedingten Lobsprüche verdienen, die man ihr bisher gemacht hat; besteht sie dieselbe nicht, so wird man sich genöthigt sehen, Manches von diesen Lobsprüchen zurückzunehmen. Wir wollen hier weder dafür, noch dagegen entscheiden: aber wir wiederholen, daß dies die große Probe sey; eine Probe, die, wenn es einmal ausgemacht ist, daß das brittische Anleihe-System mit der brittischen Verfassung in der engsten Verbindung steht und folglich ohne die letztere gar nicht Statt finden würde, von allen Regierungen des Continents warlich mehr vermieden als gesucht werden muß. Unstreitig hat das brittische Anleihe-System mächtige Stützen sowohl in den inneren Einrichtungen Englands, als in den auswärtigen Besitzungen, vor Allem in der Seemacht; allein kein einsichtsvoller Engländer, wie patriotisch er auch gesinnt seyn möge, wird jemals beweisen können oder wollen, daß diese Stützen für eine Ewigkeit ausreichen. Hierauf aber kommt es an; denn, wenn ein Gesetz, oder eine daraus hervorgegangene Einrichtung unbedingten Beifall verdienen soll, so kann nicht davon die Rede seyn, wie viel dadurch in einer gegebenen Zeit geleistet worden ist, sondern wie viel es leisten muß, die Umstände mögen seyn, welche sie wollen.

Doch, diese Betrachtung aufgebend und zu dem Hauptthema zurückkehrend, bemerke ich, daß, da die Lehre von der Theilung und dem Gleichgewicht der Gewalten immer falsch gewesen ist und bleiben wird, es, bei einer

Verpflanzung der brittischen Constitution in ein anderes Reich, nicht sowohl darauf ankomme, in welcher gegebenen Manier das National-Conseil, Parliament, oder wie man sonst wolle, genannt, in das allgemeine Regierungs-System eingefugt werde, als vielmehr darauf, daß dies geschehe. Die Aufnahme desselben in die Constitution wird, wenn sie nicht auf eine den Britten abgeborgte Weise geschieht, unstreitig minder glänzende Wirkungen hervorbringen; aber diese Wirkungen werden nie aufhören beglückend zu seyn, da es in der Natur der Sache liegt, daß die Stärke nur auf der Einheit beruht, diese aber nur in sofern gesichert ist, als der National-Wille der Wille der Regierung, und umgekehrt der Wille dieser der National-Wille ist. Beide Willen sollen durch das National-Conseil vermittelt werden, ohne daß dieses als eine besondere Macht oder Gewalt dastehe, in welcher Eigenschaft es nie das Geringste leisten kann; und die Aufgabe für alle, das National-Conseil betreffenden Gesetze besteht gerade darin, zu verhindern, daß es keine besondere Macht oder Gewalt werde.

Auszüge
aus Labaume's umständlichem Berichte von dem Feldzuge in Rußland.

(Fortsetzung.)

Abzug von Moskau, Schlacht bei Malo-Jaroslawez und Rückmarsch nach Smolensk.

Unterdeß hatte der Fürst Kutusow den größten Theil seiner Streitkräfte bei Lactaskova, zwischen Moskau und Kaluga, aufgestellt, um die südlichen Provinzen zu dekken; und in dieser Stellung hielt er Napoleon so eng eingeschlossen, daß dieser, trotz allen Bewegungen, welche er machte, nicht aus seiner peinlichen Lage heraus konnte, und sich immer auf sich selbst zurückziehen mußte. Er konnte nicht nach Petersburg marschiren, ohne die russische Armee im Rücken zu haben und allen seinen Verbindungen mit Polen zu entsagen; eben so wenig aber konnte er auf Jaroslaw und Wladimir marschiren; denn neue Invasionen nach dieser Gegend hin hätten nur seine Kräfte vermindern und ihn von seinen Hülfsquellen ent-

fernen können. Es war demnach nichts gefährlicher, als die Lage der französischen Armee, indem sie, auf den Straßen von Twer, Wladimir, Razan und Kaluga gelagert, fortdauernd genöthigt war, in Moskau zu bleiben, das nur Trümmern darbot, und dessen Umgegend eine Wüste gewesen seyn würde, wenn herumstreifende Landleute und Kosaken nicht unsere Zufuhren abgeschnitten, unsere Eilboten aufgefangen, und unsere Fouragierer ermordet hätten. Mit dem Mangel wuchs das Mißvergnügen der Soldaten, und ein Friede lag außer den Gränzen der Wahrscheinlichkeit.

Es würde nicht wenig unterhaltend seyn, wenn ich alle die Entwürfe mittheilen wollte, welche, unter diesen Umständen, auf die Bahn gebracht wurden. Einige sprachen von einem Marsch nach der Ukraine, andere von einem Marsch nach Petersburg; aber die Verständigen blieben dabei, daß man schon längst nach Wilna hätte zurückgehen sollen. Napoleon, in schwierigen Lagen immer halsstarrig und für das Außerordentliche eingenommen, setzte nun einmal seinen Kopf darauf, sich in einer Wüste zu behaupten, und glaubte, den Feind in Schrekken zu bringen, wenn er sich stellte, als wollte er den Winter in Moskau verleben. Vermöge dieser lächerlichen Kriegslist nahm er die Miene an, als wollte er den Kreml bewaffnen und aus dem großen Zuchthause eine Citadelle machen. Zuletzt, als alles erschöpft war und wir nichts weiter zu leben hatten, gab er den Befehl, daß sich die Armee auf vier Wochen mit Lebensmitteln versehen sollte. Zwischenher wurden Friedensgerüchte verbreitet, welche Glauben fanden, weil jeder fühlte, wie

nothwendig der Friede sey, wenn die Armee gerettet werden sollte. General Lauriston war in Kutusows Lager gesendet worden, und es war eine bekannte Sache, daß dieser Fürst einen Courier nach Petersburg geschickt hatte, dessen Zurückkunft über Frieden oder Krieg entscheiden mußte.

Noch immer hörte Napoleon nicht auf, die Truppen zu mustern, um seine Obersten in Athem zu erhalten. Die schöne Jahreszeit trug nicht wenig dazu bei, diese Musterungen zu einem gebietenden Schauspiel zu machen. Die Moskoviten, gewohnt, schon in den ersten Tagen des Octobers Schnee zu sehen, ließen nicht ab, sich über die schöne Witterung zu wundern, die wir genossen; abergläubig und rachsüchtig zugleich, erwartete dies Volk in dem Winter seinen Rächer und ertrug sein Ausbleiben mit einer Ungeduld, die an Verzweiflung gränzte, indem es darin eine Wirkung des offenbaren Schutzes sah, in welchen Gott die französische Armee genommen habe. Und doch war dieser scheinbare Schutz die Ursache von Napoleons Verderben, der, indem er sich beredete, das Clima von Moskau gleiche dem von Paris, in seinem thörigten Wahne glaubte, den Jahreszeiten eben so gebieten zu können, wie den Menschen. *) Während man indeß von Unterhandlungen

*) Ob Napoleon dies geglaubt habe, ist zu bezweifeln. Da die Unterhandlungen angefangen waren, so mußte ihr Resultat abgewartet werden. Die Zögerung war gewiß unfreiwillig, und die erste (wenn gleich nicht eine einzige) Ursache derselben lag in der Entfernung von Kaluga nach Petersburg; eine Entfernung, worin es Kutusow möglich wurde, den französischen Kaiser zu täuschen. Anmerk. des Uebers.

sprach, wurden zwar die Anstalten zum Wiederanfang der Feindseligkeiten, keineswegs aber zur Ertragung der Winterkälte getroffen. Je länger unser Aufenthalt in Moskau dauerte, desto beschwerlicher wurde er. Die benachbarten Dörfer waren erschöpft, die entfernteren machten große Anstrengungen nöthig, wenn man leben wollte. Vor Tage brachen unsere Fouragierer auf, und selten kamen sie vor der Nacht zurück. Unsere Reiterei, die schon so viel gelitten hatte, ging darüber noch mehr zu Grunde. Noch viel mehr aber wurde unsere Artillerie-Bespannung erschöpft, und je mehr unsere Furchtsamkeit zunahm, desto mehr wuchs die Keckheit der Kosaken. Eine Probe davon gaben sie uns, indem sie einen Artillerie-Transport, der von Wilna kam und von zwei Majoren begleitet wurde, in der Umgegend von Moskau in Beschlag nahmen. Napoleon hielt die beiden Offiziere für schuldig und veranlaßte eine Commission zur Untersuchung ihres Betragens. Einer von ihnen jagte sich sogleich die Kugel durch den Kopf, mehr aus Aerger über den erlebten Schimpf, als weil er sich für tadelnswerth hielt. Um ähnlichen Versuchen zuvorzukommen, mußte sich die Division Broussier und die leichte Reiterei des Grafen Ornano bei dem Galitzinschen Schlosse, zwischen Mojaisk und Moskau, aufstellen. Diese Truppen befreieten zwar die Umgegend von der Gegenwart der Kosaken; aber der kleinste Raum, der diesen tartarischen Horden gestattet wurde, reichte hin, sie zu den allerkühnsten Versuchen aufzumuntern. Sie erneuerten ihre Unternehmungen in einem Angriff auf einen zweiten Artillerie-Transport, der unter den

Befehlen des Majors Vives aus Italien gekommen war; und wie man erzählte, nahm die ganze Bedeckung die Flucht, und überließ das ihr anvertraute Geschütz den Kosaken. Schon führten sie dasselbe mit seiner Bespannung fort, als der Graf Ornano, von diesem Angriff unterrichtet, sich in die Verfolgung warf, sie mitten im Gehölz erreichte, und ihnen den gemachten Fang wieder abnahm.

Während die vierzehnte Division die Straße von Wiasma sicherte, befand sich die dreizehnte auf der Straße von Twer. Hier hatte sie gute Cantonnements, als man erfuhr, daß der Graf Soltikoff, einer von den Lieblingen Alexanders und Eigenthümer des Dorfs Marfino, alle seine Bauern bewaffnet habe, und in Verbindung mit mehreren anderen Gutsbesitzern damit umgehe, eine allgemeinere Insurrection in Gang zu bringen. Um ein so gefährliches Beispiel in der Geburt zu ersticken, erhielt eine Brigade der dreizehnten Division den Befehl, sich in das Schloß von Marfino zu begeben. Der kommandirende General stellte genaue Untersuchungen darüber an, ob Versammlungen in dem Schlosse Statt gefunden hätten; sie gaben aber kein Resultat, wodurch der Verdacht bestätigt worden wäre. Dem ungeachtet ließ der General, um sich höheren Befehlen zu fügen, ein Schloß in Brand stecken, das für eins der schönsten in Rußland galt; und diese vorgeblichen Versammlungen ließen glauben, daß Napoleon nichts weiter beabsichtigt habe, als Rache an dem Grafen Soltikoff, dessen Feind er war, weil er sich nicht hatte entschließen können, seinem Souverän ungetreu zu werden. Alles kündigte einen nahen Abmarsch

an, und unsere Vermuthungen verwandelten sich in Gewißheit, als die italienische Reiterei ihre guten Cantonnements in der Umgegend von Dimitrow verlassen mußte, um nach Moskau zurückzukehren, und die Stellung von Charopovo einzunehmen; ein kleines Dorf auf der Straße nach Borowsk, sechs Stunden von Moskau gelegen (15 Oct.). Zu gleicher Zeit befahl der Vice-König die Rückkehr der dreizehnten Division, und ließ die vierzehnte mit der Reiterei des Generals Ornano nach Fominskoe vorrücken, wohin sich das ganze vierte Armee-Corps begeben sollte. Von dieser Bewegung unterrichtet, erspäheten die Kosaken den Augenblick, wo die Bagage unserer leichten Reiterei nur eine schwache Bedekkung hatte, um sie in der Gegend von Osighovo anzufallen; doch beim Anblick der Division Broussier gaben sie einen Theil der gemachten Beute auf, und entzogen sich der Verfolgung unserer Soldaten in einem Gehölz. Mit lebhafter Angst erwartete man die Rückkehr des nach Petersburg geschickten Couriers, und in der sicheren Erwartung, daß die Antwort günstig ausfallen werde, war unsere Armee sehr wenig auf ihrer Hut. Der Feind benutzte diesen Fehler, um den 18 Oct. die Reiterei des Königs von Neapel bei Taroutino anzugreifen, und einen Park von 26 Stück Geschütz zu nehmen. Dieser Angriff, der in einem Augenblick gemacht wurde, wo die Reiterei fouragiren gegangen war, gereichte dieser Waffe zum größten Nachtheil. Was davon noch übrig blieb, setzte sich zwar zur Wehr, und unterstützt von einigen polnischen Regimentern, welche weniger erschöpft waren, als die unsrigen, gelang es ihnen, die von dem Feinde

genommenen Kanonen wieder zu nehmen; aber von unserer Seite blieben mehr als 2000 Mann, und unter ihnen bedauerte man den Tod des Generals Dery, Adjutanten des Königs von Neapel, der bei jeder Gelegenheit einen großen Muth und sehr viel Fähigkeit bewiesen hatte.

Der Kaiser befand sich noch in Kreml, als er diese unerwartete Nachricht erhielt. Sie machte ihn wüthend, und in den ersten Ausbrüchen seines Zorns nannte er die That eine Verrätherei, eine Schändlichkeit. Nach ihm hatte man den König von Neapel gegen alle Kriegsgesetze angegriffen; und nur Tartaren, meinte er, könnten einen Waffenstillstandsvertrag so verletzen. Die Parade wurde aufgelöst; alle Friedenshoffnungen waren verschwunden, und der Befehl zum Aufbruch erfolgte noch für den Abend desselben Tages. Alle Corps sollten Moskau verlassen und sich nach der großen Straße von Kaluga ziehen. Man hoffte, daß der Marsch nach der Ukraine in mildere und fruchtbarere Gegenden führen werde; aber die besser Unterrichteten unter uns versicherten, daß diese Bewegung nach Kaluga ein verstelltes Manöver sey, um dem Feinde unsern Rückzug nach Smolensk und Witepsk zu verbergen. Wer den Abzug der französischen Armee von Moskau nicht gesehen hat, wird aus den Schilderungen des Livius schwerlich ein angemessenes Bild von dem entnehmen, was die römische Armee bei ihrem Abzuge von Karthago war. Diese langen Reihen von Wagen beladen mit der unermeßlichen Beute, die der Soldat den Flammen entrissen hatte; diese russischen Landleute, die uns als Sklaven

folgten; diese Weiber, Mädchen und Kinder, die sich in unserem Gefolge befanden; diese Kasten angefüllt mit Trophäen, die man dem alten Pallaste der Czaare entrissen hatte, und unter welchen sich auch das berühmte Kreuz des h. Iwan befand: dies alles gewährte einen Anblick, wie man ihn glücklicherweise nur selten hat.

Da man ziemlich spät ausgerückt war, so mußte man bei einem schlechten Dorfe, eine Stunde von Moskau, Halt machen. Die Reiterei der italienischen Garde, die sich noch immer zu Charopovo befand, ging am folgenden Tage (19 Oct.) ab, und schloß sich zu Batutinka, nicht weit von dem Schlosse Troitskoe, wo Napoleon sein Hauptquartier hatte, an uns an. Beinahe die ganze Armee wurde auf diesem Punkte versammlet; es fehlte nur die Reiterei, welche vorangegangen, und die junge Garde, welche in Moskau zurückgeblieben war, um unseren Marsch zu schließen. Der Unterhalt hatte große Schwierigkeiten; aber noch konnte man im Freien übernachten, ohne sonderlich zu leiden. Als am folgenden Morgen die Cavallerie mit dem vierten Corps aufbrechen wollte, erhielt sie von dem Vice-König den Befehl, auf demselben Wege vorzugehen, den wir seit gestern eingeschlagen hatten. Wir gingen bei Gorki über die Pakra. Jenes schöne Dorf existirte nur noch dem Namen nach, und der Strom, von den Trümmern der verbrannten Häuser verschüttet, floß trübe und schwärzlich. Als wir auf diesem Punkte ankamen, machten wir Halt; und eine Stunde darauf verließen wir die Heerstraße, um zu unserer Rechten einen Weg zu suchen, der uns nach Fominskoe führe, wo Gen. Broussier und un-

sere Cavallerie sich seit vier Tagen dem Feinde gegenüber befanden. Unser Marsch war sehr beschwerlich; aber wir hatten dabei doch den Vortheil, auf einige Dörfer zu stoßen, die, obwol verlassen, minder verheert waren, als die Dörfer auf der Heerstraße. Man brachte die Nacht zu Jnatowo zu, wo sich auf einer Erhöhung, welche die umliegende Gegend beherrschte, ein Schloß befand. Was uns am meisten in Verlegenheit setzte, war unsere Unbekanntschaft mit der Gegend. Zwar suchten wir den Mangel an guten Charten dadurch zu ersetzen, daß wir uns, wo wir nur konnten, der Bauern bemächtigten; aber diese waren in der Regel so einfältig, daß sie nur den Namen ihres Dorfes kannten. Als wir alle Schwierigkeiten überwunden hatten, kamen wir in den alten Weg von Kaluga, und eine Stunde darauf langten wir zu Fominskoe an. Die Division Broussier war in der Umgegend dieses Dorfs gelagert, und der Vice-König stellte sich sogleich an die Spitze der Reiterei, um die von den Kosaken besetzte Bergebene zu rekognosciren; diese aber zogen sich sogleich zurück und überließen Sr. Hoheit das Feld, auf welchem wir zu schlagen gedachten.

Hätten die Russen die Stellung von Fominskoe vertheidigen wollen, so würde sie nicht unvortheilhaft für sie gewesen seyn; denn mitten durch das, von einem Hügel beherrschte Dorf floß die Nara, welche, von einem zusammengeengten Thale eingeschlossen, hier einen kleinen See bildete, dessen Ufer sehr morastig waren. Die ganze Armee hätte durch diesen Engpaß dringen müssen, wo nicht mehr als eine Brücke war, die wir, weil sie für unzureichend gehalten wurde, für das Fuhrwesen aufho-

ben. Für die Infanterie mußte eine zweite geschlagen werden. Dies brachte uns einen Rasttag (22 Oct.). Unterdeß marschirten die Polen unter dem Fürsten Poniatowsky auf Wareja, wo der Hetman Platow sich mit seinen Kosaken befand. Hierauf kam Napoleon mit seinem Gefolge, und in einem Augenblick war das Dorf mit Menschen, Wagen und Pferden angefüllt. Dank sey es den genommenen Maßregeln, daß alles ohne Verwirrung ablief; was zum Erstaunen war, da die ordnungslosen Schaaren des Xerxes schwerlich noch mehr Bagage mit sich führten, als wir *). An demselben Tage zeigte uns der nach Charopovo abgeschickte Hauptmann Evrard an, daß er, von Moskau her eine fürchterliche Explosion vernommen habe. Sie war durch die Sprengung des Kreml verursacht worden. Die Zerstörung dieser berühmten Citadelle und der schönen Gebäude, welche sie in sich schloß, wurde durch die junge Leibgarde des Kaisers vollendet, welche befehligt war, was die Flammen verschont hatten, vollends zu zerstören. So endete diese, von den Tartaren erbaute, von dem Franzosen vernichtete Stadt. Mit Glücksgütern aller Art ausgestattet und im Mittelpunkt des Continents gelegen, erfuhr sie von den Leidenschaften eines fernen und ahnenlosen Corsikaners alles, was der Wechsel menschlicher Dinge Beklagenswerthes darbietet; und eben der Mann, welcher das Ansehn haben wollte, als opferte er uns den Fortschritten der Civilisation auf, rühmte sich

---

*) So nannte Napoleon im Jahre 1809 die österreichischen Armeen.

in seinen Bülletins, sie, auf hundert Jahre hin, zurückgestellt zu haben.

Nachdem ein Theil der Armee über die Nara gegangen war, ging auch das vierte Corps am 23 Oct. Morgens um 5 Uhr über diesen Strom auf Borowsk zu. Der Feind zeigte sich an diesem Tage nicht. Die Kosaken waren zurückgegangen, unstreitig um dem Oberfeldherrn anzuzeigen, daß wir seine Wachsamkeit getäuscht und statt der neuen Straße nach Kaluga über Tarutina die alte gewählt hätten, welche durch Borowsk führt. Von unserem Marsch unterrichtet, verließ der Feind sogleich sein verschanztes Lager bei Lactaskova; aber wir blieben ungewiß darüber, ob er durch Borowsk oder Malo-Jaroslavez hervorbrechen werde. Napoleon besetzte jene Stadt, die auf einer Erhöhung liegt und um welche die Protwa in einem sehr tiefen Bette fließt. Der Vice-König, welcher eine halbe Stunde vorwärts in einem kleinen Dorf zur Rechten der Landstraße campirt hatte, schickte die Division Delzons nach Malo-Jaroslavez mit dem Befehl, sich dieser Stellung zu bemächtigen, ehe die Russen daselbst ankämen; und Delzons besetzte sie mit zwei Bataillonen, indem er die übrigen Truppen in der Ebene zurückließ. Wir glaubten, daß diese Stellung uns gesichert wäre, als wir den 23sten mit Anbruch des Tages eine starke Kanonade vernahmen. Der Vice-König, der die Ursache derselben leicht errieth, schwang sich ohne Zeitverlust mit seinem Generalstab zu Pferde und sprengte im Galopp nach Malo-Jaroslavez. So wie wir näher kamen, nahm der Kanonendonner zu, und auch die Scharfschützen ließen sich

vernehmen. Zuletzt sahen wir ganz deutlich russische Colonnen, welche auf der neuen Straße von Kaluga anrückten, um auf derjenigen Position zu nehmen, auf welcher wir uns befanden.

Wir waren am Fuße der Bergebene von Malo-Jaroslawez angelangt, als Gen. Delzons sich uns näherte und zu dem Vice-König sagte: „Gestern Abends, nach meiner Ankunft, bemächtigte ich mich der Stellung, und nichts schien mir dieselbe streitig machen zu wollen, als ich heute früh gegen 4 Uhr von einem zahlreichen Fußvolk angegriffen wurde. Zwei Bataillone traten sogleich ins Gewehr, aber durch Uebermacht verdrängt, mußten sie in die Ebene zurück und Malo-Jaroslawez preis geben." Der Vice-König, welcher die Wichtigkeit dieses Verlustes begriff, wollte ihn wieder gut machen, und befahl daher dem Gen. Delzons, die ganze Division marschiren zu lassen. Jetzt begann ein hartnäckiger Kampf, und als frische Truppen zur Unterstützung der Russen heranrückten, wichen die Unsrigen einen Augenblick. Sobald Delzons dies sah, munterte er sie im stärksten Handgemenge zu neuen Angriffen auf; aber in demselben Augenblick, wo er den Ausgang der Stadt mit Hartnäckigkeit vertheidigte, gaben feindliche Scharfschützen, welche hinter der Mauer eines Kirchhofes aufgestellt waren, Feuer auf ihn, und eine Kugel, die ihm durch den Schädel flog, streckte ihn todt zu Boden. Dem Vice-König ging der Verlust eines Generals, den er lebhaft schätzte, sehr nahe. Auf der Stelle ersetzte er ihn indeß durch den General Guillemont, und ließ die vierzehnte Division zur Unterstützung derjenigen, die

schon so lange gekämpft hatte, in die Linie rücken. Unsere Soldaten hatten die Offensive wieder ergriffen, als es neuen russischen Colonnen, welche auf dem Wege von Lactaskova ankamen, gelang, sie zu werfen; wir sahen sie in großer Eile dem Hügel herabkommen und nach der Brücke hinströmen, als ob sie über die Louja wollten, welche am Fuß der Bergebene strömt. Aufgemuntert von dem Obersten Forestier und unterstützt von den Grenadieren der königlichen Leibwache, kehrten sie noch einmal zum Angriff zurück. Indeß schloß der Vice-König aus der großen Zahl der Verwundeten, welche das Schlachtfeld verließen, und aus den Schwierigkeiten, welche die Behauptung von Malo-Jareslowez mit sich führte, daß er noch andere Truppen gegen diejenigen aufstellen müsse, welche der Feind in den Kampf führte. Die Division Pino, welche, während des ganzen Feldzugs, keine Gelegenheit ihren Muth zu zeigen, unbenutzt gelassen hatte, gehorchte den Befehlen des Vice-Königs auch diesmal mit großer Bereitwilligkeit. Im Sturmschritt erstieg sie die Anhöhe und stellte sich da auf, von wo wir mehr als einmal waren vertrieben worden. Inzwischen wurde dieser Erfolg sehr theuer erkauft; denn eine große Zahl von diesen unerschrockenen Italienern wurden die Opfer ihrer Nacheiferung, und mit Bedauern erfuhren wir den Tod des Generals Levié, der seinen neuen Rang nur acht Tage genossen hatte. Mit gleichem Bedauern sahen wir den General Pino blutend zurückkommen; seine Wunde verursachte ihm große Schmerzen, doch war er noch empfindlicher für den Verlust eines geliebten Bruder, der ihm zur Seite gefallen war.

Unterdeß wüthete der Kanonendonner ohne Unterlaß, und die Kugeln rafften selbst die als Reserve aufgestellten königlichen Veliten und Personen von dem Generalstab des Prinzen hin. Unter andern erhielt der General Gifflenga, ein Mann von großem Verdienst und seltener Unerschrockenheit, eine Kugel in die Kehle, welche ihn nöthigte, das Schlachtfeld zu verlassen. Nicht eher war der Erfolg entschieden, als bis die fünfte Division des ersten Armee-Corps eine Stellung zu unserer Linken genommen, und die dritte Division desselben Armee-Corps ein Gehölz zur Rechten besetzt hatte. Bis um 9 Uhr Abends dauerte der Kampf in auffallender Nähe. Nacht und Ermattung machten ihm gegen 10 Uhr ein Ende. Wir campirten unterhalb Malo-Jaroslavez zwischen der Louja, und die Truppen hielten ihre Beiwacht in den Stellungen, die sie zuletzt inne gehabt hatten.

Am folgenden Tage ward uns einleuchtend, daß die Hartnäckigkeit, womit die Russen uns Malo-Jaroslavez streitig gemacht hatten, auf der Absicht beruhete, auf unserem rechten Flügel vorzudringen und Wiasma vor uns zu besetzen; denn das wußten sie nur allzu gut, daß unser Marsch nach Kaluga blos darauf berechnet war, unseren Rückzug zu verlarven. Gegen 4 Uhr Morgens setzte sich der Vice-König zu Pferde. Wir durchritten die Ebene, auf welcher wir geschlagen hatten, und entdeckten in einiger Entfernung Kosaken, deren leichte Artillerie auf unsere Truppen schoß. Zur linken bemerkten wir auch drei große Schanzen, welche Tages zuvor mit 15 bis 20 Kanonen bewaffnet gewesen waren, und die rechte Flanke Kutusows auf den Fall, daß man ihn auf

dieser Seite zu umgehen versuchen würde, vertheidigt hätten. Das Innere von Malo-Jaroslavez gewährte uns den fürchterlichsten Anblick. Gleich beim ersten Eintritt in die Stadt sahen wir den Ort, wo Gen. Delzons geblieben war, und wo sein Bruder, um ihn den Feinden zu entreißen, eine beträchtliche Wunde davon getragen hatte. Ein wenig weiter zeigte man uns den Fleck, wo Gen. Fontane verwundet worden war, und unterhalb der Bergebene fanden wir die Grenadiere des 35sten Regiments damit beschäftigt, ihren braven Obersten zur Erde zu bestatten. Die Stadt, um welche man gekämpft hatte, existirte nicht mehr, und man unterschied die Straßenlängen nur nach den zahlreichen Leichnamen, womit sie bedeckt waren. Von allen Seiten her stieß man auf zerstreute Gliedmaßen und Menschenköpfe, welche das Geschütz zerschmettert hatte. Die Häuser waren nur noch Schutthaufen, und unter der glühenden Asche kamen halbverzehrte Gerippe zum Vorschein. Die kleine Zahl derer, welche den Flammen entronnen waren, zeigte sich nur in versengten Kleidern und Haaren und geschwärzter Gestalt; ihre Wehklage zerriß das Herz. Gegen Mittag langte Napoleon mit seinem zahlreichen Gefolge an. Kaltherzig durchritt er das Schlachtfeld; ohne Rührung vernahm er das Gewimmer der Verwundeten, welche um Beistand baten. Obgleich seit 20 Jahren an den Uebeln des Krieges gewöhnt, konnte er beim Eintritt in die Stadt doch nicht umhin, über die Erbitterung, womit man sich geschlagen hatte, zu erstaunen. Selbst wenn er die Absicht gehabt hätte, nach Kaluga zu gehen, so würde die in Malo-Jaroslavez gemachte

Probe ihn abgeschreckt haben. Wie groß auch seine Unempfindlichkeit seyn mochte, so ließ er doch der Tapferkeit des vierten Armee-Corps Gerechtigkeit widerfahren. Zum Vice-König sagte er: „Die Ehre dieses schönen Tages gehört Ihnen ausschließlich."

Während man mit dem Feinde handgemein war, um ihm die Position von Malo-Jaroslavez streitig zu machen, stürzten sich sechstausend Kosaken auf das Hauptquartier des Kaisers, das zu Ghorodnia aufgeschlagen war, und nahmen sechs, nicht weit von diesem Dorfe aufgefahrene Feldstücke. Der Herzog von Istrien setzte sich zwar an der Spitze der Garde-Reiterei in Galopp und nahm den Kosaken das Geschütz wieder ab; allein während sich diese durch die Flucht retteten, warf sich ein anderes zahlreiches Detaschement auf das Fuhrwesen des vierten Armee-Corps, und würde sich desselben bemächtigt haben, wenn die italienische Reiterei nicht eben so viel Kaltblütigkeit bewiesen hätte, wie die kaiserliche. Am heftigsten waren die Kämpfe der Polen mit den Kosaken. Seit der Eröffnung des Feldzuges war der Sohn des Hetman Platow der treue Gefährte seines Vaters; auf einem herrlichen ukrainischen Schimmel marschirte er an der Spitze der Kosaken, und machte sich unsern Vortruppen sehr bald durch seinen Muth und seine Unerschrockenheit bemerkenswerth. Dieser junge Mann war der Abgott seines Vaters und die Hoffnung des kriegerischen Volks, das ihm künftig gehorchen sollte. Doch das Schicksal hatte über ihn gesprochen und seine letzte Stunde hatte geschlagen. In einem heftigen Cavallerie-Gefecht, welches bei Wareja zwischen

dem

dem Fürsten Poniatowsky und dem Hetman Platow Statt fand, schlugen sich die Polen und die Russen mit ungewöhnlicher Erbitterung. Platow, der unter den Streichen der Polen seine besten Leute fallen sah, vergaß die Gefahr, worin er sich selbst befand, und suchte mit Blicken der Unruhe seinen Sohn, von welchem er wußte, daß er im Handgemenge war. Schon war dieses vorüber, als die Lanze eines polnischen Uhlanen den Jüngling vor den Augen des Vaters durchbohrte. Er stürzte, ohne einen Laut von sich zu geben. Der alte Hetman weinte über diesen Verlust und zog sich in sein Zelt zurück. Am folgenden Morgen baten ihn die Kosaken-Chefs um die Erlaubniß, seinem Sohne die letzten Ehren erweisen zu dürfen. Jeder von ihnen küßte mit Ehrerbietung die Hand des jungen Kriegers, der auf einem Bärenfell hingestreckt lag; und nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatten, trugen sie den Leichnam auf eine Anhöhe, wo sie ihn begruben. Mit religiösem Schweigen sahen die Kosaken, in Schlachtordnung gestellt, dieser Handlung zu, und feuerten ihre Gewehre ab, als die Gruft sie für immer von dem Sohne ihres Fürsten getrennt hatte. Dann gingen sie, ihre Pferde an der Hand, am Grabe vorbei, die Spitze ihrer Lanzen der Erde zugekehrt.

Der Sieg bei Malo-Jaroslavez lehrte uns zwei traurige Wahrheiten; nämlich einmal, daß die Russen, anstatt geschwächt zu seyn, sich durch zahlreiche Milizen verstärkt hatten, und sich mit größerer Erbitterung, als jemals, schlugen; zweitens, daß es keinen ruhigen Rückzug mehr für uns gab, indem der Feind unsere Colon-

nen verhinderte, auf dem Wege von Medyn, Juchnow und Jelna zurückzugehen, und uns die traurige Nothwendigkeit auflegte, uns nach Smolensk zu wenden, d. h. nach einer Wüste, die wir selbst geschaffen hatten. Außer diesen nur allzu gegründeten Besorgnissen, hatten wir auch noch die Gewißheit, daß die Russen uns die moldauische Armee entgegenschicken, und daß das Witgensteinsche Corps sich mit derselben vereinigen würde. Von einem Marsche nach Kaluga war also nicht länger die Rede; noch weniger von Winterquartieren in der Ukraine. Das vierte Corps ging auf dem Wege zurück, auf welchem es gekommen war. Das ganze erste Corps und die Reiterei des Generals Chastel blieben allein in Malo-Jaroslavez zurück, um die Nachhut zu bilden; sie sollten einen Tag später abgehen. Das Resultat des Sieges bei Malo-Jaroslavez war, daß wir, aus Mangel an Pferden, einen großen Theil unseres Fuhrwesens zurücklassen oder verbrennen mußten. Die Aussicht, welche sich für die Zukunft eröffnete, war also nicht sehr tröstlich. Schon jetzt zitterten Viele für die Reichthümer, die sie in Moskau gesammelt hatten, und aller Muth verließ sie, wenn sie einen Blick auf unsere Reiterei warfen, die sich wahrlich in dem allerkläglichsten Zustande befand. Es fing an Nacht zu werden, als wir am 26sten zu Uwarowskoe ankamen. Was uns am meisten in Erstaunen setzte, waren die brennenden Dörfer, die wir allenthalben vor uns sahen. Man wollte die Ursache wissen und erfuhr: es sey der Befehl gegeben worden, daß alles, was sich auf unserm Wege befinden würde, verbrannt werden sollte. In dem Dorfe,

wo wir übernachteten, gab es ein schönes Schloß, das, obwohl von Holz aufgeführt, durch Größe und Pracht den schönsten Pallästen Italiens gleich kam; es fehlte den Zimmern durchaus nicht an Pracht und Reichthum. Von allem diesen blieb nichts verschont, und am folgenden Tage erfuhren wir, daß unsere Artilleristen, um sich die Mühe des Abbrennens zu ersparen, das ganze Schloß durch einige Pulverkasten in die Luft gesprengt hatten. Dörfer, die uns noch vor einigen Tagen ein Obdach gegeben hatten, brannten, als wir sie wiedersahen. Auch Barowsk brannte, als wir durch dasselbe zogen; und als wir am 27sten Oct. nach unsäglichen Beschwerden bei dem schlechten Dorfe Alferewa anlangten, hatten unsere Divisionsgenerale Mühe, in einer Scheune ein Unterkommen zu finden; selbst die des Vice-Königs war so abscheulich, daß man ihn nur beklagen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln vermehrte unsere Leiden; denn was von Moskau mitgenommen war, ging auf die Neige, und schon schlich man sich um die Ecke, um das Stückchen Brod, das man gerettet hatte, allein zu verzehren. Noch schlimmer waren unsere Pferde daran; ihr einziges Futter war halb verfaultes Stroh, das wir aus den Dächern zogen. Auch unterlagen die meisten den Strapazen und dem Hunger, und die Folge davon war, daß tagtäglich Pulverwagen in die Luft gesprengt werden mußten, weil man sie nicht fortschaffen konnte.

Napoleon, welcher einen Tagesmarsch vor uns voraus hatte, war schon über Mojaisk hinaus. Was er auf seiner Bahn fand, ließ er zerstören, und so groß war der Eifer seiner Soldaten, daß sie selbst die Oerter

abbrannten, wo wir verweilen mußten. So viel auch das vierte Corps von diesem Verfahren litt, so unterließ es doch nicht, die wenigen Häuser, welche es noch vorfand, in Brand zu stecken. Auf diese Weise wurde dem Corps des Prinzen von Eckmühl, welches die Nachhut bildete, jedes Obdach genommen. Dies Corps hatte es dabei mit einem erbitterten Feinde zu thun, der von allen Seiten herbei eilte, um seine Rache zu stillen. Täglich hörte man Kanonendonner auf so geringe Entfernungen, daß die größten Anstrengungen gemacht werden mußten, um den Feind in Zaum zu halten. Nachdem wir am 29sten in Ghorodok-Borisow durch Rauchwirbel gegangen waren, kamen wir, eine Stunde darauf, in einer Ebene an, die uns schon seit einiger Zeit verheert zu seyn schien. Von Zeit zu Zeit stieß man auf Leichname von Menschen und Pferden. Beim Anblick von mehreren halb zerstörten Verschanzungen, vorzüglich aber beim Anblick von einer in Trümmer zerfallenen Stadt, schloß ich auf Mojaisk, das wir vor ein und funfzig Tagen als Sieger durchzogen hatten. Polen campirten auf den Trümmern; und da sie dieselben so eben verlassen wollten, so steckten sie noch die wenigen Häuser in Brand, welche der ersten Feuersbrunst entgangen waren. Es waren ihrer so wenige, daß man den Glanz der Flammen nur so eben wahrnahm. Ein dichter schwärzlicher Rauch, der sich aus diesen Trümmern erhob, contrastirte auf eine eigenthümliche Weise mit der Weiße eines vor Kurzem erbauten Glockenthurms. Er allein war stehen geblieben, und die Uhr schlug noch, als die Stadt nicht mehr existirte. Unser Corps ging nicht

durch Mojaisk. Links davon verweilten wir an der Stelle, wo das Dorf Krasnoe gestanden hatte. Ich sage: gestanden hatte; denn es war, wie so viele andere abgebrannt und nur das Schloß verschont worden, weil Napoleon in demselben geschlafen hatte. Gerade um dies Schloß lagerten wir uns, und nie werde ich vergeßen, mit welchem Vergnügen man sich, erstarrt von Kälte, auf die noch heiße Asche der Tages vorher niedergebrannten Häuser schlafen legte. Als wir bei Borodino ankamen — wie groß war mein Erstaunen, die zwanzigtausend Menschen, die sich daselbst ermordet hatten, noch auf demselben Fleck zu finden! Die ganze Ebene war damit bedeckt. Was eingegraben gewesen war, hatten die Hunde wieder herausgekratzt. Diese und die Aasvögel hatten hier reichliche Mahle gefunden. Auf der einen Seite bemerkte man die Hütte, worin Kutusow campirt hatte. Weiter hin, zur Linken, war die berühmte Schanze, welche die ganze Umgegend beherrschte, beinahe wie eine Pyramide in einer Wüste. Wenn ich daran dachte, was sie geleistet hatte, so erschien sie mir wie ein ruhender Vesuv. Ach, rief ich aus, wenn man dem Dämon des Krieges jemals eine Statue errichten will, so muß diese Schanze das Fußgestell werden!

Seitdem wir das Schlachtfeld durchzogen, hörten wir aus der Ferne einen Unglücklichen, der um Hülfe rief. Von diesen Klagetönen gerührt, näherten sich Mehrere, und zu ihrem großen Erstaunen sahen sie einen französischen Soldaten, dessen Beine zerbrochen waren, auf der Erde liegen. „Ich wurde, sagte er, am Tage

der großen Schlacht verwundet, und da ich mich an einem fernen Orte befand, so konnte mir niemand zu Hülfe kommen. Seit mehr als zwei Monaten schleppe ich mich an den Ufern eines Bachs herum. Ich habe von Kräutern, Wurzeln und einigen Stücken Brod, die ich in den Taschen gefallener Cameraden fand, gelebt. Nachts habe ich mich in den Bauch todter Pferde verkrochen, und das Fleisch dieser Thiere hat meine Wunden trotz den wirksamsten Arzneimitteln geheilt. Als ich euch heut von fern erblickte, habe ich alle meine Kräfte zusammengerafft und mich der Heerstraße genähert, damit meine Stimme vernommen werden möchte." Alle waren von diesem Wunder erstaunt, und einer von unsern Generalen hatte Erbarmen genug, diesen Unglücklichen in seinen Wagen zu nehmen.

Ich würde das Ende nicht finden, wenn ich alle Scheußlichkeiten dieses Krieges erzählen wollte; aber die Behandlung und das Schicksal der dreitausend von Moskau aus mitgeschleppten Kriegsgefangenen darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Während des Marsches, wo man ihnen nichts geben konnte, buchtete man sie ab, wie Bestien; und unter keinem Vorwande durften sie sich von der ihnen angewiesenen Umzäunung entfernen. Ohne Feuer und von der Kälte aufgerieben, lagen sie auf Eis, und um ihren wüthenden Hunger zu stillen, fraßen diejenigen von ihnen, welche nicht sterben wollten, das Fleisch ihrer im Elende umgekommenen Cameraden. Doch wenden wir den Blick von so herzzerreißenden Gegenständen ab. — Wir gingen über die Kalogha mit eben so viel Eile zurück, als wir, vom

Sieg geleitet, dieselbe zum ersten Male passirt hatten. Die Auffahrt war so steil und das Erdreich so glatt, daß Pferde und Menschen über einander stürzten. Und doch war dieser Uebergang nicht der gefährlichste. Die Abtei Kolotskoi, welche wir wiedersahen, glich bei weitem mehr einem Hospital, als einem Kloster; auch wollten alle Kranke und Verwundete in diesem Asyl sterben. Als wir am folgenden Tage (31 Oct.) auf der Höhe von Procofewo ankamen, hörten wir den Kanonendonner so nahe, daß der Vice-König Halt machen ließ, aus Furcht, der Prinz von Eckmühl könnte geschlagen werden. Glücklicherweise hatte dieser nur mit Kosaken zu thun. Wir setzten also unsern Marsch nach Gzatsk fort. So viel wir auch zu leiden hatten, so fühlten wir doch eine Art von Herzensangst, als wir die Entdeckung machten, daß jene Stadt von der Oberfläche der Erde verschwunden war. Die Nächte, die wir unter freiem Himmel zubrachten, waren zwar sehr kalt; aber bei Tage war die Witterung vortrefflich, und dies machte, daß der Soldat bei allen Entbehrungen noch immer Muth behielt. Schon seit mehreren Tagen hatten wir nur Pferdefleisch genossen; selbst die Generale mußten sich dazu bequemen. Wir fingen sogar an, die große Sterblichkeit, welche unter diesen Thieren einriß, für ein Glück zu halten, indem wir uns sagten, daß, ohne ein solches Hülfsmittel, der Soldat die Schrecknisse des Hungers noch weit stärker empfinden würde.

Die Kosaken fingen um diese Zeit (1 Nov.) an, uns sehr lästig zu werden. Am meisten war es von ihrer Seite auf unsere Bagage abgesehen. Vieles da-

von fiel in ihre Hände, ohne daß wir es zu retten vermochten. Ihre Nähe wurde aber auch von Solchen benutzt, welche die Bereicherungssucht in den Krieg getrieben hatte. Diebstal und Untreue nahm daher mit jedem Tage in unserer Armee überhand. Die italienische Garde hatte kaum den Engpaß von Czarevo-Saimiche hinter sich, als unsere Equipagen angegriffen wurden. Sie mußten sogleich Halt machen. Zweihundert Schritte von uns, zur Linken, stellten sich die Kosaken auf; aber wie groß auch ihre Zahl war, so unternahmen sie doch keinen Angriff. Unstreitig beschränkte sich ihre Bestimmung auf bloße Beobachtung. Um diese zu vervollständigen, sprengten sie durch die Zwischenräume unserer Colonnen. Obgleich also die italienische Garde die Kosaken auf beiden Flanken sah, so beschleunigte sie doch ihre Bewegungen nicht; sie blieb vielmehr in der Nähe von Welitschewo bei einem Gehölz stehen, während die übrigen Divisionen um den Vice-König her campirten, der, seitdem die Russen unsern Rückzug zu beunruhigen angefangen hatten, sich immer bei der Nachhut aufhielt. Da wir indeß aus den Bewegungen der Kosaken auf einen baldigen Angriff schließen konnten: so zögerten wir nicht länger, als nöthig war. Um schneller vorzurücken, wurde selbst die Nacht zu Hülfe genommen; ein Entschluß, der, bei unserer Unbekanntschaft mit der Gegend, freilich nicht ohne große Beschwerden durchgeführt werden konnte.

Diejenigen von uns, welche in der Ortskenntniß nicht ganz unerfahren waren, fürchteten die Stellung von Wiasma, weil sie wußten, daß die Straße von Me-

dyn, welche ein Theil der russischen Armee nach der Schlacht bei Malo-Jaroslavez eingeschlagen hatte, nach dieser Stadt führte. Sie betrachteten also die Kosaken, die wir bisher gesehen hatten, als die Vorhut der zahlreichen Reiterei des Hetman Platow und der beiden Divisionen des Generals Miloradowitsch. Zwar meldeten unsere Vortruppen, welche sich Wiasma bis auf eine halbe Stunde genähert hatten, nichts von einer uns bevorstehenden Gefahr; indeß ließ der Prinz, um ganz sicher zu gehen, die Vortruppen Halt machen, um sein Corps zu concentriren, und als der Schwadron-Chef Labedoyere, den der Prinz auf Beobachtung ausgeschickt hatte, zurückkam, war es nur allzu entschieden, daß wir uns am folgenden Tage würden schlagen müssen.

Obgeich in Wiasma erwartet, blieb der Vice-König bei Federowskoe stehen. Um ihn her campirten seine Divisionen. Zu seiner Rechten stand das Corps des Fürsten Poniatowsky, dem Feinde die Stirne bietend. Weiter vorwärts befanden sich die Divisionen des ersten Corps, die, obgleich zur Nachhut bestimmt, sich dicht an die unsrigen anschlossen; denn um ihrentwillen hatte der Vice-König seinen Marsch verzögert. Es war den 3 Nov. gegen 6 Uhr, als unsere Divisionen sich in Bewegung setzten. Man näherte sich der Stadt Wiasma; und schon war ein Theil unseres Fuhrwesens in diese Stadt eingerückt, als die Kosaken ihre Gegenwart durch einen Angriff auf einige bei einer kleinen Kirche aufgefahrene Wagen beurkundeten. Sie wurden zwar sogleich von unsern Truppen verjagt; allein, als eben diese Truppen ihren Weg nach Wiasma fortsetzen wollten, wurde

die erste Brigade der dreizehnten Division, welche unsere Nachhut bildete, auf ihrer linken Flanke anderthalb Stunden von Wiasma von russischer Reiterei angegriffen, welche in den Zwischenraum eingedrungen war, der das vierte Armee-Corps von dem ersten trennte. Der Vice-König ließ seine Divisionen sogleich Halt machen und seine Artillerie zurückkommen, um die Russen desto sicherer von der Besetzung Wiasma's abzuhalten, wodurch sie uns den Rückzug abzuschneiden gedachten. Während nun die Truppen mehrere Evolutionen machten, um den Plan der Russen zu vereiteln und die Divisionen des ersten Corps denen des vierten folgten: sahen wir mit lebhaftem Bedauern zum ersten Male, daß sie, erschöpft von so vielen Beschwerden, die Haltung verloren hatten, die ihnen sonst eigen war; der Soldat kannte keine Zucht mehr, und das Uebel wurde durch die große Zahl der Kranken oder Verwundeten vermehrt, welche die Masse der Nachzügler anschwellten. Das vierte Corps hielt Anfangs nicht bloß den Stoß einer zahlreichen Reiterei, sondern auch die wiederholten Anstrengungen einer russischen Infanterie-Division aus, welche 12000 Mann stark war. Unterdeß nahm das erste Corps eine Stellung zwischen Wiasma und dem Angriffspunkt, und ersetzte dadurch die Truppen, welche der Vice-König gleich Anfangs für das Gefecht bestimmt hatte. Unsere vierzehnte Division, welche vor der dreizehnten marschirte, ließ diese vorbeigehen, und lösete sie ab, gleichsam um die Nachhut zu bilden. Die funfzehnte, welche der vierzehnten folgte, blieb mit der königlichen Garde bei Wiasma, wo sie gewissermaßen als Reserve aufgestellt war.

Kaum war diese Schlachtordnung zu Stande gebracht, als die feindliche Infanterie vorrückte und der Kampf begonnen wurde. Die Ueberlegenheit der russischen Artillerie zeigte sich sogleich; denn die schlechte Beschaffenheit unserer Pferde erlaubte uns nicht, mit derselben Thätigkeit zu manövriren. Bei dem allen behaupteten unsere Truppen ihre Stellungen so lange als nöthig war, um unser Fuhrwesen durch Wiasma durchzubringen. Ein Theil der russischen Reiterei suchte unsere beiden Flügel abzuschneiden; allein die, welche, während des Rückzuges, sich gegen den rechten gewendet hatte, wurde durch ein starkes Infanterie-Corps, das Kanonen mit sich führte, in Zaum gehalten, und auch die, welche gegen den linken Flügel operirte, wurde theils durch die baierische Reiterei, theils durch zahlreiche Scharfschützen gehemmt. Alles würde erträglich abgelaufen seyn, ohne die große Zahl Derer, welche aus Körperschwäche oder aus Mangel an Muth aus Reih' und Glied getreten waren und sich ganz frei bewegten. Diese, ohne Waffen, ohne Alles, was zum Wesen eines Soldaten gehört, hinderten nicht nur die Bewegungen, sondern brachten auch durch ihre kindische Furcht und übereilte Flucht Bestürzung und Unordnung in die Bataillone, und munterten dadurch die Kosaken auf, die uns bisher gefürchtet hatten. Glücklicherweise hemmte die große Schlucht, welche zur Linken unseres Weges lag, noch weit mehr aber die schöne Stellung, welche der Herzog von Elchingen inne hatte, die Anstrengungen der Russen. In der That, ohne diesen Herzog würden wir verloren gewesen seyn. Es war beinahe vier Uhr

Nachmittags, als unser Corps durch Wiasma ging, und beim Austritt aus der Stadt sahen wir zuerst zu unserer Linken auf einer Anhöhe das dritte Corps, welchem wir so vielen Dank schuldig waren; denn nichts hatte uns so sehr gerettet, als die Hartnäckigkeit, womit es seine schöne Stellung während des Kampfes vertheidigt hatte. Wir brachten die nächste Nacht bei einem Walde zu, welcher den von Moskau abgesendeten Kranken und Verwundeten zugleich als Hospital und Grab diente; denn die Unmöglichkeit, worin sich die Fuhrleute befanden, die abgetriebenen Pferde noch weiter zu bringen, machte, daß sie alles im Stich ließen, um sich selbst zu retten. Von dieser Beiwacht aus, sahen wir die Häuser von Wiasma, welche der erste Brand verschont hatte, in Flammen aufgehen. Das 3te Armee-Corps blieb noch immer in seiner Stellung, um den Rückzug zu decken. Es wurde, glaub' ich, von den Russen lebhaft angegriffen; denn die ganze Nacht durch hörten wir den Kanonendonner brüllen.

Kaum war der 4te Nov. eingetreten, als der Vice-König für rathsam hielt, die Dunkelheit der Nacht für seinen Rückzug zu benutzen, um nur den Vorsprung von einigen Stunden zu gewinnen; denn bekämpfen konnten wir die Russen nicht, da der Hunger uns nicht gestattete, in Wüsteneien zu verweilen. Tappend marschirten wir auf der Heerstraße, die ganz mit Fuhrwerk und Artillerie bedeckt war, und Pferde und Menschen, gleich sehr ermattet, setzten ihre Bahn fort, ohne Sinn und Verstand, nur daß, wenn die erstern stürzten, die Soldaten instinktmäßig über dieselben herfielen, um sie sogleich

zu zerlegen, worauf sich denn jeder sein Stück am nächsten Feuer briet. Viele, welche noch mehr von der Kälte als vom Hunger litten, verließen ihre Wagen, um sich bei einem großen Feuer zu lagern, das sie angezündet hatten; aber, wenn sie wieder aufbrechen sollten, konnten sie nicht aufstehen, und waren folglich genöthigt, sich in ihr Schicksal zu ergeben. Es war schon lange Tag geworden, als wir bei dem Dorfe Palianovo anlangten, wo die Däma fließt. Es kostete Mühe, das ganze Corps über die kleine Brücke zu führen, welche die beiden Ufer verbindet. Indeß gelang dies besser, als wir selbst geglaubt hatten. Das Hauptquartier des Vice-Königs sollte für die nächste Nacht in einer kleinen Capelle seyn, welche an diesem Strome liegt; aber kaum waren seine Bedienten fouragiren gegangen, als sie entkleidet und verstümmelt zurückkamen und die Nähe der Kosaken verkündigten. Die ganze Stellung mußte nun aufgegeben werden. Wir marschirten auch diese Nacht und kamen sehr spät bei einem großen Schlosse nicht weit von dem Dorfe Ruibki an, wo wir ein wenig ausruheten. Pferdefleisch war die allgemeine Nahrung geworden, und nur auf einem einzigen Wagen des Generalstabes befand sich noch ein kleiner Mehlvorrath, mit welchem man sehr spärlich umging. Es wurde Suppe davon gekocht und den Offizieren die Löffelvoll zugezählt, die jeder erhalten sollte. Für unsere Pferde gab es keine andere Nahrung als das Stroh, welches auf dem Hinmarsch zur Streue gedient hatte. Auf eine eigenthümliche Weise bezeichneten wir die Dörfer, deren Namen uns unbekannt waren: das eine hieß das *steinerne Haus*, weil wir

ein solches darin angetroffen hatten; das andere Hurrah wegen einer Ueberraschung von Kosaken; noch ein anderes, das, bei welchem wir uns geschlagen haben. Keinem fiel es ein, die Dörfer nach dem Hunger zu benennen, den wir in ihnen gelitten hatten; denn diese Benennung würde keinen Unterschied in sich geschlossen haben.

Bis jetzt hatte jeder seine Leiden mit Ergebung ertragen, weil er die Hoffnung nährte, daß sie bald aufhören würden. Allen war Smolensk als der Punkt erschienen, wo der Rückzug endigen, und eine Vereinigung mit den an dem Dnipr und der Dwina zurückgelassenen Corps statt finden werde. Noch in zwei anderen Beziehungen dachte sich der Soldat Smolensk als das Endziel seiner Entbehrungen und Unfälle; er bildete sich nämlich ein, daß daselbst Vorräthe aller Art aufgehäuft wären, und daß der Herzog von Belluno mit einem frischen Armee-Corps angelangt seyn würde. Aus allen diesen Gründen zusammengenommen, verzagte man noch nicht ganz allgemein, und die Folge davon war, daß selbst die Muthlosen noch mit fortgezogen wurden. Je näher man also dem Ziel rückte, desto mehr verdoppelte man seine Schritte. Wir erreichten Doroghobuz, welches von Smolensk nur zwanzig Stunden entfernt ist, und hofften, in drei Tagen das Ziel unserer Bestimmung zu umfassen — als sich plötzlich der Himmel schwärzte und ein heftiger Wind losbrach. Bald darauf fiel Schnee in großen Flocken, die es nicht erlaubten, auch nur das Mindeste zu unterscheiden. Nichts war unter diesen Umständen natürlicher, als daß unsere Soldaten in Gräben stürzten, aus

welchen sie sich nur selten wieder hervor arbeiten konnten. Andere, schlecht bekleidet, noch schlechter beschuht, setzten zähneklappernd ihren Weg fort; und da sie nichts zu essen oder zu trinken hatten, so fielen sie vor Ermattung nieder und starben nach wenig Augenblicken. Diese nahmen einen rührenden Abschied von ihren Cameraden; jene sprachen noch einmal den Namen ihrer Mütter und des Landes aus, welchem sie angehörten, ehe die Kälte, gleich einem Dolche, in ihre Eingeweide drang, und sie plötzlich tödtete. Hingestreckt auf den Straßen, waren sie bald nur noch an den Schneehaufen zu unterscheiden, welche die Leichname bedeckten, und der ganzen Gegend das Ansehn eines Kirchhofes gaben. Dabei umschwärmten uns Wolken von Raben, welche das Feld verließen, um in den nächsten Wäldern ein Obdach zu finden; und wenn ihr unglückweißagendes Gekrächze uns mit bangen Ahnungen erfüllte, so wurden diese durch das Geheul der Hunde vermehrt, die uns von Moskau her gefolgt waren, um sich mit unsern Leibern zu sättigen. Von Stund' an verlor die Armee ihre Stärke und ihre militärische Haltung. Der Soldat gehorchte nicht dem Offizier, und der Offizier entfernte sich von seinem General. Aufgelöst wanderten die Regimenter wohin sie wollten. Lebensmittel suchend, verbrannten und plünderten sie was noch übrig war. Viele von unseren Soldaten wurden von dem aufgebrachten Landvolke erschlagen, das ihre Widerstandskraft sehr wohl zu berechnen verstand. Die Pferde starben zu tausenden, und Kanonen und Pulverwagen mußten in Stich gelassen werden. Die Kosaken blieben in unserer Nähe, und vermehrten durch den Bei-

stand, den sie den Landleuten leisteten, die Zahl der unglücklichen Schlachtopfer.

So war die Lage der Armee, als wir zu Doroghobuz ankamen. Diese Stadt, wiewol nur klein, würde vielen Unglücklichen auf die Beine geholfen haben, wäre Napoleon in seiner Wuth nicht so verblendet gewesen, nicht zu begreifen, daß seine Soldaten von den Zerstörungen, die er befahl, das Meiste zu leiden hatten. Doroghobuz war abgebrannt, die Magazine dieser Stadt geplündert, und der Branntwein, an welchem es einen Ueberfluß hatte, floß in den Straßen, während die nachziehende Armee durch den Mangel an geistigen Getränken zu Grunde ging. Die wenigen Häuser, welche noch übrig geblieben waren, wurden für die Generale und Offiziere in Beschlag genommen, und der Soldat, der aus Pflichtgefühl seine Waffen behalten hatte, um dem Feinde fortdauernd die Stirne bieten zu können, sah sich der Strenge der Jahreszeit preis gegeben, während die Uebrigen allenthalben zurückgestoßen wurden. Man denke sich nun die Lage aller dieser Unglücklichen! Vom Hunger gequält, liefen sie hinter die Pferde her, die niederzustürzen versprachen, und wie gierige Hunde zankten sie sich um die Stücke. Vom Schlaf und langen Märschen übermannt, erblickten sie um sich her nur Schnee, nicht einen einzigen Punkt, auf welchem sie sich hätten niederlassen und ausruhen können. Wollten sie Feuer anmachen, so verbarg der Schnee das Holz, und hatten sie das Holz gefunden, so bliesen Windeswirbel die Flammen wieder aus. Die Folge davon war, daß sie, wie Thiere, unter Birken und Weiden zusammenkro-

chen,

chen, um sich zu erwärmen, oder daß sie die Häuser, wo ihre Offiziere schliefen, in Brand steckten und sich dann, aufrechtstehend und unbeweglich, wie Nachtgespenster, um diese Scheiterhaufen hielten.

Die unglückliche Paulowna, deren sich der Leser noch erinnern wird, machte noch immer einen Theil unserer Beute aus, und gleich einer Sklavin hatte sie bisher alle unsere Leiden und Entbehrungen getheilt. Muthig hatte sie alles ertragen, weil sie die Gattin eines geliebten Mannes zu seyn, weil sie ein Unterpfand seiner Liebe unter ihrem Herzen zu tragen glaubte. Alles war ihr versprochen worden; doch kaum hatte der General, der sie in seinen Schutz genommen, erfahren, daß wir in Smolensk keine Winterquartiere haben würden, als er eine Verbindung aufzugeben beschloß, die er immer als vorübergehend betrachtet hatte. Mit einem Herzen, das kein Mitleid kannte, näherte er sich dem schuldlosen Geschöpf, um ihr anzukündigen, daß sie sich trennen müßten. Bei dieser Nachricht entfährt ihr ein lauter Schrei des Schmerzes, indem ihr gegenwärtig wird, daß sie Eltern und Ruf aufgeopfert hat. Sich schnell besinnend, glaubt sie indeß in dem Verfahren ihres Geliebten eine Art von Großmuth zu entdecken, und erklärt ihm hierauf, daß weder Beschwerden noch Gefahren sie von einem Entschlusse zurückbringen werden, bei welchem Liebe und Ehre gleich sehr im Spiele wären. Doch, unempfindlich gegen so viel Anhänglichkeit, bemerkt der General, daß man sich trennen müsse, einmal, weil die Umstände es nöthig machten, zweitens weil er bereits verheirathet sey. „Wenn Sie, fuhr er fort, sogleich nach

Moskau zurückgehen, so können Sie noch den Bräutigam finden, den Ihre Eltern Ihnen bestimmt haben." Bei diesen Worten war das Schlachtopfer wie vernichtet; und diesen Zustand benutzte ihr Verführer, um sie zu verlassen, durch nichts so sehr bestimmt, als durch die Furcht vor der Rache der Russen, wenn sie eine Russin bei ihm anträfen.

Paulowna war nicht die Einzige ihres Geschlechts, die einem solchen Schicksal unterlag. Von Moskau aus waren uns viele Französinnen gefolgt, um der Rache der Russen zu entgehen. Man denke sich, wie viel diese armen Geschöpfe litten, als der Frost sie in ihren seidenen Schuhen und ihrer übrigen leichten Bekleidung überraschte! Man denke sich die Verwandlung, die mit ihnen vorging, als sie, um sich gegen die Kälte zu schützen, die Mäntel unserer gefallenen Cameraden, zu Hülfe nehmen mußten! Ihre Lage würde dem unempfindlichsten Herzen Thränen ausgepreßt haben, hätten die Umstände nicht alle Gefühle der Menschlichkeit erstickt. Mehrere von ihnen zeichneten sich durch Gestalt und Bildung aus. Allein dies verhinderte nicht, daß sie die kleinsten Dienste durch vollendete Wegwerfung erkaufen mußten. Bald gehörten sie allen denen an, die ihnen noch ein Stück Brod geben konnten. Zuletzt, von jedem zurückgestoßen und der Verzweiflung preis gegeben, hingen sie sich an die Pferdeschweife, und folgten uns, bis sie, erschöpft, zu Boden sanken, und der Schnee sie auf der Stelle begrub.

Uebergang über den Wop, Ankunft in Smolensk, Schlacht bei Krasnoe.

Napoleon hatte Moskau mit der Absicht verlassen, alle seine Truppen zwischen Witepsk und Smolensk zu vereinigen, und die Dwina und den Dnipr zu seinen Operationslinien zu machen. Nach seiner Ankunft in Smolensk verwarf er diesen Plan nicht sowohl, weil der 6 und 7 Nov. ein Drittel seiner Armee hingerafft hatten, sondern weil die Nachricht eingelaufen war, daß Witgenstein über die Dwina gegangen, Witepsk mit seiner Besatzung genommen, und die moldauische Armee, vereinigt mit der von Volhynien, bis zur Beresina vorgedrungen wäre, um sich mit Witgenstein zu vereinigen, und der französischen Armee den Rückzug abzuschneiden. Dies Manöver des Feindes war so bekannt, und schien so natürlich, daß man schon das Gerücht verbreitete, die Russen gingen damit um, den Kaiser der Franzosen lebendig zu fangen, und den ganzen Rest seiner Armee über die Klinge springen zu lassen, um dem übrigen Europa ein Beispiel von Strafe aufzustellen, das künftig von ungerechten Kriegen abschrecken sollte. Es war also keinesweges die Strenge des allzufrühe eingetretenen Winters, woran Napoleons Plan scheiterte; denn wenn er sich zwischen Smolensk und Witepsk hätte halten können, so würde er die gemachten Verluste leicht ersetzt haben. Die einzige Ursache seines Verderbens war, daß er nach Moskau gegangen war, ohne auf das zu achten, was er in seinem Rücken ließ. Die Wuth, diese Hauptstadt zu plündern, und der Stolz, daselbst die Frie-

densbedingungen vorzuschreiben, machten, daß er alles aufopferte.

Zu einer Zeit, wo er noch nicht wußte, was an der Dwina vorgegangen war, beschloß er, das vierte Armee-Corps über den Dnipr gehen zu lassen, damit es sich bei Witepsk mit der Garnison dieser Stadt vereinigen möchte, welche von dem General Pouget befehligt wurde. Um zu erforschen, ob, troß der veränderten Witterung, die Straße dahin gangbar wäre, wurde der General Samson mit mehreren Ingenieuren, deren Chef er war, abgesendet: allein kaum waren diese Offiziere über den Dnipr gegangen, als sie in die Hände der Kosaken fielen, mit welchen alle Ufer umstellt waren. Da indeß dem vierten Corps einmal die Richtung auf Witepsk gegeben war, so marschirten wir von Doroghobuz ab und gingen auf einer Floßbrücke über den Dnipr. Das jenseitige Ufer zu erklimmen, war für unsere Pferde mit großen Schwierigkeiten verbunden; denn der Weg war so glatt wie Glas, und die erschöpften Thiere konnten nicht von der Stelle, obgleich bisweilen 12 bis 16 von ihnen vor eine Kanone gelegt wurden. Wir hoften, an demselben Tage (7 Nov.) bei Zazele anzukommen; allein der Weg war so schlecht, daß selbst am folgenden Tage das Fuhrwesen noch nicht an dem ihm bestimmten Ort war. Viele Kanonen und Pferde mußten also zurückgelassen werden, und gerade in dieser furchtbaren Nacht war es, wo man die Bagagewagen zu plündern begann. Der Boden war mit Felleisen, Kisten und Papieren bedeckt, und viele in Moskau gestohlene Sachen kamen jetzt zum erstenmale zum Vorschein. Bei dem schönen

Schlosse Zazele erneuerten sich die Scenen des gestrigen Tages; diejenigen Soldaten, welche geplündert hatten, allein ausgenommen, starben viele von den übrigen vor Hunger und Frost, und die Pferde, von Durst gefoltert, stampften mit ihren Füßen auf das Eis, um unter demselben das Wasser zu finden, dessen sie bedurften.

Unsere Bagage war so beträchtlich, daß wir den gemachten Verlust wenig empfanden, und munter setzten wir unseren Marsch mit dem Gedanken fort, daß, da wir die Heerstraße von Smolensk verließen, wir auf Dörfer stoßen würden, deren wohlerhaltene Häuser uns gegen den Frost schützen, uns frische Lebensmittel reichen, und vor allen Dingen unseren abgezehrten Pferden Futter geben würden. Aber auch in dieser Erwartung sahen wir uns betrogen. Das Dorf Slobode, wo wir übernachteten, flößte uns neue Befürchtungen ein. Alles war ausgeplündert, und umherschweifende Kosaken entkleideten oder ermordeten die, welche, von der Noth getrieben, sich von der Heerstraße entfernt hatten, um Lebensmittel zu suchen. In dieser schwierigen Lage schien Gen. Danthouard, dessen Talente uns schon so oft nützlich geworden waren, sich zu vervielfältigen, um allenthalben zu seyn, wo die Gefahr am größten war. Nach allen Punkten hin führte er unsere Artillerie, als beim Durchreiten der Linien eine Kanonenkugel ihm den rechten Schenkel zerschmetterte, nachdem sie zuvor die Ordonnanz, die ihm zur Seite war, getödtet hatte.

Da der Vice-König wußte, daß wir am folgenden Tage den Wop zu passiren haben würden: so hatte er noch am Abend den General Poitevin mit mehreren In-

genieuren abgesendet, die für unseren Uebergang nöthige Brücke bauen zu lassen. Am folgenden Tage (9 Nov.) kamen wir sehr zeitig bei diesem Flusse an; aber wie groß war der Schmerz des Prinzen und unsere Verzweifelung, als wir die ganze Armee und ihren Troß längs dem Wop aufgestellt fanden, ohne ihn passiren zu können! Angefangen war die Brücke; aber es sey nun, daß man sie nicht vollendet, oder daß das steigende Wasser sie während der Nacht wieder zerstört hatte, genug sie war nicht zu gebrauchen. Die Kosaken, welche man am vorigen Tage gesehn hatte, ermangelten nicht, sich aufs neue zu zeigen, sobald sie unserer bedenklichen Lage inne geworden waren. Schon vernahm man das Feuer der Scharfschützen, welche sie abzuhalten suchten. Der Vice-König, dessen große Seele inmitten von allen diesen Gefahren immer gleich ruhig geblieben war, behielt auch in dieser verzweiflungsvollen Lage seine ganze Kaltblütigkeit. Um die Gemüther zu beruhigen, schickte er frische Truppen ab, welche die Russen auf unseren Seiten und in unserem Rücken in Zaum halten mußten, so daß es uns möglich wurde, nur an den Uebergang über den Fluß zu denken.

Da der Prinz sah, daß einer von seiner nächsten Umgebung das Beispiel des Muths geben müsse: so trug er dem Obersten Delfanti, seinem Ordonnanz-Offizier, auf, den Wop zu durchwaten. Dieser brave Offizier, dessen Unerschrockenheit nicht genug gerühmt werden kann, ergriff diese Gelegenheit, seine Ergebenheit gegen die Person des Prinzen zu beurkunden; mit Eifer, und im Angesicht des gesammten Corps, rechts und links

die Eisschollen von sich entfernend, bahnte er an der Sp tze der Grenadiere den Weg durch den Fluß, indem das Wasser ihm bis an dem Gürtel reichte. Wenig Augenblicke darauf folgte der Vice-König mit seinem Generalstabe der Garde; und sobald er am jenseitigen Ufer angelangt war, gab er seine Befehle zur Erleichterung eines so gefährlichen Durchganges. Die Wagen machten den Anfang. Die ersten kamen, so wie einige Artillerie-Stücke, glücklich durch; allein, da der Wop in einem sehr tiefen Bette fließt, so machten seine starken und von Glatteis schlüpfrigen Ufer, daß der einzige gangbare Punkt die Stelle war, wo man eine Auffahrt ausgehöhlt hatte. Da nun die Kanonen alle über denselben Boden fortgeschafft werden mußten: so entstanden sehr bald Vertiefungen, aus welchen sie nicht herausgezogen werden konnten, und die Folge davon war, daß die Fuhrt sich so verstopfte, daß alle übrige Artillerie und Wagen zurückbleiben mußten. In dieser Lage der Dinge wurde die Verzweiflung allgemein; denn bei allen Anstrengungen, welche man machte, die Russen in Zaum zu halten, wußte man doch, daß sie im Anzuge waren. Außerdem verdoppelte die Furcht unsere Gefahr. Da nämlich der Fluß halb zugefroren war und die Wagen nicht mehr durchkommen konnten, so mußten alle die, welche keine Pferde hatten, sich ins Wasser stürzen: eine Lage, die um so beklagenswerther war, da sie uns nöthigte, hundert Kanonen, eine große Menge Pulverwagen und viele Karren, Bagagewagen und Druschkis aufzugeben, auf welchen sich die wenigen Vorräthe befanden, die wir von Moskau mitgenommen hatten. Jetzt

that jeder auf sein Fuhrwerk Verzicht, und belud die Pferde mit dem, was er für sein Kostbarstes hielt. Und kaum hatte man den Entschluß gefaßt, einen Wagen in Stich zu lassen, als eine Menge Soldaten dem Eigenthümer nicht mehr freie Wahl in Hinsicht dessen gestatteten, was er behalten wollte. Mit einem Worte: sie plünderten und suchten vor allen Dingen Mehl und Liqueure zu erhaschen. Auch die Artilleristen verließen ihre Stücke, die sie auf die Nachricht, daß der Feind sich nähere, vernagelten; denn sie verzweifelten, über einen Fluß zu kommen, welcher von allen Seiten durch versunkene Wagen und durch eine Menge ertrunkener Pferde und Menschen verstopft war. Das Geschrei Derer, welche das Wasser durchwateten; die Bangigkeit Derer, welche noch zurück waren, und jeden Augenblick auf ihren Fuhrwerken von dem steilen Ufer in das Bette des Wops rollten; die Trostlosigkeit der Weiber, das Gewimmer der Kinder und die Verzweiflung der Soldaten selbst, machten diesen Uebergang zu einer so herzzerreißenden Scene, daß die bloße Erinnerung noch immer Diejenigen mit Schrecken erfüllt, welche Zeugen davon waren.

Wie schmerzlich es aber auch sey, die einzelnen Umstände ins Gedächtniß zurückzurufen: so kann ich doch nicht umhin, einen Zug von mütterlicher Liebe zu erzählen, der so rührend ist und der Menschheit so viel Ehre bringt, daß ich ihn nicht sehen konnte, ohne meinen Kummer über unser Unglück erleichtert zu fühlen. Eine Marketenderin unseres Corps, welche den ganzen Feldzug mitgemacht hatte, kam von Moskau auf einem Wagen

zurück, auf welchem sie, außer fünf Kindern, die alle sehr jung waren, die Früchte ihres Gewerbes mit sich führte. Sie langt an dem Wop an, und betrachtet mit Schrecken einen Strom, der sie nöthigt, ihr Vermögen und den Unterhalt einer Familie zurückzulassen, die ihr nur allzu sehr am Herzen lag. Lange läuft sie umher, um eine andere Furth zu entdecken. Da sie keine solche findet, so kehrt sie niedergeschlagen zu ihrem Gatten zurück. „Mein Freund, sagt sie zu ihm, wir müssen alles in Stich lassen; suchen wir wenigstens unsere Kinder zu retten.“ Mit diesen Worten holt sie die beiden jüngsten von dem Wagen und legt sie in die Arme des Mannes. Ich sah hierauf den armen Vater die unschuldigen Geschöpfe an sich drücken und unsicheren Schritts den Fluß durchwaten; während seine Frau am jenseitigen Ufer auf den Knieen lag, und bald die Augen gen Himmel, bald zur Erde richtete. Als ihr Mann durchgekommen war, streckte sie ihre Hände aus, um Gott zu danken, und rief voll Freude: „sie sind gerettet; sie sind gerettet.“ Niedergesetzt auf dem diesseitigen Ufer, weinten die Kinder um ihre Eltern, von welchen sie sich verlassen glaubten. Von beiden Seiten die lebhafteste Unruhe, bis endlich die Furcht der Freude wich, welche diese Familie empfand, als sie sich gerettet sah.

Da die Nacht angebrochen war, so verließen wir dies Feld des Kummers und campirten bei einem schlechten Dorfe, eine halbe Stunde von den Ufern des Wop. Drüben war die vierzehnte Division zurückgeblieben, theils um die Russen im Zaum zu halten, theils um, wo möglich, einen Theil der unermeßlichen Bagage zu retten,

die man zurückgelassen hatte. Am folgenden Tage wurde ich beordert, diese Division abzurufen. Sie zeigte mir unseren Verlust nach seinem ganzen Umfange. Auf der Länge einer Stunde sah man nichts als Pulverkarren und Kanonen; und auf dem Wege standen die zierlichsten Kaleschen zusammengefahren. Sachen, welche zu schwer waren, als daß man sie hätte fortschleppen können, lagen auf dem Felde zerstreut; unter ihnen die kostbarsten Geräthschaften. Kaum hatten sich unsere Truppen von dem jenseitigen Ufer entfernt, als die Kosaken in großer Anzahl über alle die Unglücklichen herfielen, welche, Krankheits halber, den Strom nicht hatten passiren können, und sie mitten unter einer unermeßlichen Beute entkleideten.

Die letzte Nacht war fürchterlich gewesen. Man denke sich eine Armee, welche in der strengsten Kälte auf Schnee campirt, und dem sie verfolgenden Feinde weder Reiterei noch Artillerie entgegen stellen kann. Ohne Schuhe, beinahe ohne Kleider, waren die Soldaten von Hunger und Beschwerden erschöpft. Auf ihren Tornistern sitzend, schliefen sie auf ihren Knieen, und traten aus dieser Erstarrung hervor, um ein Stück Pferdefleisch zu braten, oder ein Stück Eis zu schmelzen. Oft fehlte es ihnen sogar an Holz, und um das Feuer zu unterhalten, wurden selbst die Häuser zerstört, in welchen die Generale schliefen. Beim Erwachen war auf diese Weise ein ganzes Dorf verschwunden, und lange Reihen von Häusern bildeten nur noch einen Haufen von glühenden Kohlen. Der Prinz und seine Offiziere dachten die Ordnung dadurch wieder herzustellen, daß sie die Soldaten,

welche, um Lebensmittel zu finden, von ihren Regimentern abgekommen waren, zu denselben zurückführten; diese Bemühungen aber mußten ohne Erfolg bleiben, weil die Zahl der Vereinzelten allzu groß war, als daß man sie hätte in seine Gewalt bekommen können, und weil die Ursache aller Vereinzelnug — der unwiderstehliche Hunger, noch immer fortdauerte. Indessen näherten wir uns Duchowsziczina. Die königliche Garde, welche den Vortrab bildete, wurde beim Einmarsch in diese Stadt von Kosaken-Schwadronen angegriffen, die sich vor uns aufstellten, als ob sie uns umwickeln wollten; und da wir nur einen unförmlichen Haufen bildeten, so war es nicht schwer, uns großen Abbruch zu thun. Die Geistesgegenwart des Vice-Königs rettete uns auch aus dieser unangenehmen Lage. Er ließ die italienische Garde ein Viereck bilden, welches, von Dragonern und den baierschen Chevaux-Legers unterstützt, auf die Kosaken losging und sie zwang, uns ruhig in Duchowsziczina einziehen zu lassen. Zwar entwichen die Einwohner aus dieser von der Armee unberührt gebliebenen Stadt; aber da sie uns einige Vorräthe zurückließen, so fühlten wir uns minder unglücklich, vorzüglich weil wir wieder ein Obdach gegen die Kälte und den Ungestüm des Windes gefunden hatten.

Der Zustand, in welchem sich unser Corps befand, bewog den Prinzen, einen Offizier an Napoleon zu schikken, welcher anfragen mußte, ob wir unseren Marsch nach Witepsk fortsetzen sollten, oder nicht. Hierüber verlängerte sich unser Aufenthalt in Duchowsziczina. Noch war der Offizier nicht zurück, als der Befehl zum

Aufbruch am 11 Nov. auf den Morgen des folgenden Tages gegeben wurde. Wir überließen uns dem Schlummer; indeß hatte es kaum 10 Uhr geschlagen, so erschienen die Kosaken vor der Stadt, schossen auf unsere Wachtfeuer und hoben einige Posten auf. Dieser Angriff war ohne weitere Folgen, sobald die Soldaten unter das Gewehr getreten waren. Bald darauf verließen wir die Stadt, nicht ohne sie in Brand gesteckt zu haben. Wir schlugen den Weg nach Smolensk ein. Der kleine Fluß Khmost war zugefroren, als wir ihn passirten. Bei unserer Ankunft zu Wolodimerova bezog der Vice-König das Schloß, welches oberhalb dieses Dorfes liegt, und welches er schon von dem Marsch nach Moskau her kannte. Die Kosaken blieben in unserer Nähe, und wo sie auf Vereinzelte stießen, ermangelten sie nicht, ihr Handwerk zu üben.

Nur ein einziger Tagesmarsch trennte uns von Smolensk. Wir eilten daher diese Stadt zu erreichen. Wolodimerova wurde, wie hergebracht, in Brand gesteckt. Da, wo der Weg von Duchowsziczina sich mit dem von Witepsk durchkreuzt, hatten wir sehr viel Mühe über einen Berg zu kommen; denn er war so glatt, daß Menschen und Pferde über einander stürzten. Glücklicherweise waren wir nur zwei Stunden von Smolensk entfernt; und der Thurm seiner berühmten Kirche, den wir aus der Ferne sahen, gewährte uns eine der angenehmsten Aussichten. Eine Stunde von Smolensk ließen wir die vierzehnte Division mit einem kleinen Ueberrest von baierschen Chevaux-Legers zurück, weil die Kosaken Miene machten, gleichzeitig mit uns in den Tho-

ren ankommen zu wollen. Wie groß war unser Schmerz, als wir schon in den Vorstädten erfuhren, daß das 9te Corps bereits abgegangen wäre, daß man nicht in Smolensk verweilen werde, und daß die daselbst aufgehäuften Vorräthe auf die Neige gingen! Ein Blitzstrahl, welcher dicht neben uns niedergefahren wäre, würde uns weniger zu Boden geworfen haben. Anfangs wollte niemand daran glauben; aber wir überzeugten uns von der Wahrheit nur allzubald durch den Augenschein, als wir nämlich die Garnison von Smolensk nach den todten Pferden laufen sahen, welche allenthalben zerstreut lagen.

Wir dachten unserem Schicksal nach, als man uns durch das Versprechen aufrichtete, daß uns Reis, Mehl und Zwieback ausgetheilt werden sollte. Kaum hatte sich unser Muth ein wenig gehoben, als wir eine Menge Soldaten ankommen sahen, welche, bluttriefend, uns die Nachricht brachten, daß die Kosaken nur noch zweihundert Schritt von den Barrieren entfernt wären. Nicht lange darauf kam der Hauptmann Trozel, Adjutant des Generals Guilleminot, der anzeigte, daß die vierzehnte Division sich in einem hölzernen Schlosse befinde, welches die Straße beherrschte, und daß die Kosaken aus Verzweiflung, ihr nichts anhaben zu können, sich auf die Nachzügler geworfen, und diese zum Theil niedergestochen, zum Theil verwundet hätten. Wir ließen hierauf die königliche Garde auf der Anhöhe vor Smolensk zurück, um die Division Broussier, welche den Nachtrab bildete, zu decken, und suchten in die Stadt zu dringen. Bei der Brücke vereinigten sich die Straßen von Dorog-

hobuz und Valontina, welchen die übrigen Corps gefolgt waren; und da diese nicht den Wop passiren hatten, so besaßen sie noch einen großen Theil ihrer Artillerie und ihres Fuhrwesens. Diese zahlreiche Bagage, welche von allen Seiten zusammenströmte, wurde dem Fußvolk, wie der Reiterei, gleich hinderlich; und da diese mit aller Gewalt nach Smolensk wollten, wo man ihnen Brod versprochen hatte: so verursachte dies eine solche Verwirrung, daß man sich unter einander tödtete, um zuerst in die Stadt zu kommen, und daß es über drei Stunden dauerte, ehe man ans Ziel gelangen konnte.

Am 13ten war der Wind heftig und die Kälte unmäßig; denn man versicherte, daß sie über 22 Grad unter dem Gefrierpunkt wäre. Gleichwol lief man in den Straßen umher, um Vorräthe einzukaufen. Smolensk ist auf der Kehrseite eines Berges gebaut, und diese Seite war so glatt, daß man, um anzugelangen, auf der Erde kriechen und sich an den Felsenspitzen halten mußte, welche aus dem Schnee hervorragten. Wir erreichten endlich den Gipfel, wo sich der große Platz befand mit den Häusern, welche in der letzten Feuersbrunst am wenigsten gelitten hatten. Wie streng auch die Kälte war, so suchte man doch lieber Lebensmittel als ein Unterkommen. Einige Soldaten von der Garnison, unter welchen man ein wenig Brod vertheilt hatte, wurden gezwungen, es zu verkaufen; und dann bat man die Käufer um Gottes Willen, einen Theil davon zu überlassen; und so sah man Offiziere und Soldaten mitten auf den Straßen zusammen essen. Unterdeß kamen die Kosaken an, und man sah sie sehr deutlich auf den

Höhen herumschwärmen, und auf die Truppen feuern, welche unterhalb der Stadt defilirten. Unsere vierzehnte Division war mit ihnen handgemein, und der Vice-König wollte durchaus dabei seyn. Ihn begleiteten auf diesem höchst beschwerlichen Ritte der General Gifflenga und seine Adjutanten Tascher, Labedoyere und Mejean, alle gleich unermüdlich, wenn es darauf ankam, Gefahren zu trotzen.

Nur gering war die Zahl der Häuser, welche ein Unterkommen darboten, desto größer dagegen die Menge, welche ein Obdach suchte. Zusammengehäuft in den großen Gewölben, welche die Feuersbrunst verschont hatte, erwarteten wir voll Ungeduld die Stunde der Austheilungen. Doch die Förmlichkeiten, welche dabei beobachtet wurden, waren so langwierig, daß die Nacht kam, ohne daß irgend etwas abgeliefert wurde. Von neuem mußten wir die Straßen durchlaufen, um, mit Gold in der Hand, von den Soldaten der kaiserlichen Garde etwas einzutauschen; denn diese hatten oft den größten Ueberfluß, während es den Uebrigen an nicht weniger, als an Allem fehlte. So betrog diese Stadt, die wir für das Ziel unserer Leiden gehalten hatten, unsere liebsten Hoffnungen, und war nur ein Zeuge mehr von unsern Unfällen. Soldaten, welche, ohne Quartier, auf den Straßen geblieben waren, starben bei dem Feuer, das sie angezündet hatten; und Kirchen, Hospitäler und andere öffentliche Gebäude reichten nicht hin, die Kranken zu fassen, welche Tausendweise erschienen. Kurz: wie viel uns auch von Smolensk vorgesagt worden war, so waren doch nicht im Mindesten die Anstalten ge-

troffen, deren es für eine Armee bedurfte, die sich im Zustande der größten Entblößung befand. Daher bemächtigte sich von jetzt an die Verzweifelung aller Herzen. Jeder dachte nur darauf, wie er sich persönlich retten wollte, vergaß Ehre und Pflicht, und fühlte nicht länger den Beruf, sich einem unbesonnenen Anführer zu unterwerfen, welcher nicht einmal dafür gesorgt hatte, daß die, welche ihm ihr Leben aufopferten, Brod fanden. Männer, die bisher die Unerschrockenheit selbst gewesen waren, verloren den Muth und grübelten nur über neue Unfälle. Wir Alle hatten nur Einen Gedanken, den des Vaterlandes, und Eine Ansicht, den Tod. Von demselben Vorgefühl bewegt, und alle gleich unruhig über unser Schicksal, erkundigten wir uns zitternd und geheimnißvoll nach der Lage der Armeen, von welchen wir unsere Rettung erwarteten. — „Wo ist der Herzog von Reggio?" fragte man — „Er hat die Dwina behaupten wollen, war die Antwort; aber er hat sich genöthigt gesehen, Polotsk zu verlassen, und sich auf Lepel zurückziehen müssen." — „Und der Herzog von Belluno?" — „Er hat über Sienno nicht hinaus gekonnt!" — „Und die russische Armee von Volhynien?" „Sie hat den Fürsten Schwarzenberg geworfen, sich der Stadt Minsk bemächtigt, und ist jetzt in Anmarsch gegen uns." — „Ach! sagte Jeder, wenn diese Nachrichten gegründet sind, so wird unsere Lage abscheulich, so müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß eine große Schlacht an den Ufern des Dnipr oder der Beresina unseren Untergang vollendet."

Auf schlechtem Stroh gelagert, überließen wir uns

solchen

solchen Betrachtungen, als es plötzlich hieß: „Auf! Auf! Geschwind! Man plündert die Magazine.“ Wir sprangen alle instinktmäßig auf, und jeder mit einem Sack, einem Korb, oder einer Flasche in der Hand, machte sich auf den Weg und rief: „ich gehe nach Mehl; ihr übrigen schafft Branntwein; die Bedienten mögen nach Fleisch, Zwieback, Hülsenfrüchten laufen.“ In einem Augenblick war das Zimmer leer. Das Wahre von der Sache war, daß die vom Hunger gequälten Soldaten, unfähig, die Austheilung noch länger zu erwarten, trotz den Schildwachen, die Thüren der Magazine eingestoßen und geplündert hatten; und dies war nicht ohne Erfolg geblieben. Der eine kam mit Mehl, der andere mit Zwieback, der dritte mit einer Ochsenkeule zurück; und bei diesem Ueberfluß öffneten sich die Herzen von neuem. Der eine buk sein Brod, der andere kochte sein Fleisch, der dritte verscheuchte seinen Harm, indem er sich berauschte.

Indeß erhielt der Kaiser, der sich bei unserer Ankunft zu Smolensk befand, eine traurige Nachricht über die andere von dem Zustande seiner Armeen. Was ihn am meisten erschütterte, war die Niederlage, welche der General Baraguay d'Hilliers *) litt, als er auf dem Wege von Kaluga vorgerückt war, um, in Vereinigung mit dem General Augerau, den Grafen Or-

*) Dieser General starb im Laufe des Januars zu Berlin an einer hitzigen Krankheit, welche als eine Folge der Mißhandlungen betrachtet wurde, die er sich von Napoleon nach seiner Niederlage hatte gefallen lassen müssen.

Anm. des Uebersetzers.

low-Denisoff in Zaum zu halten, der uns den Rückzug von Smolensk nach Krasnoe abschneiden wollte.

Ungewiß darüber, wie er so vielen Unfällen Trotz bieten sollte, hielt Napoleon an diesem Tage (14 Nov.) einen großen Kriegsrath, an welchem alle Chefs von den Armee-Corps und alle Marschälle von Frankreich Theil nahmen. Wenig Augenblicke darauf ließ er einen Theil seiner Equipagen verbrennen, und warf sich darauf in einen Wagen, der von seinen Jägern und den polnischen Garde-Ulahnen begleitet wurde. In Folge des gehaltenen Kriegsraths verbreitete sich die Nachricht, daß wir morgen mit dem ersten Corps aufbrechen, und daß das dritte zuletzt abgehen würde, um die Befestigungen der Stadt zu sprengen und die Nachhut zu bilden. An demselben Tage arbeitete der Vice-König lange mit dem Chef seines Generalstabes, und voll Bangigkeit erwarteten wir das Ergebniß aller dieser Conferenzen.

Wirklich wurde den 15ten der Befehl zum Aufbruch gegeben, wiewohl ziemlich spät, weil sich die Austheilung dessen, was die Magazine noch enthielten, so sehr verspätete. Alle Weibspersonen, die sich in unserem Gefolge befanden, sollten in Smolensk zurückbleiben; eine fürchterliche Maaßregel, da beschlossen war, daß die Ueberbleibsel der Stadt geplündert, die Häuser in Brand gesteckt und die Kirchen in die Luft gesprengt werden sollten. Doch bald darauf erfuhren wir, daß der Hetman Platow plötzlich in die Stadt gedrungen sey und unsere Nachhut an der Ausführung eines so unmenschlichen Befehls verhindert habe.

Von Smolensk bis zu einem abgebrannten Dorfe,

welches ungefähr drei Stunden entfernt war, fanden wir die Straße mit Kanonen und Pulverwagen bedeckt, die man nicht einmal Zeit gefunden hatte zu vernageln, oder in die Luft zu sprengen. Die Pferde starben auf jedem Schritt, und ganze Bespannungen stürzten über einander. Engpässe, welche das Fuhrwesen nicht hatte bestehen können, waren mit Waffen, Helmen, Chakos und Kürassen angefüllt; aufgeschnittene Mantelsäcke und zerstreute Kleider machten den Weg noch bunter. Von einem Zwischenraum zum andern stießen wir auf Bäume, an deren Fuß die Soldaten Feuer anzumachen versucht hatten; aber diese Unglücklichen waren meistens über den Versuch gestorben, und dutzendweise lagen sie um die nassen Zweige, die sie vergeblich in Brand zu setzen bemüht gewesen waren. Die Straße würde noch weit mehr mit Leichnamen angefüllt gewesen seyn, wenn man sie nicht gebraucht hätte, Graben und Geleise auszufüllen. Dergleichen Scheußlichkeiten machten keinen Eindruck mehr auf uns. Da unsere Grausamkeit sich nicht mehr an dem Feind auslassen konnte, so richtete sie sich gegen uns selbst. Die besten Freunde kannten sich nicht mehr, und wem das Mindeste fehlte, der konnte, wenn er keine guten Pferde und keine treuen Diener hatte, darauf rechnen, daß er sein Vaterland nicht wieder sehen werde. Jeder wollte lieber seine Beute von Moskau, als seine Cameraden retten. Von allen Seiten ertönte das Geächze der Sterbenden; aber jeder war gleich unempfindlich dagegen, und wenn man sich ihnen näherte, so geschah es blos, um sie zu entkleiden oder ihnen Nahrungsmittel zu nehmen.

Als wir zu Lubna (einem Dorfe drei Stunden von Smolensk) angelangt waren, konnten wir von der Zerstörung nur zwei elende Scheunen retten; eine für den Vice-König, die andere für seinen Generalstab. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als wir vor uns eine starke Kanonade hörten. Wer von der Lage der Dinge gehörig unterrichtet war, zweifelte nicht daran, daß der Kaiser und seine Garde im Kampf wären mit dem Fürsten Kutusow, der, während unsers Aufenthalts in Smolensk, über Jelna nach Krasnoe vorgerückt war. Vor Tages-Anbruch setzten wir unsern Marsch fort. Da die Pferde nicht mehr ziehen konnten, so sahen wir uns genöthigt, unsere Kanonen vor der kleinsten Anhöhe stehen zu lassen. Zwei Stunden von Krasnoe sahen die Generale Poitevin und Guyon, welche vorwärts marschirten, einen russischen Offizier mit einem Trompeter ankommen. Ueberrascht von einer so unerwarteten Erscheinung, blieb Gen. Guyon stehen, ließ den Offizier näher kommen und fragte ihn: woher er käme und was der Gegenstand seiner Sendung wäre? „Ich komme, antwortete dieser, von dem General Miloradowitsch, um Ihnen anzuzeigen, daß wir gestern Napoleon mit der kaiserlichen Garde geschlagen haben, und daß heute der Vice-König, von 20000 Mann umstellt, uns nicht entwischen kann; wenn er sich aber ergeben will, so soll er ehrenvolle Bedingungen erhalten.“ Auf diese Worte antwortete General Guyon in aufgebrachtem Tone: „Kehren Sie zurück, woher Sie gekommen sind, und sagen Sie Ihrem General, daß, wenn er 20000 Mann hat, wir ihm 80000 entgegen stellen werden.“ Diese

mit Zuversicht ausgesprochenen Worte setzten den Parlementär in eine solche Verlegenheit, daß er auf der Stelle in das russische Lager zurückging. Der Vice-König, welcher darüber zukam, theilte den Unwillen des Generals Guyon; und da er unstreitig von dem Ausgange unterrichtet war, welchen der Kampf von gestern genommen hatte, so dachte er, so schlecht es auch um sein Corps stand, nur darauf, wie er sich Bahn brechen und sich an die kaiserliche Garde anschließen wollte, fest entschlossen, lieber zu unterliegen, als unrühmliche Bedingungen anzunehmen. Er befahl also auf der Stelle, daß die vierzehnte Division dem Feinde die Stirn bieten und die beiden ihr noch übrigen Kanonen mit sich nehmen sollte. Dann führte er den General Guilleminot auf die Seite, und das Resultat ihrer Conferenz war, daß man sich durchschlagen müsse. Unterdeß rückten unsere Truppen vor, und die Russen ließen sie bis an den Fuß der Bergebene kommen, welche sie besetzt hatten. Jetzt aber entlarvten sie ihre Batterieen und beschossen unsere Vierecke, während ihre Cavallerie die Niederlage derselben vollendete und ihnen die beiden letzten Kanonen nahm. Mitten durch das Feuer des Feindes ging der Gen. Ornano mit den Ueberresten der dreizehnten Division, um der vierzehnten zu Hülfe zu kommen; aber eine Kanonenkugel ging so dicht vor ihm vorbei, daß sie ihn vom Pferde warf. Man hielt ihn für todt, und die Soldaten wollten ihn schon ausziehen, als man bemerkte, daß er nur betäubt sey. Der Prinz schickte seinen Ordonnanz-Offizier, den Obersten Delfanti, ab, die Truppen zur Standhaftigkeit zu ermahnen.

Dieser brave Offizier wurde, indem er seine Bestimmung erfüllte, von zwei Kugeln getroffen, die ihn nöthigten, das Schlachtfeld zu verlassen, und als Herr von Villeblanche, Staatsraths-Auditor, der in der Nähe war, ihm den Arm reichte, um ihn in Sicherheit zu bringen, zerschmetterte eine Kanonenkugel die Schultern Ornano's, und riß dem tapfern Villeblanche den Kopf ab. Viele andere ausgezeichnete Offiziere blieben in diesem Gefecht; doch bedauerte man keinen mehr, als den Major von Oreille. Als nun der Vice-König sah, mit welcher Hartnäckigkeit uns der Feind den Weg versperrte, stellte er sich, als wollte er das Gefecht auf unserem linken Flügel verlängern, und während die Russen den größten Theil ihrer Streitkräfte auf diesem Punkte zusammenengten, um die vierzehnte Division zu umwickeln, benutzte der Prinz das Ende des Tages, um mit der königlichen Garde, welche keinen Theil genommen hatte, abzumarschiren. Auf diesem Marsch gab der Oberst Kliski einen merkwürdigen Beweis von Geistesgegenwart. Denn als er von einem russischen Posten angerufen wurde: sagte er zu ihm auf russisch: „Schweig, Unglücklicher! siehest du nicht, daß wir vom Ouvarowschen Corps sind und uns auf einer geheimen Expedition befinden?" Alles hatte die Wachsamkeit des Feindes betrogen, ausgenommen die funfzehnte Division, welche, als Nachhut, von dem General Triaire befehligt wurde. Dieser hatte den Befehl, zu marschiren, sobald der Prinz sein Manövre vollendet haben würde. Er marschirte wirklich und entkam; aber gefangen wurden die Vereinzelten, die zu unserem Corps gehörten; eine sehr bedeutende Zahl. Wir glaub-

ten unter dem Schutze der Dunkelheit zu entwischen; allein es war Mondschein und die Kosaken hatten uns nur allzu bald aufgespürt. General Triaire mußte sich ihnen entgegenstellen, während die Garde vorrückte. Diese schloß sich bald an die junge Garde an, welche eine halbe Stunde von Krasnoe campirte, und auch Triaire erschien bald darauf. Hier fanden wir den Kaiser, der den Vice-König trotz aller bösen Laune, welche er über ungewohnte Unfälle haben mochte, sehr freundlich empfing. Beide blieben die ganze Nacht beisammen, und marschirten darauf dem ersten und dritten Corps zu Hülfe, die sich in derselben Verlegenheit befanden. Es kam zu einem neuen Gefecht, welches sehr hartnäckig war. Nur mit großen Aufopferungen konnte ein Theil der Armee gerettet werden. Das dritte Corps wurde beinahe gänzlich zerstreut, und dem Herzog von Elchingen blieben nur einige tausend Mann übrig, mit welchen er über den Dnipr ging. Wir verloren 25 Kanonen und viele tausend Gefangene. Der Fürst Kutusow ließ die Trophäen sammeln und in sein Lager bringen. Wenn sich der Marschallsstab des Prinzen von Eckmühl darunter befand: so konnte man ihn nur in einem Packwagen gefunden haben; denn unsere Marschälle machen davon nur an Ceremonien-Tagen Gebrauch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Worauf beruht die Nützlichkeit einer National-Repräsentation?

In einem Zeitalter, das sich so allgemein für die National-Repräsentation erklärt, gehört die hier aufgeworfene Frage um so mehr zur Tagesordnung, je weniger man über gültige Prinzipien für die organische Gesetzgebung einverstanden ist, und je mehr Vorurtheile der neuen Schöpfung im Wege stehen.

Hat es seine Richtigkeit mit den Bemerkungen, die in einem vorhergehenden Aufsatze über das Wesen der Regierung gemacht worden sind, ist also dieses Wesen nothwendig zusammengesetzt aus den beiden Charakteren der Gesellschaftlichkeit und Einheit: so kann die National-Repräsentation sich nur auf den ersten dieser Charaktere beziehen, und ihre Bestimmung nie eine andere seyn, als bei der Hervorbringung der allgemeinen Willen, d. h. der Gesetze zu concurriren, damit sie denjenigen Grad von Nützlichkeit erhalten, der ihre Vollziehung sichert.

Reich an allen Arten von Heroen, hat die Welt nur eine kleine Anzahl von Gesetzgebern aufzuweisen, die den Heroen beigesellt werden könnten. Die Ursache dieser Erscheinung liegt unstreitig darin, daß von allen Arten menschlicher Verrichtungen keine mit größeren Schwierigkeiten verbunden ist, als die der Gesetzgebung. Von ewiger Denkwürdigkeit ist der Ausspruch eines grie-

chischen Gesetzgebers, welcher sagte: „daß die Güte der Gesetze auf ihrer Angemessenheit beruhe.“ In der That, alle Gesetzgebung ist der Natur nach relativ, und bezieht sich nothwendig auf den Zustand, in welchem sich eine gegebene Gesellschaft befindet. Möglich, daß die Prinzipien, nach welchen eine Regierung zusammengesetzt werden muß, in ihrer höchsten Allgemeinheit dieselben sind: allein, wenn die Regierung einmal da ist, und es auf eine bloße Hervorbringung der allgemeinen Willen ankommt: so entscheidet nicht die absolute Vortrefflichkeit dieser Willen, wohl aber ihre Angemessenheit über ihre Güte. Wer fühlt denn nicht, daß ein Kaffern-Staat nach ganz anderen Gesetzen regiert seyn will, als ein aus Spaniern, oder Franzosen, oder Engländern, oder Italienern, oder Deutschen zusammengesetzter Staat? Wer fühlt nicht, daß alle Gesetzgebung a priori, wo nicht der Unsinn selbst, doch im höchsten Grade unbrauchbar und unnütz ist?

Gerade nun, weil bei der Hervorbringung der allgemeinen Willen alles auf ihre Angemessenheit ankommt, muß die Regierung in Hinsicht der Gesetzgebung nicht centralisirt seyn. Ist sie es dennoch, so wird es niemals fehlen, daß sie sich in ihrer Hauptverrichtung übereilt; und dies wird um so nothwendiger erfolgen, je größer das Reich ist und je verschiedenartiger die Bestandtheile desselben sind. Alles, was Centralisation genannt werden kann, bezieht sich immer nur auf die Vollziehung der Gesetze, wo es einer größeren Autorität bedarf, welche ohne Centralisation nicht denkbar ist. Die Klage über Despotismus geht zwar durch alle

Jahrhunderte; aber über die Quelle des Despotismus scheint man zu allen Zeiten sehr wenig im Reinen gewesen zu seyn. Nicht in der Centralisation der Macht, Gesetze zu vollziehen, wohl aber in der Centralisation der Macht, Gesetze zu geben, hätte man sie suchen sollen. Denn, wenn die letztere Macht zusammengeengt ist auf den Häuptern weniger Individuen: so haben die Regierten die möglich-geringste Garantie, daß sie Gesetzen gehorchen werden, welche ihnen wahrhaft nützlich sind; die Regierung selbst aber, wofern der Despotismus nicht in ihrem Interesse liegt, verliert an ihrem Ansehn, weil sie, sobald die Nichtvollziehbarkeit ihrer Willen am Tage liegt, genöthigt ist, zu Erklärungen und Modificationen ihre Zuflucht zu nehmen, die, in der Regel, von dem Gesetze nichts übrig lassen, als die Erinnerung an sein verschwundenes Daseyn. Vorzüglich aus diesem Grunde müssen in das Gesetzgebungsgeschäft Pausen gebracht werden, welche dasselbe vor aller Uebereilung bewahren. Wie würde es aber möglich seyn, diese Pausen herbeizuführen, ohne der Nation in ihren Repräsentanten Theilnahme an der Gesetzgebung zu gestatten? Unstreitig wird die Folge davon seyn, daß nicht jeder scheinbar nützliche Gedanke als Gesetz ausgebracht wird; aber dies gerade ist es, worauf es ankommt. Denn beruht die Macht eines Reichs nicht auf der Menge von Gesetzen, die in demselben in Thätigkeit sind, sondern auf der Güte derselben: so ist es von der höchsten Wichtigkeit, solche Temperamente zu finden, wodurch der Vervielfältigung der Gesetze gesteuert wird. Ließe demnach die Nützlichkeit einer National-Repräsentation auch nur

darauf hinaus, daß durch ihr Daseyn neue Gesetze abgewendet würden: so würde diese Nützlichkeit sich nicht verkennen lassen: einmal nicht, weil die Gesellschaft durch sie vor einem überflüssigen Gesetz bewahrt würde; zweitens nicht, weil die Heiligkeit der Gesetze in eben dem Maaße zunimmt, in welchem das ganze Gesetzgebungsgeschäft erschwert wird. Sollen die Gesetze sich von selbst vollziehen, so muß Stätigkeit in der Gesetzgebung seyn; soll aber diese Stätigkeit Statt finden, so muß nichts weniger leicht seyn, als die Zahl der Gesetze durch ein neues zu vermehren.

„Aber, sagen die Anhänger der strengen Monarchie, wo bleibt die Souveränetät des Regenten, wenn ein Volk Antheil an der Gesetzgebung hat?"

Auf diese Frage ließe sich Vieles antworten, wenn man weitläufig werden wollte. Wir beschränken uns auf einige wenige Bemerkungen. Die erste ist, daß die Souveränetät in dem Sinne, worin dies Wort genommen wird, nie Statt gefunden hat; denn wenn man darunter das Vorrecht des Regenten, seinen individuellen Willen als den allgemeinen auszubringen und zu vollziehen, versteht: so hat es entweder niemals, oder doch sehr wenige Regenten gegeben, welche diese Art von Souveränetät ausgeübt haben. Wie auch das Gesetzgebungsgeschäft centralisirt seyn mochte, so war es doch selten, oder nie in einem so hohen Grade centralisirt, daß außer dem Regenten nicht noch Andere daran Antheil genommen hätten, es sey nun unter der Benennung von Ministern oder Räthen, oder unter welcher anderen Benennung es wolle. Alle Regenten ohne Aus-

nahme, vorzüglich aber die Einsichtsvollsten unter ihnen, haben gefühlt, daß nichts so schwierig sey, als gute Gesetze hervorzubringen; und diesem Gefühle folgend, haben sie nie Bedenken getragen, Diejenigen um sich zu versammeln, von welchen sie den meisten Beistand bei diesem bedenklichen Geschäfte erwarteten. Glaubten sie nun, ihrer Souvernänetät hierdurch keinen Abbruch zu thun: wie sollte ihr denn dadurch Abbruch geschehen, daß sie alle Diejenigen um sich versammeln, welche die die öffentliche Stimme als Solche bezeichnet, die eines solchen Vertrauens würdig sind? Die zweite Bemerkung ist, daß die Souveränetät des Regenten allerdings leiden würde, wenn es bei der Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung darauf angesehen wäre, dem Regenten das Gesetz vorzuschreiben, welches von ihm vollzogen werden soll, daß aber von so etwas weder die Rede ist, noch jemals die Rede seyn kann. Die Theilnahme an der Gesetzgebung schließt nicht die ganze Gesetzgebung in sich. Kein, in ein Gesetz zu verwandelnder Gedanke kann von der National-Repräsentation ausgehen; kein solcher Gedanke anders als durch sie sanktionirt werden. Hierdurch ist das Verhältniß zwischen dem Regenten und dem Volke gegeben. Von dem Gesetzgebungsgeschäft fallen ihm die Initiative und Promulgation, dem Volke in seinen Repräsentanten die Ausbildung und Sanction anheim. Beide (der Regent und das Volk) bilden eine Art von Ehe, deren Zweck die Erzielung guter Gesetze ist. Jener will lieber als das Haupt einer großen Familie, denn als Herr und Gebieter betrachtet seyn; dieses hat kein anderes Interesse, als in dem Lichte

vernünftiger Wesen zu erscheinen, die es wohl empfinden, daß der allgemeine Wille Achtung finden müsse, die aber zugleich wünschen, daß der allgemeine Wille die möglichste Vollkommenheit in sich trage.

Unter solchen Bedingungen schadet die Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung der Souveränetät des Regenten nicht nur nicht; sie erhöhet dieselbe sogar. Denn da die Harmonie des Volkswillens mit dem Willen des Regenten nur auf diesem Wege möglich wird, diese Harmonie aber die Macht des Regenten auf den höchsten Punkt führt: so ist die vollkommenste Souveränetät nur da zu finden, wo eine wirkliche Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung hervorgebracht ist. Bedürfte es hierüber der Erfahrungsbeweise, so würden sie am glänzendsten aus der Geschichte des großbrittannischen Reichs hergenommen werden können. Wie gering war die Macht der Regenten aus dem Hause Stuart, und wie groß ist die Macht der Regenten aus dem Hause Braunschweig! Was aber liegt zwischen beiden in der Mitte? Nichts anderes, als die unverhinderte Theilnahme des brittischen Volks an der Gesetzgebung. Die Stuarts suchten dieselbe aus allen Kräften zu verhindern, und wurden zuletzt das Opfer ihrer Anstrengungen. Ihre Nachfolger von Wilhelm dem Dritten an wußten den Volkswillen so zu leiten, daß er mit dem ihrigen übereinstimmte, und die Folge davon ist die gewesen, daß sie von einem Jahre zum andern an Machtmitteln gewonnen haben.

Aber auch abgesehen von einer so auffallenden Erfahrung, muß man behaupten, daß die Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung die eigentliche Vollendung

des erblichen Systemes in Europa sey. Nichts ist, wie ich in einem früheren Aufsatze gezeigt zu haben glaube, der Idee eines erblichen Thrones fremder, als der Despotismus; da sich dieser aber nur unter der einzigen Bedingung verbannen läßt, daß das Gesetzgebungsgeschäft nicht centralisirt sey: so gehören National-Repräsentation und erbliche Fürstenwürde so innig für einander, daß man berechtigt ist, darüber zu erstaunen, wie beide so lange getrennt geblieben sind. Was in aller Welt könnte die ununterbrochene Succession besser beschützen, als der Volkswille; und was die Wohlfahrt des Volks besser begründen, als eine Regenten-Familie, von welcher jedes Mitglied, wenn es den Thron besteigt, außer dem Verstande auch ein Herz an das Regieren bringt? Will man mit dem erblichen System die Absolutheit verbinden: so wird dies immer nur bis auf einen gewissen Grad gelingen; denn, außerdem daß in der Absolutheit eine nothwendige Unbeständigkeit liegt, tritt auch noch der Fall ein, daß man sich in Widersprüche verwickelt und in den Mitteln zur Aufrechthaltung derselben erschöpft. Ganz unstreitig hätte es nie eine französische Revolution gegeben, wenn die französischen Könige, von Ludwig dem Eilften an, nicht nach einer Absolutheit gestrebt hätten, die sie mitten in einem großen Reiche isolirte. Man kann diese große Begebenheit zugleich als Wirkung und als Ursache betrachten. Als Wirkung vernichtete sie den erblichen Thron, damit er durch die Absolutheit, welche mit ihm verbunden war, nicht länger schaden möchte. Als Ursache stellte sie den erblichen

Thron wieder her, doch nur indem sie die Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung sicherte.

Außer den so eben angegebenen, wie es scheint, unverkennbaren Vortheilen, bietet die National-Repräsentation noch zwei andere dar, die von nicht geringerer Erheblichkeit sind. Der eine bezieht sich auf die Regierten, der andere auf die Regierung.

Jener besteht in der Erweckung eines aufgeklärten Patriotismus, der immer nur in so fern Statt findet, als er aus der Ueberzeugung hervorgeht, daß man nach wahrhaft guten Gesetzen regiert werde. So wie dies Gefühl in den absoluten Monarchieen, d. h. in denjenigen Verfassungen, wo das Gesetzgebungsgeschäft am meisten centralisirt ist, zum Vorschein tritt, ist es sehr zusammengesetzter Natur und dem Egoismus wenigstens eben so nahe verwandt, als der Liebe. Dies rührt unstreitig daher, daß man in solchen Verfassungen das Gesetz als etwas betrachtet, was weniger zum Vortheil der Gesellschaft, als zum Vortheil Derer vorhanden ist, von welchen es ausgeht. Daher die Apathie der Regierten in allen großen Reichen, die sich mit keiner National-Repräsentation vertragen; daher der Fatalismus der orientalischen Völker. Ganz anders bildet sich das gesellschaftliche Gefühl da, wo man Theil hat an der Ausbildung des Gesetzes, wo die Provinzen ihre Repräsentanten wählen, wo diese zu Debatten zusammentreten, wo man das Gesetz entstehen sieht, wo alle Gründe, welche es nothwendig machen, bekannt werden: kurz, wo man gleichsam in den allgemeinen Willen hineinwächst, ehe er zu Stande gebracht ist. In solchen Reichen ist das

Interesse für Personen unstreitig geringer, als in denen, wo das Gesetz im Dunkel des Geheimnisses gebildet wird; allein dieser Nachtheil, wenn es einer ist, verschwindet gegen den großen Vortheil, der aus der Achtung gegen das Gesetz, als solches, entspringt: ein Vortheil, der sich vorzüglich dann in seinem ganzen Umfange offenbart, wenn das Reich bedroht ist und alle Kräfte zur Vertheidigung desselben wirksam werden müssen. In einem solchen Falle gilt es das Vaterland in einem ganz anderen Sinne, als gewöhnlich.

Der sich auf die Regierung beziehende Vortheil der National-Repräsentation besteht darin, daß sie mit allen Individuen von vorzüglicher Fähigkeit bekannt wird, und sich folglich nie in Verlegenheit befindet, wenn es darauf ankommt, einzelne Zweige der Verwaltung mit ausgezeichneten Männern zu besetzen. Wo es keine National-Repräsentation giebt, da bleiben viele Kräfte unentwickelt; da treibt ein Cincinnatus seinen Pflug fort, ohne jemals ein großes feldherrliches Talent zu offenbaren — nicht, weil es nicht in ihm wäre, sondern weil niemand es in ihm voraussetzt. Es ist gewissermaßen unmöglich, daß da, wo nur von Administration die Rede ist, sich große und vorzügliche Geister, wie sie für die höheren Sphären der Regierung erforderlich sind, bilden können; denn die Administration beschränkt Jeden auf einen bestimmten Wirkungskreis, über welchen hinauszugehen sogar für Frevel erklärt werden muß. Giebt es nun in einem Reiche keine National-Repräsentation: so ist die Folge davon, daß es in diesem Reiche in der Regel auch keine hervorragenden Staatsmänner giebt, keine Männer,

Männer, welche Gegenstände eines großen Vertrauens sind und in kritischen Lagen einer großen Autorität genießen. Auch die Geister erzeugen sich nach bestimmten Regeln, welche zuletzt mit dem allgemeinsten Naturgesetz, dem der Wirkung und Gegenwirkung, in Harmonie stehen müssen. Wo neben einer Administration eine National-Repräsentation steht, da erziehen sich beide gegenseitig, wie Bäume, die mit einander aufwachsen, und die glückliche Folge davon ist, daß in jeder Beziehung mit besserem Erfolge regiert wird, während die vereinzelte Kraft sich leicht vernachlässigt und zur bloßen Schwerkraft herabsinkt.

Unstreitig lassen sich die Beläge für diese Behauptungen in der Geschichte jedes europäischen Reichs auffinden. Wo aber wären sie wohl vollständiger anzutreffen, als in der Geschichte des römischen Reichs, dessen Wachsthum und Untergang um so anziehender wird, je mehr er sich auf bestimmte Naturgesetze beziehen läßt? Werfen wir also einen durchdringenden Blick auf die organische Gesetzgebung dieses Reichs in den verschiedenen Epochen seiner Blüthe und seines Verfalls!

Rom hatte Anfangs Könige, welche in Verbindung mit einem Senat diesen Staat regierten. Diese Verbindung dauerte nicht länger, als bis der vorletzte König, um die Kraft des Staats aufs Höchste auszubringen, die Vorrechte der Patrizier beschränkte. Er selbst wurde das Opfer seiner Anordnungen; in seinem Nachfolger aber, der, gegen alle Erwartungen der Patrizier, diese Anordnungen nicht wieder aufhob, ging das Königthum unter. An die Stelle desselben brachte man das Consulat mit

solchen Modificationen, wodurch die Machteinheit vernichtet wurde; denn erstlich ersetzte man den einigen König durch zwei Consuln, zweitens beschränkte man ihre Macht auf den Kreislauf eines Jahres, um ihre Autorität noch mehr zu schwächen. Es würde eben so thörigt seyn, für die absolute Güte dieser Einrichtung, als gegen dieselbe zu streiten. Ihr Zweck war: Sicherstellung von Privilegien; ihr relativer Werth bestand darin, daß sie dem Bedürfnisse Roms entsprach, Roms, das um diese Zeit eine Stadt mit mäßigem Gebietsumfange war. Für die Verminderung des Despotismus leistete sie nichts, konnte sie nichts leisten. Nur der Gegenstand desselben veränderte sich, indem die Plebejer an die Stelle der Patrizier traten. Empörungen waren die Folge davon. Diesen vorzubeugen, wurden Volkstribunen gestattet, eine Art von National-Repräsentation; weil aber die römische Regierung nicht die Kunst verstand, die Volkstribunen in bestimmten Schranken zu erhalten, so dauerten die Unruhen fort. Die neue Verfassung würde von sehr kurzer Dauer gewesen seyn, wenn in den Bewohnern Roms nicht eine vorherrschende Neigung für den Krieg obgewaltet hätte; eine Neigung, die auf Industrielosigkeit und Armuth gegründet war. Dieser nahm sich das einjährige Consulat in sofern an, als jeder Consuln, welcher Anspruch auf Auszeichnung machte, am leichtesten durch den Krieg zum Zweck gelangte. So lange nun die Kriege in einer geringen Entfernung von Rom zu führen waren, gab es keinen Grund, die organischen Gesetze des Staats zu verändern; als aber die Entfernungen zunahmen, mußte man auf Mittel bedacht

seyn, jene zu unterstützen. Die ersten Consuln waren alles in allem: Feldherrn, Richter, Schatzmeister u. s. w. Nach und nach trennte man erst das Richteramt von dem Consulate; dann das Schatzmeisteramt u. s. w. Doch auch hierbei konnte man nicht stehen bleiben. Indem nämlich die Entfernungen wuchsen und die Schwierigkeiten des Kriegführens immer größer wurden, gelangte man nach und nach dahin, daß man mit einem Naturgesetze zu kämpfen hatte; nämlich mit dem, nach welchem Zeit und Kraft im umgekehrten Verhältnisse stehen und man der einen zulegen muß, was man an der andern gewinnen will. Um die Verfassung zu retten, mußten die größten Anstrengungen gemacht werden; und diesen Anstrengungen allein ist der große Ruhm zuzuschreiben, womit die Römer, von geschickten Feldherrn geführt, die Welt erfüllt haben. Allein, wie viel man auch an Kraft zulegen mag, um an Zeit zu gewinnen: so hat dies seine Gränze in der Endlichkeit der menschlichen Natur, die sich zwar mit einer Behandlung des Verhältnisses zwischen Kraft und Zeit, aber nicht mit einer gänzlichen Aufhebung desselben verträgt. Irgend einmal mußte also ein Zeitpunkt eintreten, wo Roms Verfassung mit Roms Gebietsumfange in einem offenbaren Widerspruch stand; und er trat auf das Bestimmteste im zweiten punischen Kriege ein, als Scipio Afrikanus, um den Krieg mit den Karthaginiensern zu beendigen, nach Afrika überging, und seine Vollmachten über den Kreislauf eines Jahres hinaus verlängert werden mußten. Dieser Scipio war, freilich nicht dem Namen, aber doch der That nach, der erste römische König nach

dem Tarquinius Superbus; nur daß man zu Rom keine Ahnung davon hatte, weil man sich nicht einfallen ließ, über das Verhältniß der Naturgesetze zu den gesellschaftlichen Gesetzen nachzudenken. Die alte Verfassung, bei welcher so viele ihre Rechnung fanden, sollte beibehalten werden, es koste was es wolle; und ob sich gleich das Reich vom atlantischen Ozean bis zum Euphrat ausdehnte, so glaubte man doch noch immer, es sey möglich, das einjährige Consulat beizubehalten. Aus dem Mißverhältnisse der Verfassung zu dem Reiche gingen alle die Bürgerkriege hervor, welche mehreren Millionen das Leben kosteten, eine furchtbare Versetzung des Vermögens bewirkten, und nach mancherlei Wendungen sich damit endigten, daß an die Stelle der beiden Consuln wieder ein König trat, der, um Vorurtheile zu verschonen, den Titel eines Imperators oder Augustus annahm. Dies war der Triumph der Monarchie, durch die Natur der Dinge herbeigeführt.

In jener Periode, wo Tarquinius Superbus vertrieben wurde, hatte der zweite Charakter der Regierung, die Gesellschaftlichkeit, über den ersten, die Einheit, gesiegt; und so war die Republik entstanden. In der Periode des Augustus siegte der erste Charakter der Regierung, die Einheit, über den zweiten; und so trat die Monarchie an die Stelle der Republik. Wäre es nun möglich gewesen, die Gesellschaftlichkeit neben der Einheit bestehen zu machen: so würde das römische Reich noch jetzt existiren. Allein, weil dies nicht möglich war, so mußte das Reich untergehen in dem Mangel an Gesetzen, welche die Gesellschaftlichkeit der Regierung ga-

rantirten. Diese Unmöglichkeit lag, wenn man will, in der Verschiedenheit der Bestandtheile, aus welchen das Reich zusammengesetzt war; aber sie lag noch bei weitem mehr in der ungeheuern Ausdehnung des Reichs, das vom atlantischen Meere bis zum Euphrat nicht weniger als achtzig tausend Quadrat-Meilen enthielt. Indem es also streng monarchisch regiert werden mußte, war es kein Wunder, wenn der Despotismus in demselben gar nicht ausstarb, und wenn es nach und nach zu einer solchen Schwäche herabsank, daß es keines Widerstandes fähig war. Erst als sich das Reich, weil die Kraft der Regierung seiner Größe nicht gewachsen war, in das östliche und westliche geschieden hatte, und als von dem letzteren ein Bestandtheil nach dem anderen verloren ging — erst unter der Regierung des Honorius kam man auf den Gedanken, den zweiten Charakter der Regierung wiederherzustellen; man forderte nämlich die Bewohner Aquitaniens und des narbonensischen Galliens auf, eine National-Repräsentation zu bilden, und bezeichnete Arles als den Ort der jährlichen Zusammenkünfte, wo die Versammelten die Gesetze des Souveräns auslegen, die Beschwerden und Wünsche ihrer Committenten zur Sprache bringen, die Last der Taxen mäßigen und über jeden Gegenstand örtlicher und nationaler Wichtigkeit berathschlagen sollten. Allein es war zu spät; die lange Dauer des Despotismus hatte die Bewohner dieser Gegenden so entgeistet, entmuthet und entmannt, daß sie auf keinen Vorschlag, ihre Rettung betreffend, mehr eingehen wollten, und so ging denn das römische Reich im Westen unter, weil seine Verfas-

sung von einer so schlechten Beschaffenheit war, daß dadurch alle Harmonie der Regierung mit den Unterthanen aufgehoben wurde. Das Studium der römischen Geschichte giebt ein großes Resultat, nämlich folgendes: Rom, ohne seine antimonarchische Verfassung, wäre ewig klein und unbedeutend geblieben; das römische Reich, über alle natürlichen Gränzen hinaus vergrößert, konnte nur durch die Monarchie zusammengehalten und gerettet werden; eben dies Reich, unfähig, den Charakter der Gesellschaftlichkeit mit dem der Einheit in seiner Regierung zu verbinden, und dadurch dem Despotismus hingegeben, mußte ein Raub seiner Nachbarn werden. In diesem Resultate liegen alle Principien einer guten organischen Gesetzgebung eingeschlossen.

Nichts läßt sich schwerer beurtheilen, als warum etwas an der Zeit ist; denn da der Mensch zwischen der Vergangenheit und der Zukunft in der Mitte steht, so kann er über Dinge dieser Art seine Schlüsse mit keiner großen Sicherheit bilden. Es bleibt demnach den Denkern künftiger Generationen überlassen, zu bestimmen: warum gerade am Schlusse des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Idee einer National-Repräsentation, welche früheren Zeiten so fremd war, so allgemeinen Eingang fand. Indeß wird es uns erlaubt seyn, uns darüber wenigstens vermuthungsweise zu erklären.

Die europäischen Reiche hatten nicht zu allen Zeiten die organische Beschaffenheit, welche ihnen am Schlusse des achtzehnten Jahrhunders eigen war. Das ganze Mittelalter hindurch waren sie ein Aggregat von Staaten, die unter sich selbst in völkerrechtlichen Verhält-

nissen standen, und deren Chefs die bestimmteste Opposition gegen die königliche Macht bildeten. Dem Elende, welches mit diesem Zustande der Dinge verbunden war, konnte nur dadurch abgeholfen werden, daß die königliche Autorität über die Autorität der großen Vasallen siegte. Daher das allgemeine Bestreben vom vierzehnten Jahrhunderte an, in diesem Kampfe den Sieg davon zu tragen. In Spanien gelang dies durch die Vereinigung der Kronen von Aragonien und Castilien, durch die Vertreibung der Mauren aus der pyrenäischen Halbinsel und durch die Entdeckung von Amerika; in Frankreich durch die allmählige Vereinigung der großen Vasallen-Domäne mit dem Domän des Königs und durch die Rückwirkung der Kirchen-Reformation auf dieses Reich; in England durch jenen Bürgerkrieg, welcher der Kampf der rothen und weißen Rose genannt wird, und durch die Opposition, worein Heinrich der Achte gegen das Pabstthum trat; in Dänemark und Schweden hauptsächlich durch die Reformation. Italien und Deutschland machten eine Ausnahme, weil in beiden Reichen die Idee der königlichen Autorität nach und nach ganz verschwunden war; hier gestalteten sich die großen Vasallen zu Souveränen, und behielten unter sich die Verhältnisse früherer Zeiten bei. Als nun der Kampf zwischen der königlichen Autorität und jener der großen Vasallen zum Vortheil der ersteren vollendet war, kam es auf nichts Geringeres an, als den neuen gesellschaftlichen Zustand zu fixiren. Nun zeigte sich aber bei allen Versuchen, welche zu diesem Endzweck gemacht wurden, daß die Stärke, welche man durch die Centralisa-

tion der Macht gewonnen hatte, nicht viel mehr, als eine Scheinstärke war, und daß, wenn man diese in eine wirkliche, sich immer gleichbleibende verwandeln wollte, man noch zu einem anderen Geschäft seine Zuflucht nehmen mußte. Das ganze achtzehnte Jahrhundert läßt sich als das Jahrhundert der absoluten Fürstenmacht betrachten. Wo diese statt findet, da wird es nie an Freiheit fehlen; am wenigsten da, wo die Fürstenmacht eine erbliche ist. Aber diese Freiheit wird immer bei weitem mehr eine natürliche, als eine moralische seyn. Der Unterschied zwischen beiden wird durch die Achtung für das Gesetz gebildet. Die natürliche Freiheit weiß nichts von einer solchen Achtung, und wo das Gesetz ihr in den Weg tritt, da sucht sie dasselbe entweder zu umgehen oder zu besiegen; die moralische Freiheit hingegen nimmt das Gesetz in sich auf und existirt nur durch dasselbe. Sind nun die Gesetze von einer solchen Beschaffenheit, daß sie die natürliche Freiheit auf Kosten der moralischen begründen: so ist im Verlaufe der Zeit davon nichts anderes zu erwarten, als eine größere oder geringere Auflösung der Gesellschaft. Sie sind aber beinahe nothwendig von einer solchen Beschaffenheit, wenn das Gesetzgebungsgeschäft möglichst centralisirt ist; denn die Folge dieser Centralisation kann schwerlich eine andere seyn, als die, daß das Gesetz in einer allzu auffallenden Unvollkommenheit zum Vorschein tritt, um auf unbedingte Achtung Anspruch machen zu können. Man ist also nach so vielen unangenehmen Erfahrungen genöthigt gewesen, neben dem Centralisations-Princip, welchem man

bisher allein gefolgt ist, noch ein zweites zu gestatten, namentlich das Socialisirungs-Princip.

Hierin scheinen mir die Bewegungsgründe zur Einführung einer National-Repräsentation zu liegen. Nicht als ob ich glaubte, daß allenthalben, wo von Einführung einer National-Repräsentation die Rede ist, über diesen Gegenstand so geurtheilt werde, wie ich so eben darüber geurtheilt habe; niemand kann von einem solchen Wahn weiter entfernt seyn, als ich es bin. Allein man empfindet gewiß allenthalben, daß von allen Verrichtungen des menschlichen Geistes keine schwieriger ist und wesentlichere Folgen hat, als das Geschäft der Gesetzgebung; und dies reicht aus, um zu den Gedanken zu führen, daß Gesetze nur in sofern einen Werth haben, als das Gefühl ihrer Nützlichkeit und Nothwendigkeit in Denen obwaltet, die sie befolgen sollen, und daß dies Gefühl nur in sofern zu erzeugen ist, als man der Nation eine Theilnahme an der Bildung der Gesetze verstattet. Wirklich, wenn nicht alle, dem achtzehnten Jahrhundert gemachten Vorwürfe ungegründet sind, beruhet hierauf die Rettung der europäischen Staaten, besonders derjenigen, die nie dahin gelangen werden, sich durch Volkszahl auszuzeichnen. Es giebt eine physische und eine moralische Kraft; und die letztere ist den eben bezeichneten Staaten unumgänglich nothwendig, wenn sie sich im Kampf mit größeren Nachbarn behaupten wollen. Wodurch aber ließe sich diese Kraft wohl mehr erzeugen, als durch Enthusiasmus für Verfassung und Gesetz und durch Theilnahme an der Bildung von bei-

den? Wir haben keinesweges die Absicht zu übertreiben; allein wenn die seit zwei Jahrtausenden gemachten Erfahrungen entscheiden, so giebt es zur Hervorbringung einer bleibenden Harmonie zwischen Regenten und Nation kein anderes Mittel als das der National-Repräsentation. Wo es mit Erfolg angewendet wird, da verschwindet jedes besondere Interesse in das allgemeine; da giebt es nicht viele, wohl aber gute Gesetze; da besteht die Freiheit in der Achtung für das Gesetz; da folgt die Wohlhabenheit der Freiheit, wie der Schatten dem Körper; da sind große Anstrengungen möglich; da ist Ehrlichkeit und Vertrauen; da gedeihet jede menschliche Tugend, während das Laster in die engsten Schranken zurückgeworfen wird.

Vielleicht kommt eine Zeit, wo Ideen, wie die in diesem Aufsatze vorgetragenen, so wenig neu sind, daß sie zu den alltäglichen gehören. Desto besser, je früher diese Zeit eintritt! Vieles wird alsdann aufgehellt seyn, was jetzt noch im Dunkeln liegt, und nur ein Gegenstand halber Ueberzeugungen ist. Die Wissenschaften haben sich trennen müssen, um sich vollständiger auszubilden; aber sie haben sich nur getrennt, um sich wieder zu vereinigen, und in ihrer Wiedervereinigung werden sie nur Eine Wissenschaft bilden, nämlich die der Weltgesetze in ihrer Anwendung auf die sittliche Natur des Menschen. Die Grundlagen zu dieser Wissenschaft sind auf das Bestimmteste geworfen, nicht von den deutschen Philosophen, denen man den Vorwurf machen kann, in dieser Hinsicht nur geschwärmt zu haben, wohl aber von

den englischen, unter welchen Newton den ersten Platz einnimmt; ein Mann, der für Jahrtausende gedacht hat. Seine Naturphilosophie enthält Prinzipien, die einer großen Anwendung fähig sind auf Gegenstände, von welchen man bisher wähnte, daß sie eine besondere Welt bildeten. Doch ich schweige hierüber, weil ich Gelegenheit haben werde, diesen Gedanken in einem anderen Zusammenhange vollständiger zu entwickeln.

Ueber Chateaubriants letzte Schrift.

Diese Schrift, welche den Titel führt: Politische Betrachtungen über einige Schriften des Tages und über den Vortheil der sämmtlichen Franzosen, ist um so bewundernswürdiger, weil der Genius der Franzosen darin beinahe gänzlich verleugnet ist. Wenn nämlich der Franzose, vermöge der ihm angebornen Lebhaftigkeit, nur allzu geneigt ist, eine Parthei zu ergreifen, und dieser auf Kosten selbst des gesunden Verstandes anzuhängen: so zeigt sich Chateaubriant in dieser Schrift als einen Mann, dem alle Partheien fremd sind, und der, mit einer gewissen Ueberlegenheit des Geistes, sich, beruhigend und versöhnend, in deren Mitte stellt. Von allem, was aus der Feder dieses, vom ersten Anfang an ausgezeichneten Schriftstellers geflossen ist, hat — wir sagen es aus voller Ueberzeugung — nichts einen erhabeneren Charakter als diese Gelegenheitsschrift; und wir müßten uns sehr irren, oder sie wird nicht wenig dazu beitragen, daß man sich in Frankreich über das Einzige, was daselbst Noth thut, besser verstehen, und den großen Vortheil, der diesem Reiche durch die Rückkehr der alten Regenten-Familie zu Theil geworden ist, allgemeiner, als bisher, anerkennen wird.

Die ersten dreizehn Capitel sind wesentlich gegen Carnots Denkschrift gerichtet, die wir in dem ersten Heft dieser Zeitschrift beurtheilt haben; und wir leugnen

nicht, daß es uns großes Vergnügen gemacht hat, uns in der Beurtheilung jenes Produkts des heftigsten Partheigeistes mit Chateaubriant, wo nicht auf einer Linie, doch wenigstens in einer und derselben Bahn zu befinden. Ohne der Wahrheit das Mindeste zu vergeben, mischt Chateaubriant in sein Raisonnement so viel Gefühl, daß er seine Leser nur desto sicherer mit sich fortreißet; und indem er die Beschwerden der Mißvergnügten einzeln durchgeht, zeigt er überall, wie wenig Ursache sie haben, diese Beschwerden zu führen. Das eilfte Capitel handelt von einer Stelle in der ersten Poklamation des Königs, worin Jedem versprochen wurde, daß er im Besitz seines Postens bleiben sollte. Da dies Versprechen nicht buchstäblich erfüllt worden ist, und Carnot namentlich über Wortbrüchigkeit geklagt hat: so nimmt sich Chateaubriant des Königs auf folgende Weise an.

„Hat, sagt er, der König die Verbindlichkeit über„nehmen können, Keinen, wer es auch sey, von seinem „Posten zu entsetzen? Wie, durch die bloße Thatsache der „Gegenwart des Königs wären alle Staatsämter le„benslängliche geworden, und der geringste Commis am „Stadt-Thore befände sich in dieser Hinsicht gerade in „dem Falle des Kanzlers? Aber wie würde es alsdann „möglich seyn, zu regieren? Ludwig der Achtzehnte würde „bei seiner Ankunft, wie Hugo Capet bei seiner Thron„besteigung, das Lehn-System bestätigt oder eingeführt „haben; es würde in Frankreich eben so viel große und „kleine Souveräne geben, als es große und kleine Staats„ämter giebt; es würde nichts anderes übrig geblieben „seyn, als diese Staatsämter erblich zu machen. Was

soll also der Ausdruck sagen: „Jedermann soll im „Besitz seiner Aemter bleiben?" Er will sagen: „jeder, „gegen welchen nicht überwiegende Gründe, sey es von „Seiten der Fähigkeit, sey es von Seiten der Morali„tät Statt finden, bleibt auf dem Posten, auf welchem „der König ihn gefunden hat, oder er wird zu anderen „Verrichtungen berufen;" er will sagen: „man wird „nicht eine Parthei der anderen aufopfern, die Benen„nung eines Royalisten und eines Republikaners wird „weder ein Recht der Zulassung, noch eine Ursache der „Ausschließung, und Rechtschaffenheit und Einsicht wer„den die einzigen und wahrhaftigen Ansprüche seyn." „Hat demnach der König nicht gehalten, was er ver„sprochen hatte? Und läßt sich leugnen, daß beinahe „alle Aemter in den Händen Solcher sind, welche der, „durch die Restauration zerstörten Ordnung der Dinge „gedient haben." (Chateaubriant konnte hinzusetzen: Konnte dies anders seyn, wenn die Regierung mit Ludwig dem Achtzehnten an ihrer Spitze den gewohnten Gang fortsetzen sollte?). „Uebergehend von der allge„meinen Beschwerde zu der besonderen, nennt man Mit„glieder des Senats, welche nicht zur Kammer der Pairs „hinzugelassen sind. Dieser Punkt hätte nie berührt „werden sollen, um das Publikum nicht daran zurückzu„erinnern, daß Mancher, der Ludwigs des Sechzehnten „Tod hat herbeiführen helfen, aus Ludwig des Achtzehn„ten Händen eine Pension von 36,000 Franken erhält. „Weit entfernt, sich zu beklagen, hätte man schweigen „sollen; denn man mußte fühlen, daß solche Beispiele „eine ganz andere Wirkung hervorbringen, als Theil-

„nahme zu wecken für Solche, deren man sich annimmt. „Viele, die um des Königsthums Willen proskribirt „worden sind; viele ehrliche Republikaner zugleich, die „kein Verbrechen zu verantworten haben, könnten darüber „leicht muthlos werden. Jene, durch ihre Anhänglich„keit an dem Königthum in das größte Elend gebracht; „diese, weil sie von dem allgemeinen Unglück keinen „Vortheil ziehen wollten, noch immer so dürftig, als sie „es waren: könnten sich beim Anblick jener Richter des „Königs, welche Schlösser, große Gehalte, Auszeichnun„gen und sogar Aemter besitzen, seltsamen Betrachtun„gen hingeben. Verfolgen wir diesen Gedanken nicht „weiter; denn wir würden vielleicht die Entdeckung ma„chen, daß rechtschaffene Männer nie auf eine härtere „Probe gesetzt worden sind; wir würden vielleicht auf „das Gute und auf das Böse, auf gute und auf schlechte „Handlungen Zweifel richten, welche die Tugend selbst „erschüttern könnten."

Wir haben dies blos als eine Probe von der Art und Weise geben wollen, wie Chateaubriant seinen Gegner (Carnot) bekämpft. Der Hauptgegenstand seiner Schrift ist aber nicht, die Blöße in Carnots Raisonnement aufzudecken, sondern die Partheien in Frankreich mit einander auszusöhnen, und um die magna charta dieses Reichs, wie um eine gemeinschaftliche Fahne, zu versammeln. Er selbst schätzt sich glücklich, die Widerlegung Carnots beendigt zu haben, und sich in eine Region erheben zu können, wo das Herz sich durch den Gedanken erweitert, weil nicht mehr von dem parziellen, sondern von dem allgemeinen Vortheil die Rede ist.

Und auch wir schätzen uns glücklich, ihm in die Region zu folgen, weil wir dadurch Gelegenheit finden werden, unsere Meinung über sehr wichtige Angelegenheiten abzugeben. Zur Sache!

Frankreich hat in dem gegenwärtigen Augenblick seine Whigs und seine Torys; jene unter der Benennung von Constitutionellen, diese unter der Benennung von Royalisten. Die ersteren, von republikanischen Ideen eingenommen, streben dahin, das Königthum auf das Minimum der Autorität, die ihm gebürt, zurückzubringen; die letzteren dringen auf eine Absolutheit der königlichen Macht, wie sie nur immer vor der Revolution Statt finden mochte. Die Constitutionellen sagen (nach Chateaubriant): „die magna charta sey unvollständig; die Kammer der Pairs müsse erblich seyn; der Eintritt in die Kammer der Deputirten müsse in einem früheren Alter gestattet werden; es müsse ein Ministerium aber nicht Minister geben; die Minister müßten ehrliche Männer seyn; eine Opposition ohne Reichthum, ohne Gewalt, ohne Einfluß, ohne Mittel, dem Einflusse der Minister das Gleichgewicht zu halten, sey keine Opposition; was das Amalgam zwischen einem alten und einem neuen Adel seyn solle, dessen Erhaltung zugestanden sey? wozu Adelsbriefe, da es, der That nach, nur einen politischen Adel gäbe?" Die Royalisten ihrer Seite sagen: „durch Berufung auf die Fortschritte der Aufklärung und mit den Wörtern: Freiheit und Gleichheit hat man Frankreich in namenloses Unglück gestürzt; die bloße Benennung von Constitution ist verhaßt und beinahe lächerlich; alle Verpflanzung von einem Volk zum andern ist unsinnig;

Regie-

Regierungen gehen aus den Sitten hervor und sind das Produkt der Zeit; legen wir es nicht darauf an, Engländer zu werden; was für sie gut ist, ist für uns schlecht; wir sind zu flatterhaft, um uns ernstlich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen; wir sind zu entzündbar, zu geschwätzig, zu wenig von dem allgemeinen Besten begeistert, um berathschlagende Versammlungen haben zu können; es wird uns nie an Ehre fehlen (sie ist das Fundament unserer Monarchie), aber wir werden nie den öffentlichen Geist haben, der mit einem anderen Princip der Regierung in Verbindung steht; auch unsere Continental-Lage erlaubt uns nicht, dergleichen politische Formen anzunehmen; während wir in den beiden Kammern über die Aushebung einer Armee berathschlagten, könnten die Feinde nach Paris kommen; verfügt hingegen der König nach Belieben über die bewaffnete Macht, so wird er auch nach Belieben unsere angebliche Constitution zerstören."

So die beiden Partheien, welche in Frankreich gegenüber stehen, und welche Chateaubriant gern für die magna charta gewinnen möchte, die in dem gegenwärtigen Augenblick das Wesen der französischen Regierung constituirt. Man muß den Gründen, die er gebraucht, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, obgleich nicht tief geschöpft, eine nicht gemeine Kraft der Ueberredung in sich schließen. Besonders ist dabei auf den Respect der Franzosen gegen beglaubigte Autoritäten Rücksicht genommen. Je mehr Montesquieu seit dreißig bis vierzig Jahren ihr Orakel ist, desto mehr dreht sich auch Chateaubriants Urtheil um die Aussprüche

dieses Orakels; die Folge davon aber ist, daß, während der Ueberredung nichts zur Vollkommenheit fehlt, die Ueberzeugung zurückbleibt.

Sich zuerst an die sogenannten Constitutionellen wendend (welche vielleicht angemessener Antimonarchisten genannt werden würden), macht Chateaubriant ihnen zuförderst ihre Ungeduld zum Vorwurf. „Sollen denn, „sagt er, Franzosen immer und ewig die bejammernswürdige Ungeduld haben, die ihnen nicht erlaubt, etwas von der Erfahrung und der Zeit zu erwarten? „Wie, giebt es seit dem letzten Frühlinge der Wunder „noch nicht genug? Alles soll heute vollständig, vollkommen, vollendet seyn! Die englische Verfassung ist „die Frucht jahrhundertlanger Versuche und Unfälle; und „nur wir wollen innerhalb sechs Monaten eine durchaus fehlerlose besitzen. Man ist nicht zufrieden mit „allen den Garantien, welche die Constitutions-Urkunde „enthält — mit diesen großen und ersten Grundlagen „unserer Freiheiten; auf der Stelle soll Alles zur Vollkommenheit gedeihen, und alles ist verloren, weil man „nicht alles auf einmal hat. Mitten unter einer Invasion, mitten unter den Gefahren und den Bewegungen „einer plötzlichen Restauration, verlangt man, daß der „König seine Blicke nach allen Seiten hinrichte, um „die Elemente von jenen Dingen zu entdecken, die man „fordert! Soll er denn alles übereilen? Ist das, was „er wirklich gethan hat, nicht bedeutend genug? Fehlt „uns denn, die wir diese Regierung anfangen, nichts „zu ihrer glücklichen Fortsetzung? Ist es nicht besser, „daß sie sich allmählig mit uns selbst veredele, als daß

„sie unserer Erziehung und Erfahrung vorgreife? Ein „Artikel unserer Constitutions-Urkunde stellt sie über al„le diejenigen, die man bisher am meisten bewundert „hat: wir sind das erste Volk der Welt, dessen Verfas„sungsurkunde das Recht der Confiskation abgeschafft „hat. Dadurch ist eine furchtbare Quelle des Verderb„nisses, der Ungerechtigkeit, der Verbrechen verstopft „worden. Und so haben wir das Urtheil, welches der „König über die Revolution gefällt hat; die von ihm „ausgesprochene Verdammung.

„Man spricht von den Ministern; man macht sich „eine lächerliche und falsche Vorstellung von ihrem Ein„fluß. Zuförderst sind sie verantwortlich, und das „Schwerdt, das über ihrem Haupte schwebt, ist für sie „schon bedrohend genug. Dann haben wir gegen ihre „Unfähigkeit eine Garantie, welche mit der Natur unse„rer Constitutionen selbst in Verbindung steht. Wir „sind so ziemlich sicher, daß nur Männer von aus„gezeichnetem Talente an das Staatsruder werden be„rufen werden; denn unter einer Repräsentativ-Regie„rung kann kein Einfaltspinsel ein hohes Amt auf die „Dauer bekleiden. Angegriffen von der öffentlichen „Stimme, angegriffen in den beiden Kammern, würde „er sich bald genöthigt sehen, von dem Posten herabzu„steigen, auf welchen ihn die bloße Gunst erhoben hät„te. Die Nation ist also für immer sicher gestellt „gegen Minister, die nur die Intrigue für sich haben, „und deren Unerfahrenheit mehr Staaten zu Grunde ge„richtet hat, als selbst die Fehlgriffe der Könige. Die Recht„schaffenheit der Minister beargwohnen, ist abgeschmackt.

„Ist denn eine aufgeklärte, geistreiche Nation ein Ge„genstand für kleinliche Listen? Aller Augen würden so„gleich geöffnet seyn. Heut zu Tage liegt es in dem „Interesse der Regierung, an der Spitze der Dinge zu „stehen, nicht, den Dingen folgen zu müssen. Von die„ser Seite ist also nichts zu fürchten."

„Was die Opposition betrifft, so gestehen wir, daß „sie in Frankreich nicht eben so beschaffen seyn kann, wie „in England. Bei uns ist das Vermögen nicht groß, und „das Schutzrecht der Familien nicht ausgedehnt genug, „damit die Opposition in sich selbst Kraft genug haben „könnte, dem Einfluß der Minister zu widerstehen. Al„lein, wenn sie auch nicht die Kraft der Interessen „hat, welche sie bei unseren Nachbarn durch die Reich„thümer erhält; so übt sie dagegen eine stärkere Kraft „der Meinung aus. Findet sich ein talentvoller und „rechtschaffener Mann, der nicht aus Widerspruchsgeist, „sondern aus Ueberzeugung den Ministern entgegen tritt: „so wird er in den beiden Kammern und in ganz Frank„reich ein Uebergewicht erhalten, welches nur durch das „volle Gewicht der Krone allein aufgewogen werden „könnte. Eine Rede voll Beredsamkeit und richtiger „Gedanken wird die Kammer der Deputirten in Frank„reich ganz anders bewegen, als eine ähnliche Rede die „Kammer der Gemeinen in England. In dieser Bezie„hung ist unsere Nation so empfindlich, daß man be„fürchten möchte, sie werde, wie einst Athen, den Einge„bungen der Redner allzu sehr unterthan seyn *).

*) Unnöthige Befürchtung, weil in einer Verfassung, wie die englische und die gegenwärtige französische ist, alle Redner

„Die Mysterien der Meinung und des Charakters „der Völker sind über alle Theorien hinaus und können „keinem Calcul unterworfen werden *). Man beobachte „nur was gerade jetzt in der Kammer der Deputirten „vorgeht. Sie ist sich ganz selbst gelassen; der Einfluß, den „die Minister daselbst ausüben, erstreckt sich nur auf ei„nige Artigkeiten, welche an dem Schicksal eines De„putirten nicht das Mindeste verändern. Und was ge„schieht? Die Majorität folgt ganz ruhig ihrem Ge„wissen, lobend oder tadelnd, was sie für gut oder für „schlecht hält. Eins aber ist bemerkenswerth vor allem:

---

eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Die Ansicht des Verfassers von der Oppositionsparthei in England ist gewiß sehr falsch. Der Widerstand, den sie dem Minister leistet, ist mehr scheinbar, als wirklich, und wird durch nichts weniger gebildet, als durch Reichthümer und Familienverbindungen. Das Wesen dieser Oppositionsparthei ist erklärt genug, wenn man bedenkt, daß eine Repräsentation, welche ganz in dem Interesse der Minister wäre, gar keine seyn würde.

*) Dem Calcul unterworfen? Nein! Ueber alle Theorie hinaus? Dies läßt sich wenigstens bezweifeln. Die Meinungen werden immer in dem National-Charakter enthalten seyn; dieser aber sollte ganz unabhängig von aller Ursache seyn? Seine erste Ursache (vielleicht auch seine alleinige) ist gerade die Verfassung, und der größere oder geringere Antheil, den eine Nation an der Gesetzgebung hat, d. h. zuletzt, das stärkere oder schwächere Bewußtseyn ihrer Einheit und ihrer Stärke. In Beurtheilung des französischen National-Charakters folgt Chateaubriant einer Chimäre, wie wir weiter unten sehen werden; und was er ihm zum höchsten Verdienst anrechnet, kann, anders gewendet, der Gegenstand des bittersten Tadels werden. Sey dem aber wie ihm wolle, was die Franzosen, als Nation genommen, bisher gewesen sind, das sind sie in Kraft ihrer Verfassungen gewesen, und es ist baarer Unsinn, wie uns scheint, den National-Charakter über die Verfassung erheben zu wollen.

„so oft von Geldangelegenheiten die Rede gewesen ist, „haben die Kammern nicht das kleinste Bedenken ge„habt; die edle Uneigennützigkeit der Nation hat sich in „ihrer ganzen Offenheit gezeigt. Die Civilliste, die „Schulden des Königs haben also keine Opposition ge„funden. Man hätte glauben sollen, daß das Gesetz „über die Ausgewanderten die Partheien erhitzen wür„de; allein zum Erstaunen Aller ist die Kammer ihnen „günstiger gewesen, als das Gesetz. Die Franzosen „glauben sich entehrt, wenn man sie zwingt, sich mit „ihren Vortheilen zu beschäftigen. Bewunderswürdige „Großmuth, welche mit dem Genius einer vorzüglich „monarchischen und kriegerischen Nation in Verbindung „steht! Hat man sich dagegen mit anderen Dingen be„schäftigt: so haben sich die Kammern nach den Prin„cipen und Ideen eines Jeden getheilt, und die Oppo„sition hat sich nicht aus den und den Individuen ge„bildet, sondern sich vergrößert, vermindert, und wieder „vergrößert, ohne alle Rücksicht auf irgend eine Parthei; „man hätte glauben sollen, es gäbe gar keine Minister, „so sehr hatte man vergessen, daß der Gesetzesvorschlag „von ihnen herrührte. Wir kennen nichts, was dem „National-Charakter mehr zur Ehre gereichte, als das „bisherige Betragen der beiden Kammern, und man „sieht, daß sie nur das Wohl des Staats wollen. Groß„müthig in Hinsicht alles dessen, was die Ehre angeht, „und aufmerksam auf unsere politischen Rechte, haben sie „ohne Opposition das Geld bewilligt und mit Wärme „die Freiheit der Presse vertheidigt."

Jetzt erörtert Chateaubriant die Frage der Constitutionellen:

„Was ein Adel sey, der nicht zur Kammer der Pairs gehöre?"

„Dies, sagt er, steht mit der Wurzel der Dinge in Verbindung, und man muß sich erklären. Montesquieu „hat der Monarchie die Ehre zur Seele, und der Republik die Tugend zum Princip gegeben. Die Ehre „wohnt, nach seinem Urtheil, in dem Corps des Adels, „welcher ein integrirender und nothwendiger Theil jeder „nicht despotischen Monarchie ist. Da nun, in einer „gemischten Monarchie, die constituirten Körperschaften „den republikanischen Theil der Regierung bilden, nämlich die Kammer der Pairs die Aristokratie, und die „Kammer der Deputirten die Demokratie: so folgt daraus, daß die beiden Körperschaften zur Grundlage den „Geist und zum Zweck die Tugend haben, d. h. die „Freiheit, ohne welche keine politische Tugend denkbar „ist. Wo wird demnach das Princip der Monarchie „wohnen? In der Krone? Unstreitig. Aber die Krone „vermag nicht, es allein zu vertheidigen; sie würde nur „allzu bald ein Raub des republikanischen Princips werden und die Constitution zerstört seyn. Es bedarf „also außerhalb dieser Constitution eines Corps von „Adelichen, welches gleichsam die Schutzwehr der Krone „und die Hülfsmacht des monarchischen Princips sey. „Bemerken wir nun zunächst, daß der Adel nicht aus „einem einigen Princip zusammengesetzt ist; er schließt „offenbar derer zwei in sich, nämlich die Ehre und die „Tugend, oder die Freiheit. Handelt er als Körper-

„schaft und in Beziehung auf die Monarchie im Allge-
„meinen: so wird er von der Ehre geleitet, so ist er
„monarchisch; handelt er hingegen für sich selbst und
„gemäß der Natur seiner eigenen Constitution: so wird
„er von der Freiheit bewegt, so ist er republikanisch, ari-
„stokratisch. Untersuchen wir nun nach diesen unbestreit-
„baren Wahrheiten, was dem Adel in der alten Mo-
„narchie begegnete, und auf welche Weise er sich mit
„dem politischen Körper verband. Unter dem ersten und
„zweiten Geschlecht unserer Könige fand sich der Adel
„vollständig auf den National-Versammlungen ein; damals
„genossen also die Edelleute in corpore alle ihre Rechte,
„welche von der aristokratischen Seite mit dem Princip
„der Freiheit, von der monarchischen Seite mit dem
„Princip der Ehre in Verbindung standen. Unter dem
„dritten Geschlecht, als die General-Staaten den Ver-
„sammlungen des März und des Mai folgten, begnügte
„sich der Adel, Deputirte zu diesen Staaten zu senden;
„und von nun an genoß er die Fülle seiner Rechte
„nicht mehr in corpore; denn die Hälfte dieser Rechte,
„nämlich diejenigen, welche mit dem Princip der Frei-
„heit zusammenhingen, die republikanischen oder aristo-
„kratischen, wurden auf seine Repräsentanten übertragen,
„während er fortfuhr seine monarchischen Rechte in cor-
„pore zu bewahren, d. h. diejenigen, welche aus dem
„monarchischen Princip abflossen. Dies dauerte bis zur
„Endschaft der General-Staaten, wo, weil der Auftrag
„der Repräsentanten des Adels aufgehört hatte, dieser
„Adel aufs Neue seine beiden Principien und die aus
„diesen beiden Quellen abgeleiteten Rechte vereinigte.

„Wohlan, das Einzige, was, in Beziehung auf den Adel, „unsere letzte Constitution unterscheidet, ist, daß das, „was unter der alten Monarchie nur von einer Zeit zur „anderen geschah, in der neuen permanent geworden ist. „In der Kammer der Pairs repräsentirt, hat der Adel „für immer sein Freiheits-Princip, seine republikanischen „und aristokratischen Rechte übertragen, während er auſ- „serhalb der Kammer zum Bewahrer des Princips der „Ehre wird, die das wirkliche Fundament der Monar- „chie ist. Man sieht hieraus, daß dieser Adel keines- „weges unverträglich ist mit unseren neuen Einrichtun- „gen, keinesweges im Widerspruch steht mit der Natur „der Regierung. Man sieht, daß diese Regierung ihn „weder zerstören konnte noch durfte, daß sie nur die Ele- „mente, welche sein Wesen ausmachen, theilte, nur sein „doppeltes Princip trennte. Man sieht, daß der Adel „zugleich als aristokratische Gewalt in der Kammer der „Pairs und als monarchische Gewalt außerhalb dersel- „ben existirt. Er übt seine politischen Rechte nicht mehr „aus, weil er sie auf die Kammer der Pairs übertragen „hat, die ihn unter republikanischen Beziehungen reprä- „sentirt; allein er übt noch alle Rechte der Ehre aus „und unterstützt mit dieser in Frankreich so wirksamer „Kraft die monarchische Autorität, welche ohne diesen „Wall leicht erschüttert werden könnte. So verhält es „sich mit der Wirkung dieses Corps, das euch, ihr Con- „stitutionellen, so unnütz scheint, und daß im Grunde „kein anderes ist, als die Kammer der Pairs. Es giebt „keinen doppelten Adel im Staat; es giebt nur einen, „der sich in zwei Zweige theilt, von welchen jeder seine

„besonderen Verrichtungen hat. Weit davon entfernt, „daß dieser aus lauter Ehre bestehende, d. h. auf sein „reinstes Princip zurückgeführte Adel dem Staate scha„den sollte, ist er ein außerhalb des Mittelpunkts der „Bewegung angebrachtes Gegengewicht, um in diese „Bewegung Regelmäßigkeit zu bringen und das Gleich„gewicht des Staats zu erhalten."

Durch Vorstellnngen dieser Art sucht Chateaubriant die Antimonarchisten Frankreichs mit der Wiederstellung des alten Adels auszusöhnen. Wir schätzen ihn und seine Gegner glücklich, wenn diese sich dadurch gewinnen laßen. Eine andere Frage ist: wie viel Wahrheit Chateaubriants Raisonnement enthält? Hätte Montesquieu nie den Einfall gehabt, die Ehre zum Princip der Monarchie, die Tugend zum Princip der Republik zu machen; so würde Chateaubriants Theorie von einem im Mittelpunkte der Regierung als Tugend, außerhalb desselben als Ehre wirkenden Adels schwerlich zum Vorschein gekommen seyn. Wer von dieser Theorie nicht geblendet werden will, muß vor allen Dingen untersuchen, welche Begriffe die Wörter Ehre, Tugend und Freiheit in sich schließen. Was ist Ehre, von der Tugend geschieden? Was Tugend von der Ehre getrennt? Und in welcher Beziehung steht die Freiheit mit der Tugend und der Ehre, sie die immer nur das Resultat einer guten Gesetzgebung seyn kann? Es ist offenbar eine falsche Abstraction, wenn Montesquieu die Ehre zum Princip der Monarchie, die Tugend zum Princip der Republik macht; denn, welcher Unterschied auch zwischen diesen beiden Regierungsarten Statt finden möge, so kann

doch weder die Monarchie der Tugend, noch die Republik der Ehre entbehren, ohne zu leiden. Die Ehre läßt sich, wofern sie nicht ein leeres Nichts seyn soll, immer nur als der Abglanz der Tugend denken; ist sie aber ein Abglanz der Tugend, wie könnte sie ohne diese bestehn? Da jeder falschen Abstraction irgend etwas zum Grunde liegt, was, gehörig aufgefaßt, zur Wahrheit führt: so würde es auch in diesem Falle nichts weniger als unmöglich seyn, nachzuweisen, wie Montesquieu dazu gekommen ist, der Monarchie die Ehre, der Republik die Tugend zum Princip zu geben. Dies würde hier aber zu weit führen. Wir begnügen uns mit der Bemerkung: daß in jener Zeit, wo der gegenwärtige europäische Adel entstand, weder von der Ehre noch von der Tugend in dem Sinne, worin wir jetzt beide Wörter nehmen, die Rede war; daß es blos darauf ankam, ein Regierungs-System zu bilden; daß dieses nur dadurch gebildet werden konnte, daß man die Staatsämter mit Waffengefährten besetzte; daß folglich der Adel in seinem Ursprunge Dienstadel war; daß es bei den frühesten National-Versammlungen nicht auf Vertheidiung von Rechten und Privilegien abgesehen seyn konnte, weil diese gar nicht vorhanden waren, sondern nur auf gewisse Verabredungen, welche der Mangel an Correspondenz-Mitteln in jenen Zeiten unumgänglich nothwendig machte; daß diese Rechte und Privilegien nicht eher zum Vorschein kamen, als bis die Staatsämter, vermöge eines in jenen Zeiten sehr nothwendigen Mißbrauchs, erblich geworden waren; daß auf diese Weise das Repräsentations-System zwar aus einem verdorbenen Administrations-System hervorging;

daß aber bei demselben nie die Idee vorwaltete, das Wesen der Republik mit dem der Monarchie in Verbindung zu setzen, um durch die Vereinigung von beiden die Regierung vollständiger zu machen; daß endlich alle Ideen von Theilung und Gleichgewicht der Gewalten und das eben so künstliche als unmögliche System, das aus diesen Ideen hervorgegangen ist, ihrem Ursprunge nach, nicht über den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hinausreichen. Sofern Chateaubriant von diesen Thatsachen abweicht und die Abstraction eines unstreitig sehr geistreichen, aber nicht immer sehr tiefen Publizisten zur Angel seines Raisonnements macht, mag es dahin gestellt bleiben, wie viel Gewalt er über die Geister seiner Landsleute gewinnt: aber sein Raisonnement ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Spiel des Witzes, das gründlich gebildeten Geistern keine Ueberzeugung geben kann.

Wir haben bisher gesehen, wie Chateaubriant die Constitutionellen, d. h. die Anti-Monarchisten für die Monarchie zu gewinnen sucht. Untersuchen wir jetzt, wie er die Royalisten, d. h. die Anti-Republikaner für die Republik gewinnen möchte. Die Einwendungen der letzteren gegen die magna charta von Frankreich sind oben angeführt worden. Wir wollen zunächst die Argumente unseres Verf. gegen die Anhänger der strengen Monarchie, so wie sie in seiner Schrift niedergelegt sind, anführen, und dann ihren wahren Werth zu erforschen suchen.

„Es kann, sagt Chateaubriant, nicht geleugnet werden, daß die Ausdrücke: Fortschritte der Aufklä-

„rung, Constitution, Freiheit, Gleichheit in „einem so hohen Grade gemißbraucht worden, daß es „heutiges Tages des Muths bedarf, um sich ihrer in „einem vernünftigen Sinne zu bedienen. Die größten „Verbrechen, die verderblichsten Lehren sind im Namen „der Aufklärung begangen und verbreitet worden. Da„her das Lächerliche neben dem Abscheulichen, das sich „an diese philosophischen Phrasen geknüpft hat. Man „hat die Weißen ermordet, um die Nothwendigkeit der „Befreiung der Schwarzen zu beweisen; die Vernunft „ist gebraucht worden, um Gott zu entthronen, und die „Vervollkommung des menschlichen Geschlechts hat uns „unter das Vieh herabgestellt. Aber haben wir, auf der „anderen Seite, keine andere Lehre erhalten? Um uns „vor den Systemen einer schlechtverstandenen Philosophie „zu retten, haben wir uns in entgegengesetzte Ideen ge„stürzt. Was ist daraus entstanden? Wer würde es „heutiges Tagen wagen, die Willkühr zu vertheidigen? „Die Ausschweifungen eines im Namen der Freiheit „aufgeregten Volks sind schrecklich; aber sie sind zugleich „von kurzer Dauer, und es bleibt davon etwas Energi„sches und Hochherziges zurück. Was bleibt dagegen „von den Wuthanfällen der Tyrannei, von der Ordnung „im Bösen, von der Sicherheit in der Schande, von „der Miene der Vergnügtheit im Schmerze und von „dem Wohlseyn im Elende? Die doppelte Lehre der „Anarchie und des Despotismus bewegt uns also den „Ruhm und das Glück von Frankreich in einem weisen „Mittelzustande zu suchen. Seyn wir außerdem auf „unserer Huth; denn wenn wir, erbittert von der Zu-

„rückerinnerung an unsere Uebel, sie sammt und sonders „den Fortschritten der Aufklärung zuschreiben: so wird „man uns sagen, daß die Verheerungen der neuen Welt, „die Mezzeleien in Irland und die Bartholomäus-Nacht „auf die Rechnung der Religion gesetzt werden müssen, „und daß, wenn Ludwig der Sechzehnte von den Phi-„losophen auf das Schaffot geführt worden ist, Carl „der Erste von England das nämliche Schicksal von „Fanatikern gelitten hat. Diese Art zu raisonniren „taugt nichts, und was einmal gut ist, bleibt gut, trotz „dem schlechten Gebrauch, den Menschen davon gemacht „haben können.

„Ist die Schwierigkeit, welche aus bloßen Worten „hervorgeht, einmal weggeräumt: so kommt man den „Einwendungen, auf den Grund. Gesagt wird: „Die „Regierungen sind das Werk der Sitten und der Zeit; „bleiben wir Franzosen; verpflanzen wir nicht die Ein-„richtungen eines andern Volks; sie mögen für dasselbe „gut seyn, für uns aber taugen sie nicht." Hierin liegt „ein großer Irrthum. Man muß durchaus nicht glau-„ben, daß die gegenwärtige Form unserer Regierung „etwas durchaus Neues für uns ist; daß diese Form „nur von den Engländern herrühre; daß vor ihnen Nie-„mand daran gedacht habe, es könne eine Regierung „existiren, die aus drei Gewalten (der monarchischen, „aristokratischen und demokratischen) zusammengesetzt sey. „Alle Alten haben geglaubt, die bestmögliche Regierung „müsse die seyn, welche diese drei Gewalten in sich ver-„einige. Dies war die Meinung des Pythagoras und „des Aristoteles. „Ich stimme, sagt Cicero, darin mit

„dem Plato überein, daß die beste Regierungsform die „sey, welche eine glückliche Vermischung des Königthums, „der Aristokratie und der Demokratie darbietet.“ Grade „so etwas hat Lycurgus zu Sparta zu Stande gebracht. „Die vollkommenste von allen Regierungen, sagt Polybius, würde es nicht die seyn, in welcher die Gewalten sich das Gegengewicht hielten, wo die Autorität „des Volks die allzu große Macht der Könige beschränkte, und wo ein erwählter Senat der Frechheit des „Volks einen Zügel anlegte? Tacitus theilte diese Meinung; nur glaubte er, eine solche Regierung sey allzu „vollkommen, als daß sie unter Menschen existiren könne *). Doch wir haben an einem andern Orte bemerkt, daß es dem Christenthum aufbehalten war, diesen schönen Traum der größten Geister des Alterthums „zu realisiren; und wahrlich die Repräsentativ-Regierung „ist aus christlichen Institutionen erwachsen. Gebietende

*) So lauten die Worte des Tacitus nicht. Sie lauten vielmehr also: cunctas nationes et urbes populus, aut primores aut singuli regunt: delecta ex his et consociata Reipublicae forma laudari facilius, quam evenire, vel, si evenit, haud diuturna esse potest. Tacitus sagt also mit dürren Worten: eine solche Regierungsform kann nicht bestehen, und dieser Ausspruch gereicht dem Verstande des großen Geschichtschreibers zur größten Ehre. Denn wie der Geist der Monarchie den der Demokratie und Aristokratie von sich abstößt, eben so ist es auch umgekehrt der Fall; und eine aus den sogenannten drei Gewalten zusammengesetzte Regierung würde an das atrum desinit in piscem mulier formosa superne erinnern. Ich bemerke dies nur vorläufig, weil ich weiter unten ausführlich angeben werde, wie sich das Repräsentativ-System von der Lehre der drei Gestalten unterscheidet und woraus es eigentlich hervorgegangen ist.

„Autoritäten beweisen freilich nicht, daß Völker ihre Re„gierung, wenn sie einmal feststeht, zertrümmern sollen, „um sich eine vollkommnere zu verschaffen; aber wenn „diese Völker inmitten einer heftigen Revolution die „Constitution verändert haben, und wenn die neue Con„stitution den Idealen eines Lycurgus, Aristoteles, Pla„to, Polybius und Tacitus entspricht: so muß dies „Vertrauen einflößen, so kann man glauben, daß man „sich nicht ganz geirrt habe.

„Nachdem Montesquieu eine herrliche Lobrede auf „die englische Regierung gehalten hat, behauptet er, daß „man den Ursprung derselben bei den Germanen suchen „müsse, daß dieses schöne System in den Wäldern ge„funden sey. Sollte es sich damit nun so verhalten, „so würden wir, gerade wie die Engländer, nur die „Regierungsform unserer Väter wieder annehmen. Doch, „sie mag von den Franken, unseren Vorfahren, oder von „der christlichen Religion herrühren; immer ist so viel ge„wiß, daß sie unseren gegenwärtigen Sitten entspricht, „daß sie diesen keinen Zwang auflegt, und daß sie un„ter uns kein fremdes Produkt ist. In dem Mittelal„ter hatte ganz Europa, Italien und einen Theil von „Deutschland ausgenommen, beinahe dieselbe Verfassung. „Die Cortes in Spanien, die General-Staaten in Frank„reich, die Parliamente in England, waren auf das Re„präsentativ-System gegründet; und Europa, welches, „gleichen Schritts, der Civilisation entgegenging, würde „in allen seinen Abtheilungen zu demselben Resultat ge„langt seyn, wofern nicht örtliche Ursachen und beson-

„dere

„dere Begebenheiten die Gleichförmigkeit der Bewegung „verhindert hätten *).

„Frankreich hatte feindliche Angriffe abzuwehren; „sein Adel blieb fast gänzlich auf den Gefilden von Cre„cy, Poitiers und Azincourt. Stehende Heere, sehr früh „von unseren Königen eingeführt, machten die Edelleute „vollends unnöthig, wo nicht als Anführer, doch wenig„stens als Soldaten. Die Lehne geriethen in Folge ei„ner Versetzung des Vermögens in die Hände von Nicht„Adelichen; und indem der aristokratische Theil der Con„stitution seine Kraft verlor, vermehrte der monarchische „Theil derselben die seinige. Die Gemeinen, von den „Wunderlichkeiten der Feudalität geplagt, suchten und „fanden Schutz in der königlichen Autorität. Die Wur-

*) Hierin ist Wahres und Falsches. Allerdings waren die Cortes in Spanien, die General-Staaten in Frankreich und die Parliamente in England dem Wesen nach eins und dasselbe; allein weil alle diese Einrichtungen aus einer verdorbenen Administration hervorgegangen waren: so konnten sie, in dem Lichte der Repräsentation betrachtet, durchaus nicht zu der neuen Administration in das Verhältniß kommen, welches nothwendig war, wofern der National-Wille und der Wille der Regierung sich jemals zur Einheit erheben sollten. Sie hemmten überall, und eben weil dies der Fall war, hatten sie als Institutionen entweder gar keinen, oder nur einen sehr geringen Werth. Die Fürsten, in einem ewigen Kampf mit diesen Cortes, General-Staaten und Parliamenten begriffen, konnten nichts Besseres thun, als auf den Untergang derselben hinabarbeiten; und als dieser endlich erfolgt war, kam die absolute Monarchie zum Vorschein. Diese, dem Wesen der Erblichkeit fremd, konnte nicht lange bestehen. Unsere Fürsten mußten sich also aufs Neue gleichsam mit ihren Völkern vermählen; allein dies mußte durch ein von dem alten durchaus verschiedenes Repräsentativ-System geschehen.

„zeln des Thrones befestigten sich von einem Tage zum „andern durch die unabänderliche Erbfolge unserer Mo„narchen. Als das Gleichgewicht einmal aufgehoben „war, hörte die Repräsentativ-Regierung auf, ihrer na„türlichen Richtung zu folgen. Anstatt sich, wie in Eng„land, zu fixiren und regelmäßiger zu werden, gab sie „sich aus einander und ließ die Krone vorherrschen. „Selten, und immer nur in den Zeiten der Unruhen zu„sammenberufen, wollten die General-Staaten diese Au„genblicke benutzen, um ihre Rechte wieder zu erobern. „Die Folge davon war, daß sie als turbulent und ge„fährlich erschienen; und weil sie wußten, daß sie so„bald als möglich aufgehoben werden würden, so beei„ligten sie sich, alles in Beschlag zu nehmen, um we„nigstens etwas zu behalten. Dies Betragen brachte „sie um alles Vertrauen. Wären sie zu bestimmten Zei„ten zusammenberufen worden: so würden sie weniger „Eifersucht gezeigt haben; statt nur an sich zu denken, „hätten sie sich mit dem Staat beschäftigt. Alles zog „sich also um einen glänzenden Thron zusammen, wel„cher abwechselnd mit den besten und den größten Für„sten besetzt war, während ein anderer Theil der Gene„neral-Staaten in die Hände des Parlaments von Pa„ris fiel *).

---

*) In dieser Darstellung ist wiederum bei weitem nicht alles richtig. Der Gang war folgender: Um den großen Vasallen gewachsen zu seyn, stellten die Könige ihnen die Geistlichkeit entgegen; von einer National-Repräsentation, in dem gegenwärtigen Sinne des Worts, war damals noch nicht die Rede; es gab nur Versammlungeu der Mitglieder der Administration. Aus der

„Dieses mächtige Corps hatte sich langsam und „im Stillen erhoben; Anfangs wandernd, in der Folge „sitzhaft zu Paris, erwarb es durch seine Rechtschaffen„heit und durch seine Einsichten eine verdiente Achtung. „Von seinem ersten Ursprunge an, hatte es die Grund„lagen der Feudalität erschüttert und die Territorial„Gerichtsbarkeit beschränkt. Der Hof der Pairs (Laien „und Geistlichen), welcher den großen Rath des Königs „bildete, vereinigte sich mit den Prinzen von Geblüt, „bisweilen sogar mit dem Könige selbst, in sehr wich„tigen Angelegenheiten mit dem Parlament, und diese „Vereinigung gab dem Parlament etwas von der Zu„sammensetzung der General-Staaten. Da diese nur „in großen Zwischenräumen zusammenberufen wurden, „so gewöhnte sich das Volk, das Parlament als dasje„nige Corps zu betrachten, welches die General-Staaten „während ihrer Vacanz ersetze. Das Recht der Zurecht„weisung brachte in dieses Corps einen Theil des Staats„rechts in Beziehung auf die Ausschreibung der Steuern.

politischen Wichtigkeit, welche die Geistlichkeit erhielt, ging die theokratische Universal-Monarchie hervor, welche das königliche Ansehn vollends zu Grunde richtete. Die Tyrannei der Päbste rettete es wieder. Um Bonifaz dem Achten gewachsen zu seyn, sah Philipp der Schöne sich genöthigt, den sogenannten dritten Stand in die General-Staaten aufzunehmen. Welche Rolle dieser in den Versammlungen mehrere Jahrhunderte hindurch spielte, ist bekannt. Das Fehlerhafte der General-Staaten lag darin, daß sie eine zweite Macht im Staate bilden wollten, welches durchaus nicht gestattet werden durfte. Indeß war durch den Eintritt des sogenannten dritten Standes alles zu einer wahren National-Repräsentation vorbereitet.

„Durch die Tugend, die Einsicht und den Ernst seiner „Mitglieder an Ruf zunehmend, gelangte das Parla„ment nach und nach dahin, sich mit einer politischen „Macht bekleidet zu sehen, welche um so gebietender „war, da sie sich mit der richterlichen Macht verband. „Während den Unruhen der Ligue an die Spitze einer „Faction gestellt, übte es alle Functionen der General„Staaten aus, und entschied die Rechte Heinrichs des „Vierten auf die Krone. Da die unter Ludwig dem „Dreizehnten zusammenberufenen General-Staaten kein „Resultat gegeben hatten, und Richelieu die Vernichtung „der aristokratischen Gewalt vollendete: so blieb das „Parlament als der einzige Vertheidiger des Volks ge„gen die Krone zurück, und im Staate wurde eine wah„re Revolution vollendet. Man kann den Parlamenten „einige Irrthümer vorwerfen; aber diese werden von „den großen Diensten, welche sie Frankreich geleistet ha„ben, aufgewogen; sie haben es in den Zeiten der Fin„sterniß erleuchtet, es gegen die Feudal-Barbarei ver„theidigt, und, nach der Einführung der unumschränken „Monarchie, sind sie die einzigen, bisweilen sehr muthi„thige Repräsentanten unserer Freiheiten gewesen *).

---

*) Die Parlamente waren in ihrem Ursprunge nichts anders als ein Staatsrath. Sie bestanden größtentheils aus Geistlichen, weil diese die einzigen Inhaber aller Wissenschaft waren; woher die Benennung von clericus (clerc) in der doppelten Bedeutung von Geistlichen und Schreiber. Dies änderte sich in der Folge ab. Als oberster Gerichtshof hatten sie einen Organisationsfehler, welcher auf die Dauer nicht ertragen werden konnte. Sie bildeten nämlich zu gleicher Zeit eine gesetzgebende und richterli-

„Wir haben also ehemals mit England dieselbe „Regierung gemein gehabt, und Voltaire bemerkt sehr „richtig, daß das englische Parliament nichts weiter ist, „als eine vervollkommnete Nachahmung unserer General- „Staaten. Bei Fragen von dieser Wichtigkeit muß man „die Fackel der Geschichte zur Hand nehmen, um sich „von allen Wahnbegriffen und Vorurtheilen zu befreien. „Es kommt ganz und gar nicht darauf an, uns zu Eng- „ländern zu machen. Europa, welches mit uns zu dem „System einer gemäßigten Monarchie sich hinneigt, wird „nicht englisch werden. Was man hat, was man noch „erhalten wird, ist das natürliche Resultat der alten „Monarchieen. England ist den übrigen Staaten um „ein Jahrhundert zuvorgekommen; das ist alles.

„Mit Recht erhitzt man sich über die Menge unse- „rer Constitutionen; aber ist diese ein Grund, keine fin- „den zu wollen, die wirklich für uns paßt? Wie oft „wechselten die Engländer, ehe sie zu derjenigen gelang- „ten, die ihnen jetzt eigen ist! „Wir sind nicht dazu ge- „macht, sagt man, berathschlagende Versammlungen zu „bilden." Ein zweiter Irrthum! Waren denn unsere „Väter minder heftig, als wir? Zu allen Zeiten hat „man in Frankreich berathschlagt, wiewohl die Gegen- „stände wesentlich verschieden waren. „Aber, sagt man „ferner, unsere Continental-Lage nöthigt uns, eine große

---

che Behörde. In der ersten Eigenschaft waren sie beschwerlich für die allgemeine Regierung; in der letzten leisteten sie wenig, weil sie nicht unabhängig genug waren. Ihre Geschichte in der neuern Zeit kann als bekannt vorausgesetzt werden. Sie gingen sehr nothwendig unter.

„Armee zu haben, und wenn diese Armee von den Kam=
„mern abhängt, so werden wir verheert seyn, ehe die
„Kammern berathschlagt haben; verfügt hingegen die
„Krone über die Soldaten, so kann sie die beiden Kam=
„mern unterdrücken." Dieser Einwand, der scheinbarste
„von allen, löset sich, wie der der Opposition, durch die
„Macht der Meinung. Glaubt man denn im Ernste,
„daß, wenn der Feind an unsern Gränzen steht, die
„Kammern dem Könige eine Armee versagen werden?
„Würden die Eigenthümer sich verheeren lassen wollen?
„Weit entfernt, die Volksgunst dadurch zu gewinnen,
„würden jene die Nation gegen sich aufbringen. Bei ei=
„nem für die Ehre so empfindlichen Volke würde die
„große Menge sogleich zur Parthei der Krone überge=
„hen, und die Constitution vernichtet seyn. Ist außer=
„dem eine Invasion etwas so Plötzliches, so Unvorher=
„gesehenes, daß man nicht lange vorher Nachricht da=
„von haben würde? Kann eine benachbarte Nation mit
„einer Handvoll Soldaten in Frankreich eindringen?
„Wird sie nicht genöthigt seyn, Truppen zu versammeln
„und marschieren zu lassen? Uebrigens leuchtet ein, daß
„man der vollziehenden Gewalt in Frankreich eine grö=
„ßere Stärke lassen muß, als in England, wo die Ar=
„mee nur ein Gegenstand des Luxus ist. Weil Frank=
„reich größer und den Combinationen der auswärtigen
„Politik mehr ausgesetzt ist, als England, so muß der
„König von Frankreich in seinen Bewegungen freier
„seyn. Unsere neue Regierung ist deswegen nicht von
„einer solchen Beschaffenheit, daß sie Frankreich fortdau=
„ernd zwischen Sklaverei und Eroberung brächte. Der

„König kann in Rücksicht der auswärtigen Angelegen=„heiten unumschränkt seyn, ohne im Innern zum Unter=„drücker zu werden. Auch hier kommt uns die öffentli=„che Meinung zu Statten.“

Chateaubriant beweiset zuletzt den Gegnern einer liberaleren Regierung, daß der alte Zustand der Dinge nicht zurück zu führen sey, und sucht sie dadurch vollends für die magna charta zu gewinnen.

Wir würden diese Auszüge nicht gegeben haben, wenn wir dabei nicht den Zweck gehabt hätten, gewisse Ideen, welche in diesem Journale, wie wir glauben, zum ersten Male zur Sprache gebracht sind, in ein helleres Licht zu setzen. Was in Frankreich nothwendig ist, um Republikaner für die Monarchie und Royalisten für die Republik zu gewinnen: dies kann uns Deutschen so ziemlich gleichgültig seyn. Dagegen ist es von der höchsten Wichtigkeit für uns, daß ausgemittelt werde, ob Chateaubriants Vorstellungen von dem Wesen einer Regierung überhaupt und von dem Wesen der gegenwärtigen französischen Regierung insbesondere, richtig sind, oder nicht; denn hierauf beruht in letzter Instanz nicht nur unsere persönliche Wohlfahrt, sondern auch die des ganzen Europa.

Ohne hier zu wiederholen, was in der Abhandlung über die Theilung und das Gleichgewicht der Gewalten und in dem Aufsatz über die Nützlichkeit der National=Repräsentation bereits gesagt ist, bemerke ich zuvörderst, daß die politischen Schriftsteller des Alterthums von keiner bedeutenden Autorität für uns seyn können. Sie waren ohne alle Ausnahme Republikaner, und hatten,

als solche, weder die Fähigkeit, noch das Recht, der Monarchie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; jene nicht, weil sie, aufgewachsen in einem antimonarchischen System, keine Gelegenheit hatten, die ewigen Wirkungen der Monarchie kennen zu lernen; dieses nicht, weil, wenn sie auch jene Fähigkeit gehabt hätten, ihre Mitbürger es ihnen nie verziehen haben würden, davon einen freiern Gebrauch gemacht zu haben. In der That, was würde das Schicksal des Plato und des Aristoteles gewesen seyn, wenn sie behauptet hätten, der Verfassung ihres Vaterlandes fehle nichts weiter, als der Monarch; denn um zur wirklichen Einheit zu gelangen, sey erforderlich, daß die Gewalt in der Person eines Einzigen concentrirt sey? Wie sehr Polybius sich in seinem Urtheil über die römische Verfassung irrte: dies zeigte die Entwickelung, welche eben diese Verfassung erfuhr, als er sein Werk kaum vollendet hatte. Cicero war in seinen Urtheilen viel zu abhängig von den Griechen, als daß er eine Autorität abgeben könnte. Was den Tacitus betrifft, so ist schon oben angeführt worden, wie er über den in Rede stehenden Gegenstand dachte. Wären aber auch alle gute Köpfe des Alterthums für eine Theilung und ein Gleichgewicht der Gewalten gewesen, so würde uns dies nichts verschlagen: sie hätten sich geirrt und ihre Autorität wäre eben deswegen keine.

Wenn nun Chateaubriant meint, es sey dem Christenthum aufbehalten gewesen, den schönen Traum der alten Philosophen von den drei Staatsgewalten, die demokratische, die aristokratische und die monarchische genannt, zu realisiren: so ist dies eine von den auffal-

lendsten Täuschungen. Das Christenthum, so wie es in den Urkunden niedergelegt ist, darf unstreitig als der vollkommenste Ausdruck des göttlichen Gesetzes betrachtet werden; aber da es keine Vorschriften für irgend eine politische Gesetzgebung enthält: so kann man, ohne ihm im mindesten Unrecht zu thun, gerades Weges leugnen, daß es die ihm von Chateaubriant zugeschriebene Kraft ausgeübt habe. Noch mehr: da, wie wir gesehen haben, die Lehre von den drei Gewalten in sich selbst falsch ist, so hat sie in dem Christenthum nie eine Unterstützung finden können. Anders kommt freilich die Sache zu stehen, wenn von einem bloßen Repräsentativ-System die Rede ist, welches mit jenen drei Gewalten nichts zu schaffen hat. Dieses wird allerdings von den Hauptlehren des Christenthums unterstützt, wofern man sich die Mühe geben will, diese Lehren in ihrer höchsten Allgemeinheit aufzufassen; doch da das Christenthum achtzehn Jahrhunderte hindurch nicht die Kraft gehabt hat, das Repräsentativ-System in seiner vollen Reinheit ins Leben zu rufen: so thun wir offenbar besser daran, sein wirkliches Daseyn von einer andern Quelle abzuleiten *). Analoge Ideen fanden sich in dem frühesten Heidenthum. Es läßt sich nicht angeben, wie alt der Mythos von einem Eros und Anteros ist, die sich um einen Palmzweig streiten, um zugleich den Wett-

*) Läge in dem Christenthum die Kraft, die besten organischen und bürgerlichen Gesetze herbeizuführen: so müßte der Kirchenstaat das Muster aller Staaten seyn, was nie der Fall gewesen ist, und nie der Fall werden kann.

eifer der gegenseitigen Liebe und die Friedlichkeit dieses Wetteifers zu bezeichnen; allein giebt es eine vollkommnere Darstellung von dem richtigen Verhältniß, sey es der Repräsentation zur Administration, sey es der sämmtlichen Staatsbürger zur Regierung, als diesen Mythos, und könnte man nicht auf den Gedanken gerathen, daß in ihm das Repräsentativ-System empfohlen sey? Doch dies sind Sätze, die sich nicht beweisen lassen. Zu allen Zeiten sind große Wahrheiten ausgesprochen worden; aber die Anwendung derselben auf einzelne Gegenstände ist von jeher so schwierig gewesen, daß sie, um gemacht zu werden, sich von selbst einstellen mußte. Und so komme ich auf das zurück, womit ich den Aufsatz über die Nützlichkeit der National-Repräsentation schloß.

Es giebt keine erhabnere Lehre, als welche Newton durch die einfachen Worte: actio est aequalis reactioni, ausgedrückt hat. Sie umfaßt die ganze physische und moralische Welt, und kann geradezu als das allgemeinste Naturgesetz betrachtet werden, welches wir kennen. Alle Wirkung ist Kraft, die in Thätigkeit gesetzt ist; soll aber ein Erfolg Statt finden, so muß die Kraft auf eine Gegenkraft treffen. Kraft und Gegenkraft sind also immer für einander da, und aus ihrem Zusammentreffen müssen alle Erscheinungen der physischen, wie der moralischen Welt, hervorgehen. Dies angewendet auf die politischen Systeme, welche durch die Benennungen von demokratischen, aristokratischen und monarchischen Systemen bezeichnet werden, liegt sogleich am Tage, daß sie alle nur in sofern zulässig sind, als sie die Gegenkraft nicht ausschließen. Keins derselben vermag dies ganz,

wie schon an einem andern Orte bemerkt ist; aber das Wahre von der Sache ist, daß sie es nicht nur nicht vermögen, sondern auch nicht versuchen sollen. Wenn also die Monarchie in der Gestalt der Absolutheit keine Rücksicht auf das Interesse und den Willen des Volkes nimmt, und überall kein anderes Interesse, keinen anderen Willen gestattet, als die ihrigen: so liegt, bei aller Vorzüglichkeit, die sie vor den übrigen politischen Systemen haben mag, ihr Fehlerhaftes darin, daß sie etwas will, das dem allgemeinsten Naturgesetz entgegen ist, welches die Gegenkraft an die Kraft bindet und allenthalben neben die Antriebskraft die Hemmungskraft stellt. In der erblichen Monarchie ist nun die Repräsentation nichts weiter als die Hemmungskraft, welche den Willen des Monarchen vor allen Uebereilungen bewahrt und ihm den Grad der Nützlichkeit giebt, dessen er bedarf, um mit Erfolg zur Gesellschaft zu gelangen. Könnte man also nicht sagen, die Einführung des Repräsentativ-Systems hange mit dem ganzen Zustande der Wissenschaft im neunzehnten Jahrhunderte zusammen? Wenigstens würde man damit weiter kommen, als wenn man sich auf Autoritäten stützt, die keine sind, und Sätze vertheidigt, die ewig werden bestritten werden. Hätte man einen Newton über die Lehre von den drei Gewalten befragt, welche friedlich neben einander bestehen sollen: so hätte er nach dem ersten Grundsatze seiner Naturphilosophie diese Lehre nur verlachen können. Zwischen dieser Naturphilosophie und der englischen Verfassung findet eine weit größere Harmonie Statt, als diejenigen glauben, die in ihren politischen Urtheilen immer von einem

Montesquieu oder Rousseau abhängen, welche wahrlich nicht für Jahrhunderte gedacht haben. Merkwürdig ist das, daß beide sich zu gleicher Zeit ausgebildet haben, wobei man vielleicht annehmen muß, daß Newton die Verfassung des großbritannischen Reichs weit besser gefaßt habe, als die Britten seine Philosophie. Doch dem sey wie ihm wolle: so steht so viel fest, daß Chateaubriant sich sowohl in Ansehung der brittischen, als der gegenwärtigen französischen Verfassung irrt.

Weder die eine, noch die andere constituirt eine Regierung, die mehr als Eine Gewalt in sich schlöße; weder die eine, noch die andere giebt der Regierung andere Charaktere, als welche ihr, ihrer ewigen Natur nach, zukommen, nämlich Einheit und Gesellschaftlichkeit, jene garantirt in der Person eines Königs, in welchem sich alle Gewalt concentrirt, diese garantirt in dem Daseyn von Körperschaften, die keine andere Bestimmung haben, als dem Willen des Königs die nöthige Nützlichkeit zu geben und ihn mit dem Nationalwillen in Uebereinstimmung zu bringen. Weil dem aber so ist, so hat Chateaubriant, wie im Uebrigen, auch darin Unrecht, daß er behauptet, Frankreichs Lage bringe es mit sich, der königlichen Gewalt noch mehr einzuräumen, als was ihr in England bewilligt werde. Wodurch kann denn die königliche Gewalt im neunzehnten Jahrhunderte allein vermehrt werden? Dadurch, daß man sie der Absolutheit näher bringt, oder dadurch, daß man den königlichen Willen in eine größere Uebereinstimmung mit dem National-Willen zu bringen strebt? Jenes kann sie nur vereinzeln; die letzte Folge der Vereinzelung kann

aber nur die Schwäche, nicht die Stärke seyn: dieses kann sie nur moralisiren, und so wie selbst in Privatverhältnissen der moralische Wille zuletzt immer den Ausschlag giebt, so kann er auch in dem Verhältnisse des Fürsten zum Volk allein der wahrhaft starke seyn. Weit entfernt also, daß Frankreichs Continental-Lage der Beweggrund zur Bewilligung eines höheren Maaßes von Unumschränktheit werden könnte, sollte sie vielmehr auf das Gegentheil hinwirken; denn da sich die Rückwirkung der Behandlung der äußeren Verhältnisse auf die Beschaffenheit der inneren nicht verkennen läßt: so ist es in sich unmöglich, den königlichen Willen in Beziehung auf die ersteren frei zu lassen, und denselben Willen in Beziehung auf die letzteren zu binden. Was hat den französischen Kaiser gestürzt? Diese Frage kann nicht der Wahrheit gemäß beantwortet werden, ohne ein Resultat zu geben, welches der Behauptung Chateaubriants geradesweges entgegen steht. Die Hemmungskraft der Gesetzgebungsbehörden verschwindet ganz von selbst, wenn Umstände eintreten, denen man weder widerstehen kann, noch darf. In dieser Hinsicht ist Englands Insular-Lage der königlichen Willkür bei weitem günstiger; und schon Bacon hat bemerkt: daß der Vorzug des großbritannischen Reichs darin bestehe, daß es seinen Antheil an den europäischen Kriegen mit Freiheit bestimmen könne. Unstreitig wird die gegenwärtige Verfassung des französischen Reichs unter anderen Wirkungen auch die hervorbringen, daß Frankreich den Angriffskriegen entsagt; und obgleich dadurch das baare Gegentheil von dem geschehen wird, was Chateaubriant erwartet: so

wird man doch alle Ursache haben, Frankreich und ganz Europa dazu Glück zu wünschen. Von allen politischen Irrthümern, welchen sich Frankreich hingeben kann, ist der größte, sich für bedroht zu halten. Es ist von keiner Seite bedroht, wie eine große Erfahrung gelehrt hat; und wenn es sich auf den Vertheidigungskrieg beschränken will, so ist dies keinem Reiche so erleichtert, wie dem französischen. Seine gegenwärtige Constitution bewirket den Defensiv-Krieg, dies läßt sich nicht leugnen; das Einzige, worauf es jetzt noch ankommt, ist, ob der National-Charakter den Ausschlag über die Constitution, oder diese den Ausschlag über jenen geben werde. Chateaubriant hat sich besonders darin als einen Franzosen gezeigt, daß er in seiner Schrift mehr dem National-Charakter als der Constitution das Wort geredet hat; ja man muß sagen, er habe das Eigenthümliche der letzteren zu fassen gar nicht die Fähigkeit gehabt.

Wir brechen hier ab, wiewohl sich noch Manches erinnern ließe; wir behalten uns aber vor, auf mehrere unberührte Gegenstände zurückzukommen.

Ueber das Verhältniß der Kirche zum Staat in den protestantischen Reichen.

Um dies Verhältniß gehörig aufzufassen, muß man den Gegensatz desselben, so wie er sich in allen nicht-protestantischen Reichen dargestellt hat und noch darstellt, nicht aus der Acht lassen.

Auf den Trümmern des Römerreichs begegneten sich zwei sehr ungleiche Dinge, nämlich die christliche Religion und der germanische Aberglaube. Es dauerte lange, ehe beide sich vereinigten; mehrere Jahrhunderte verstrichen darüber. Als die Vereinigung endlich zu Stande gebracht war, ging aus ihr jenes kirchliche System hervor, in welchem das sogenannte Mittelalter seinen Charakter hatte. Nichts entschied darüber so sehr, als die Gewohnheit der germanischen Völker, dem Priesterstande allein ein Strafrecht zuzugestehen. Ohne diese Gewohnheit würden alle Versuche, die Kirche über den Staat zu erheben, eben so vergeblich gewesen seyn, als es in unseren Zeiten die Bemühungen der Geistlichkeit sind, ein im Laufe von Jahrhunderten verlornes politisches Ansehn wieder zu gewinnen. Mag man Carl den Großen, als den Haupturheber der theokratischen Universal-Monarchie, loben oder tadeln; beides läuft auf dieselbe Unkunde früherer Jahrhunderte hinaus. Nicht alles, was sich einer späteren Beurtheilung als Mißgriff oder Fehler darstellt,

ist in der Zeit, wo es geschieht, Mißgriff oder Fehler; und wenn die Rolle, welche Carl der Große im achten Jahrhunderte spielte, überhaupt in dem gesellschaftlichen Zustande, worin er Europa fand, begründet war: so waren es nicht minder die Folgen, welche diese Rolle nach sich zog. Schon lange vor Carl dem Großen war die Geistlichkeit zu einem Ansehn gelangt, welches zu vermindern weder in seiner Macht, noch in seinem Interesse lag. Nach ihm kam es blos darauf an, daß ein schaffender Kopf den Gedanken faßte, die zerstreuten Elemente der geistlichen Macht zu einem Ganzen zu vereinen; und nachdem ein solcher Kopf sich in der Person Gregors des Siebenten gefunden hatte, diente der Zusammenhang, in welchen die europäische Welt durch das Schwerdt Carls des Großen gesetzt worden war, blos zur Erleichterung und Beschleunigung der neuen Schöpfung.

Alles war Gregor dem Siebenten günstig. Gleich unbekannt waren in jenen Zeiten die Regeln, nach welchen man delegiren, und die, nach welchen man centralisiren muß; und selbst wenn man sie gekannt hätte, würde es an den Mitteln gefehlt haben, solche Regeln mit Stätigkeit auszuüben. Wenn in den modernen Regierungen ein Zusammenhang ist, der sich mit Leichtigkeit erhält: so rührt dies vorzüglich von dem Remunerationsmittel her, in dessen Besitz man durch den Verlauf der Zeiten gekommen ist; Gold und Silber, einer großen Theilung fähig, sind getheilt worden, und haben in der Gestalt von Geld und Münze nicht wenig dazu beigetragen, daß man im Stande gewesen ist, das Ver-

trauen

trauen bei Uebertragung von Staatsämtern abzustufen und zu sichern. Dies war nicht der Fall in jenen Zeiten, wo Gold und Silber als Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit ganz unbekannt waren, und wo folglich die ganze Staatswirthschaft nur eine Wirthschaft mit Produkten war. Wo dies Statt findet, da wird man immer genöthigt seyn, auf eine gefahrvolle Weise zu delegiren, d. h. so, daß der Zusammenhang in der Regierung wenig gesichert ist. Wer erinnert sich nicht der Verhältnisse, in welchen die Herzoge und Grafen zu den Königen in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters standen? Die Abhängigkeit der großen Vasallen zu sichern, sahen sich die Könige genöthigt, ihnen große Vasallen anderer Art entgegen zu stellen. Dies waren die Bischöfe und Aebte. Die Voraussetzung war, daß sie, zu dem Range der ersten Ministerialen erhoben, nicht aufhören würden, sich dankbar zu bezeigen. Doch die Art der Ausstattung, welche sie mit den Herzogen und Grafen gemein hatten, wirkte auf sie eben so zurück, wie auf diese, und so geschah es, daß das Reich ein Aggregat von mehreren kleinen Staaten wurde, deren Vorsteher mit gleichem Interesse nach einer Freiheit hinstrebten, welche ihnen nicht gestattet, aber eben so wenig versagt werden konnte. In einer solchen Lage fand Gregor der Siebente die westeuropäische Welt, als er den kühnen Gedanken faßte, sich zum Oberherrn derselben zu machen.

Es kam auf nichts Geringeres an, als Ordnung in ein Chaos zu bringen, in welchem alle Kräfte durch einander schwärmten; und da die königliche Macht un-

tergegangen war in der Macht der großen Vasallen, so blieb nichts anderes übrig, als das Ansehn eines römischen Bischofs bis zur Furchtbarkeit zu steigern. Die Art und Weise, wie Gregor der Siebente sich hierbei benahm, gereicht seinem Herzen eben so sehr zur Ehre als seinem Kopfe; jenem, sofern er den Beruf fühlte, der Immoralität seines Zeitalters, welche eine nothwendige Folge des gänzlichen Mangels an guten organischen Gesetzen war, eine Gränze zu setzen; diesem, sofern er die Mittel, welche zu diesem Zweck führten, erfand und unter einander zu vereinigen wußte. Das Primat des römischen Bischofs war zu seiner Zeit allgemein anerkannt; aber die Wahl desselben hing noch ab theils von dem Willen des römischen Volks, theils von der Bestätigung der römischen Kaiser. Sein erster Schritt war demnach die Pabstwahl von beiden gleich unabhängig zu machen. Zu diesem Endzweck schuf er das Collegium der Cardinäle und legte ihm das Recht bei, den jedesmaligen Pabst zu wählen. Als er hiermit im Reinen war, ließ er ein Dekret ergehen, wodurch er dem gesammten Clerus die Annahme der Investitur über ein Bisthum, eine Abtei oder ein sonstiges Benefiz aus den Händen der Laien bei Strafe des Verlustes der Aemter untersagte; und, um diesem Dekret noch mehr Nachdruck zu geben und die Ausführung desselben zu sichern, verband er damit ein zweites Dekret, worin er dem weltlichen Stande die Strafe des Bannes ankündigte, wenn er es wagen würde, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen. Durch diese Operation gewann er alle die Kräfte, aus welchen die königliche Macht seiner Zeit zu-

sammengesetzt war, und erhob sich von einem Ersten unter Gleichen, der er bisher gewesen war, nicht nur zu einem Monarchen, sondern, da seine Gesetze ganz Europa umfaßten, sogar zu einem Universal-Monarchen. Um aber den geistlichen Stand für ewige Zeiten an den päbstlichen Thron zu fesseln, benutzte er das Vorurtheil seiner Zeit, mit der Ehelosigkeit den Begriff der Heiligkeit zu verbinden, diese Ehelosigkeit zu einem allgemeinen Gesetz für den ganzen Priesterstand zu erheben; sehr scharfsinnig berechnend, von welchem Erfolge es für eine auf das Kirchenthum gegründete Universal-Herrschaft seyn werde, lauter Werkzeuge zu haben, welche durch keine Familien-Bande an den einzelnen Staat gebunden wären, in welchem sie dem Pabste dienten. Dies waren die Grundlagen, auf welchen Gregor sein politisches Gebäude aufführte. Nicht, daß er keinen Widerspruch erfahren hätte; seine Schöpfung war allzu durchgreifend, als daß sich keine Opposition hätte einstellen sollen. Allein wie hätte er nicht über alle Hindernisse siegen sollen, da er als ein ziemlich bejahrter Mann nichts für sich wollte, und da das allgemein gefühlte Bedürfniß einer besseren Ordnung der Dinge seiner Schöpfung das Wort redete? Die großen weltlichen Vasallen unterstützten ihn, weil er sie von der königlichen Macht noch weit unabhängiger machte, als sie es bis dahin gewesen waren; die großen geistlichen Vasallen unterstützten ihn noch weit mehr, weil sie Vorzüge und Vortheile durch ihn erhielten, die ihnen auf keinem andern Wege zu Theil werden konnten. Rom, in einer früheren Periode der Centralpunkt der europäischen Welt, ward es zum

zweiten Male; und der Zusammenhang, worin die sämmtlichen Staaten dieser Welt mit Rom standen, war gesichert durch päbstliche Legaten, von welchen der Antrieb auf die Bischöfe aller Reiche ausging. Der Pabst, in seiner Vereinigung mit dem aus den vornehmsten Geistlichen aller Länder zusammengesetzten Collegium der Cardinäle, bildete die allgemeine Regierung; erste Werkzeuge der Vollziehung waren die Legaten, die Stelle moderner Vice-Könige ersetzend; die Bischöfe mit ihren Capiteln vertraten die Präfecten und Unterpräfecten, und die gesammte Ordensgeistlichkeit stellte gleichsam die bewaffnete Macht dar. Wäre durch Gregors Schöpfung auch nur das geleistet worden, daß die europäische Welt durch dieselbe von Neuem auf die Nothwendigkeit guter organischer Gesetze aufmerksam gemacht wäre, so würde dies etwas sehr Großes seyn.

Indem aber das Kirchenthum die Grundlage einer Universal-Herrschaft ward, mußte die Kirche den Charakter einer Institution verlieren, deren Bestimmung auf die Vermehrung des Gehorsams gegen die Gesetze ging. Im Grunde gab es, das 11te, 12te und 13te Jahrhundert hindurch, weder einen Staat noch eine Kirche; keinen Staat, weil die Regierungen das Recht verloren hatten, Gesetze zu geben und zu vollziehen; keine Kirche, weil diese nur in sofern Statt finden kann, als es einen Staat giebt. Beide, Kirche und Staat, waren in das Pabstthum als Universal-Herrschaft aufgegangen. Die Unbequemlichkeiten und Nachtheile, welche hiermit verbunden waren, mochten stark genug gefühlt werden; allein es gab kein Mittel, ihnen abzuhelfen, so lange die

Autorität des europäischen Universal-Monarchen von allen weltlichen und geistlichen Vasallen unterstützt wurde. Die Kämpfe der deutschen Kaiser mit den Bischöfen von Rom zeigten deutlich genug an, daß in der Organisation der europäischen Welt etwas Mangelhaftes war, worüber man sich nicht erklären konnte; allein die Schicksale dieser Kaiser, sowohl der aus dem fränkischen als der aus dem schwäbischen Hause, bewiesen, wie vergeblich alle Kämpfe sind, die nicht von der öffentlichen Meinung unterstützt werden, und der Untergang der Hohenstaufen schreckte nur allzu sehr von neuen Unternehmungen gegen die Universal-Herrschaft der Päbste ab. Spanien, Frankreich und England befanden sich in einer vollendeten Dienstschaft; kaum daß den Königen in diesen Reichen irgend ein Gefühl ihrer Würde blieb. Ein wenig beachteter Umstand machte indeß, daß die erste Opposition gegen die Universal-Herrschaft der Päbste von Frankreich ausgehen konnte. Dies war die Lage der Besitzungen Hugo Capets in ihrer Vereinigung mit den Besitzungen Ludwigs des Fünften, letzten Königs des karolingischen Geschlechts. Da sie sich nämlich von der Mündung der Somme bis jenseits Blois erstreckten, im Westen die Normandie und die Bretagne, im Osten die Champagne, das Nivernesische und le Berri lassend: so durchschnitten sie die Besitzungen der großen Vasallen eben so, wie eine durch den Mittelpunkt gehende Linie einen Cirkel zerschneidet, und die mit einer solchen Lage verbundenen Vortheile mußten sich geltend machen, selbst wenn dergleichen nicht beabsichtigt wurde. Daher geschah es, daß in Frankreich die königliche Autorität sich

früher rettete, als in den übrigen europäischen Reichen. Die Kreuzzüge kamen hinzu, und wirkten für die königliche Autorität wenigstens in sofern vortheilhaft, als sie das königliche Domän durch alle die Abtretungen vergrößerten, welche von unternehmenden Abentheurern gemacht worden. Die Folge dieser Abtretungen war, daß die französischen Könige die Macht der übriggebliebenen großen Vasallen von Jahr zu Jahr mehr verachten lernten, und so allmählig dahin gelangten, auch die Autorität des Universal-Monarchen in Rom geringer zu schätzen. Philipp der Schöne im Kampf mit Bonifacius dem Achten bietet in dieser Hinsicht ein merkwürdiges Schauspiel dar. Nach und nach gelangte man sogar dahin, die schwache Seite in der Organisation des Pabstthums kennen und benutzen zu lernen. Durch nichts war diese so bestimmt herbeigeführt, als durch das Gesetz der Wahl, das, wie nothwendig es auch in anderer Hinsicht seyn mochte, nie verfehlen konnte, die päbstliche Würde zu ei einem Gegenstande der Begehrlichkeit für alle Mitglieder des Cardinal-Collegiums zu machen, und folglich die Leidenschaft an die Stelle der Grundsätze und Maximen zu bringen. Sobald nur die weltlichen Fürsten sich einen Einfluß auf die Pabstwahl verschafft hatten, traten sie immer mehr aus der Abhängigkeit hervor, worin sie sich in früheren Zeiten befunden hatten, bis endlich die ganze theokratische Universal-Monarchie aufhörte, ein Gegenstand der Furcht zu seyn. Was in ihrer Organisation Gutes war, ging auf die weltlichen Regierungen über, welche den Vorzug behielten, an ihrer Spitze nicht gewählte, sondern erbliche Chefs zu haben; und indem

es überging, verlor sich der Begriff einer göttlichen Institution, der die Menschheit nur allzu lange gequält hatte. Dieser würde sich schon weit früher verloren haben, wenn Bedürftigkeit und Aberglauben sich nicht vereinigt hätten, ihn festzuhalten. Der päbstliche Stuhl war nämlich nicht immer mit Männern besetzt, welche im Gefühl der Erhabenheit ihrer Bestimmung lebten. Mehrere Päbste wurden von ihren Nachfolgern excommunicirt; sechse von ihnen hatten das widrige Schicksal vertrieben zu werden; zwei starben unter Dolchstößen, und die berüchtigte Theodora, berüchtigt sogar in dem Zeitalter, in welchem sie lebte, erhielt in der heiligen Stadt die dreifache Krone für den Bekanntesten unter ihren Liebhabern, der den Namen Johann des Zehnten annahm. Ein anderer dieses Namens, ein Bastard des Pabstes Sergius, regierte die christliche Welt in einem Alter, welchem nach weltlichen Gesetzen die Mündigkeit abgesprochen ward, nämlich im ein und zwanzigsten Jahre. Nie starben die heftigsten Leidenschaften in dem Cardinalcollegium aus; nie fehlte folglich der Anstoß. Die irdischsten Zwecke wurden durch die erhabensten Vorwände verschleiert; und indem man in Rom nicht selten das Unheiligste wollte, sollte die Welt sich bereden, daß der Pabst nur das Gute und Gerechte wollen könne. Zu einer nichtssagenden Mythologie sank die christliche Religion herab, während die geistliche Gerichtsbarkeit auf eine unerhörte Weise gemißbraucht wurde, und die Forderungen der Päbste an die Zahlungsfähigkeit der Christen kein Ende nahmen, und sich bald in dieser, bald in jener Gestalt erneuerten. So wurde die Reformation

herbeigeführt, die nie einen anderen Endzweck hatte, als die Staaten von dem Drucke zu befreien, welche eine tyrannische Kirche ausübte.

Einen längeren Zeitraum hindurch wollte man nicht mit dem Pabstthum brechen; und um nicht zu brechen, nahm man seine Zuflucht zu Palliativen. Solche waren die Concordate, die man mit den Päbsten abschloß, und die Kirchenversammlungen, auf welchen man das Verhältniß der Kirche zu dem Staate zu verbessern suchte. Als man nach und nach einsah, daß man der Hinterlist der römischen Curie nicht gewachsen sey, brach jene Revolution los, durch welche der Pabst die Hälfte seines Machtgebiets verlor; jene Revolution, welche die Reformation genannt wird, ohne daß ein großer Theil von Menschen weiß, welchen Begriff er damit verknüpfen muß. Drei Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und weil man das Unerträgliche der römischen Herrschaft nicht mehr empfindet: so ist man nur allzu geneigt zu glauben, daß irgend ein Muthwille in den Urhebern der Reformation gewirkt habe. Dies war so wenig der Fall, daß sich behaupten läßt, nur die aller unwiderstehlichsten Beweggründe haben Entscheidung gebracht. Nicht was die römische Kirche in unseren Zeiten ist, sondern was sie vor drei Jahrhunderten war, muß in Anschlag gebracht werden, und nichts ist entschiedener, als daß selbst diejenigen Staaten, in welchen man auf keine Reformation einging, den größten Vortheil von der Umwälzung gezogen haben, welche durch Luthern und seine Gehülfen zu Stande gebracht wurde. Die Religion in das Kirchenthum zurückzuführen: dies war die große

Aufgabe, welche gelöst werden mußte; und wie diese immer gelöst seyn möge: so läßt sich wenigstens nicht leugnen, daß, wenn es nie eine Reformation gegeben hätte, wir noch immer nicht wissen würden, wie wesentlich jener Unterschied ist. Um sich von dem Pabstthum zu trennen, mußte man den Nerv zerschneiden, durch welchen die kirchliche Regierung ihren Zusammenhang hatte; um aber diesen Nerv zerschneiden zu können, mußte man auf die Urkunden des Christenthums zurückgehen und das, was die Begierde zu herrschen aus der christlichen Religion gebildet hatte, auf das Sorgfältigste von dem unterscheiden, was der unverfälschte Sinn jener Urkunden mit sich brachte. So entstand ein neues Dogmen-System, hinreichend für den Glauben, sofern er auf inneren Anschauungen beruht; unzureichend für den Aberglauben, durch welchen geherrscht werden soll, und eben deswegen verwerflich für Diejenigen, welche kein anderes Interesse hatten, als Herrschaft zu üben. Mit den päbstlichen Legaten, diesen ewigen Verhinderern einer besseren Gesetzgebung, verschwanden da, wo die Reformation Wurzeln trieb, die Mönchsorden, diese Miliz des römischen Universal-Monarchen, und mehr bedurfte es nicht, um den ganzen gesellschaftlichen Zustand zu verändern, den Regierungen einen ganz neuen Charakter zu geben, und die Regierten von besseren Gesetzen abhängig zu machen, als sie bisher gekannt hatten. Dies alles konnte sich freilich nur sehr allmählig zeigen; aber ausbleiben konnte es nicht, da die Hindernisse entfernt waren, die es bisher zurückgehalten hatten.

Alle Gesellschaften, Staaten genannt, haben zuletzt

nur Ein Interesse, nämlich das, nach guten Gesetzen regiert zu werden. Da aber das Gesetz, seiner Natur nach, nur befehlen kann, und bei der Vollziehung desselben alles auf die Bereitwilligkeit der Bürger, demselben zu gehorchen, ankommt: so hat man sich von jeher genöthigt gesehen, die Institution neben das Gesetz zu stellen. Während nämlich das Gesetz befiehlt, überredet die Institution, und ihre ewige Bestimmung ist, die Neigungen der Menschen mit dem Willen des Gesetzes in Uebereinstimmung und Harmonie zu bringen. Wollte die Institution die Verrichtung des Gesetzes übernehmen: so würde daraus eine eben so große Verwirrung hervorgehen, als wenn das Gesetz die Institution vertreten wollte; auch hat die Erfahrung an allen Orten gelehrt, daß die gesellschaftliche Ordnung nur in sofern gesichert war, als beide, Gesetz und Institution, sich auf den ihnen angewiesenen Wirkungskreis beschränkten. Wie die Reformatoren auch über diesen Gegenstand philosophiren mochten: immer war das große Verdienst, welches sie sich um die Gesellschaft erwarben, das, daß sie die Kirche in den Wirkungskreis der Institution zurückführten, indem sie die Gesetzgebung von allen den Hemmnissen befreieten, welchen sie unterworfen war, so lange Kirche und Staat in einander flossen und keine Gränze zwischen beiden gezogen werden konnte. Daher alle die Fortschritte, welche seit der Reformation in der Gesetzgebung gemacht sind: Fortschritte, deren Wichtigkeit man nur dann erkennt, wenn man an der Hand der Geschichte in frühere Jahrhunderte zurücktritt, um den Zustand der Gesetzgebung zu untersuchen. Hätte

die Reformation auch nichts weiter geleistet, als daß sie einen Staat, wie der großbritannische ist, ins Leben gerufen hat: so würden ihre Wirkungen noch immer unsere Bewunderung verdienen. Darum giebt es denn auch kein Volk in der Welt, das die Reformation so segnet, wie das englische, und keine Staatsmänner, welche über den Zusammenhang der gegenwärtigen Verfassung ihres Vaterlandes mit den Bemühungen der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts so sehr im Reinen wären, wie die brittischen. Ein katholischer König, ein katholischer Premierminister, und eine katholische Administration oder Repräsentation sind in England so sehr zu einem Unding geworden, daß man bei der bloßen Voraussetzung desselben mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen glaubt; und leugnen läßt sich nicht, daß gerade hierauf der wesentlichste Theil der brittischen Staatsmacht beruht. Den Bewohnern des europäischen Continents erscheint dieser instinktmäßige Abscheu vor allem, was der Engländer Pabstthum oder Poperei nennt, sonderbar; dies rührt aber unstreitig nur daher, daß man auf keinem Punkte von Europa zu einer solchen constitutionellen Gediegenheit gelangt ist, wie in England.

Hält man nun in Beziehung auf die Kirche den Begriff einer Institution fest, deren wesentliche Bestimmung ist, die Achtung für das Gesetz zu vermehren: so hat man in ihm zugleich einen Maaßstab, nach welchem sich der Werth beurtheilen läßt, welchen der Organismus der Kirche in schließet. So lange das Kirchenthum alle Gesetzgebung vertrat; so lange die Kirche, ihrer ewigen Bestimmung zuwider, eine Universal-Herrschaft ausübte,

war nichts nothwendiger, als eine weitgetriebene Abstufung in der Autorität der Kirchenbeamten; denn nur auf diesem Wege ließ sich eine consequente Herrschaft ausüben. Diese Nothwendigkeit fiel von dem Augenblick an weg, wo das Kirchenthum aufhörte, eine Macht zu seyn. Jetzt kam es nur darauf an, Männer zu finden, die, von dem Geiste des Evangeliums belebt, den erhabensten Wahrheiten, welche jemals ausgesprochen sind, Eingang in die Gemüther ihrer Zuhörer zu verschaffen wußten. Für sie bedurfte es keiner Auszeichnungen durch Rang und Titel, und die Benennungen von Metropolitanen, Erzbischöfen und Bischöfen waren durch die Reformation überflüssig geworden; denn obgleich diese Titel in ihrem Ursprunge sehr wenig bedeuteten, so hatten sie doch im Verlaufe der Zeit durch das damit verbundene Gewaltmaaß einen Sinn gewonnen, der nicht länger gestattet werden konnte. Wenn man nun gleichwohl diese Titel in gewissen Reichen behielt: so geschah dies unstreitig weniger in dem Geiste der Reformation, als aus Nachgiebigkeit gegen gewisse äußere Umstände. Es läßt sich sogar behaupten, daß man sie nicht hätte beibehalten sollen. Weit getriebene Abstufung der kirchlichen Autorität, Hierarchie genannt, hat da, wo es auf keine Herrschaft ankommt, den wesentlichen Nachtheil, daß sie das, was, seiner Würde nach, Gemeingut seyn sollte — ich meine die Erkennung der Wahrheit — in ein Eigenthum verwandelt, mit welchem sie haushalten will. Das Christenthum, so wie es in den Urkunden ausgesprochen liegt, ist zu allen Zeiten dasselbe gewesen; aber wenn es nicht zu allen Zeiten gleich auf-

gefaßt worden ist, so läßt sich davon kein anderer Grund angeben, als der, daß es in dem Interesse der vornehmsten Kirchenbeamten lag, es bald so, bald so erscheinen zu lassen. Nichts aber verführt dazu mehr als die Gewalt, zu deren Ausübung man berechtigt ist. Ein weit sichrerer Tact scheint in Deutschland über die Abschaffung der Hierarchie entschieden zu haben. Da man sich nicht ohne dringende Noth von dem Pabste getrennt hatte: so wollte man die monarchische Verfassung der Kirche überhaupt zerstören, um das Christenthum nicht neuen Gefahren und Verunstaltungen auszusetzen; und warlich das Auslaufen der kirchlichen Autorität — nicht in Eine Person, sondern in ein Collegium, Consistorium genannt, hat größere und schönere Wirkungen hervorgebracht, als diejenigen glauben, die nur die Schöpfungen des Auslandes zu loben pflegen. Gerade diese Organisation der Kirche ist die Grundlage des Geistes der Untersuchung geworden, der das nördliche Deutschland ausgezeichnet hat und noch auszeichnet; gerade diese Organisation der Kirche ist das Fußgestell aller deutschen Philosophie, und dessen, was in Künsten und Wissenschaften mit ihr in Verbindung steht. Man zerstöre sie, man bringe an ihre Stelle eine förmliche Hierarchie, wie die katholische Kirche sie aufzuweisen hat, und es wird sich bald zeigen, wie geneigt Bischöfe und Erzbischöfe sind, das zu verdammen, wovon sie glauben, daß es ihrer persönlichen Autorität Abbruch thue. Selbst die Religion würde leiden, wenn man zu einer anderen Organisation der Kirche, als sie gegenwärtig in Norddeutschland ist, seine Zuflucht nehmen wollte; denn wenn unter Religion nichts

anderes verstanden werden kann, als ein in der Anschauung des Universums und seiner ewigen Gesetze erhöhetes Pflichtgefühl: so ist dieses Gefühl unendlich mehr gesichert durch ein Kirchenthum, in welchem keine persönliche Autorität vorherrscht, als durch ein solches, das nur durch sie besteht. In England und in Schweden wird die Autorität der Erzbischöfe und Bischöfe nur dadurch unschädlicher, daß eine National-Repräsentation in das allgemeine Regierungs-System verflochten ist, wodurch bewirkt wird, daß die Abweichung von dem allgemeinen Willen für die ersten Kirchenbeamten, wo nicht unmöglich gemacht, doch sehr erschwert ist.

Nichts ist in unseren Zeiten mehr zu wünschen, als daß die protestantische Kirche nicht irre werden möge an sich selbst. Die, welche dem Gottesdienste der Protestanten den Vorwurf machen, daß er allzu einfach sey, scheinen zu vergessen, daß die Einfachheit die Grundbedingung aller Erhabenheit ist, und daß, um Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, es keiner Berauschung der Sinne und keiner Unterjochung des Verstandes bedarf. Der religiöse Mensch wird durch alles angeregt, was ihm auch nur von fern ein Universum andeutet; für den nicht religiösen sind alle Anregungen vergeblich. Kann Religion weder gelehrt, noch gelernt werden: so muß man auch darauf Verzicht leisten, sie lehren zu wollen. Latrie und Religion sind von jeher verschieden gewesen, und werden es bleiben, so lange die Welt steht. Dem protestantischen Christen kann es leicht scheinen, als verdiene der Cultus der katholischen Kirche den Vorzug vor dem der seinigen; allein,

wenn nicht der erste Eindruck, den jener auf ihn macht, entscheiden darf, so wird er von einem solchen Irrthum sehr bald zurückkommen. Was ihn in Erstaunen setzt, ist das Geheimnißvolle, das mit dem katholischen Gottesdienst verbunden ist; doch gerade dies Geheimnißvolle beleidigt ihn zuletzt, weil er sehr wohl weiß, daß es mit den Geheimnissen der Natur eine ganz andere Bewandniß habe, als mit denen, die von Menschen geschaffen sind. Was will überhaupt der Ausdruck: anziehender Gottesdienst, sagen? Hat die Kirche eine andere Bestimmung als das Schauspielhaus, so kann man auch behaupten: der Gottesdienst müsse sich dadurch von dem Schauspiel unterscheiden, daß in ihm nichts vorgehe, wodurch er ein Gegenstand der Sympathie werde. Wer an dem Gottesdienst die Forderung macht, daß er anziehend sey, der stellt sich außerhalb desselben und verlangt Einwirkungen, wo nur von Mitwirkung die Rede ist. Aber in einer christlichen Gemeinde, die sich zu einem gottesdienstlichen Zweck versammelt hat, soll es gar keine bloße Zuschauer oder Zuhörer geben; alle sollen von demselben Geist ergriffen seyn, alle Eins und Dasselbe in sich vollziehen. Je mehr sich also der Gottesdienst dem Wesen des Schauspiels nähert, desto mehr entfernt er sich von seiner wahren Bestimmung; und jemehr er sich von dem Wesen des Schauspiels entfernt, desto mehr nähert er sich dieser Bestimmung. Will man demnach den Gottesdienst verbessern, so kann dies nicht dadurch geschehen, daß man ihn zusammengesetzter und künstlicher macht, sondern nur dadurch, daß man ihn vereinfacht, so viel dies immer möglich ist. Hym-

nen, Gebete und erbauliche Reden machten in den ersten Zeiten der christlichen Kirche sein Wesen aus, und von diesem wird man sich nie trennen können, ohne der Kirche als Institution zu schaden. Hätte ein zusammengesetzter und kunstreicher Gottesdienst jemals die Wirkung hervorgebracht, die Menschen zu besseren Gliedern der Gesellschaft zu machen: so würde man ihm unbedingt das Wort reden müssen; daran aber hat von jeher so viel gefehlt, daß man behaupten kann, sie seyen in eben dem Maaße irreligiöser geworden, in welchem sie sich bloßen Formen unterwarfen und darin aufgingen. Es würde vielleicht gar keine Religion mehr geben, wenn sie in dem Protestantismus gegen todte Formen nicht von jeher ein Asyl gefunden hätte; und Diejenigen meinen es warlich nicht am schlechtesten mit ihr, welche am meisten darauf dringen, daß man zu keiner Zeit ihr Wesen fixiren wolle, als etwas, daß man in seine Gewalt bekommen und zu irgend einem Zweck benutzen könne. Gerade, weil sie die sittliche Blüthe des Menschen ausmacht, muß ihr kein Zwang angethan werden; und aller Frevel größter ist, wenn man glaubt, sie lasse sich wie gemeine Hebelkraft benutzen; denn die, welche dies glauben, müssen den Anfang damit machen, daß sie sich von ihr lossagen, damit sie als Hebelkraft nicht auf sie selbst zurückwirke.

Lassen wir doch endlich der Reformation volle Gerechtigkeit widerfahren! Sie hat viel Großes gewirkt; das Größte dadurch, daß sie den Weg zu besseren Gesetzgebungen gebahnt hat. In dieser Hinsicht sind alle die Reiche, welche auf keine Reformation eingegangen

sind,

sind, weit hinter den protestantischen Reichen zurück; und ob sie sich gleich gegen dies Gefühl mehrere Jahrhunderte betäubt haben: so werden wir doch erleben, daß die Nothwendigkeit besserer Gesetzgebungen ihnen immer näher treten, ihnen immer einleuchtender werden wird. Kein größerer Wahn, als wenn man sich einbildet, den gesellschaftlichen Zustand durch gewisse Modifikationen des Kirchenwesens verbessern zu können! Dies ist in sich selbst unmöglich, und kann immer nur in sofern geschehen, als die Hindernisse weggeschafft werden, welche die Organisation der Kirche in den Weg legt; also auf eine blos negative Weise. Wenn man sagt: die Kirche liegt im Argen und leistet nicht, was sie leisten sollte: so irrt man auf eine doppelte Weise, einmal, indem man sich die Kirche als etwas denkt, das von dem Ganzen der Gesellschaft verschieden ist, zweitens indem man ihr eine Kraft zuschreibt, welche sie nie gehabt hat. Die Kirche liegt nothwendig im Argen, wenn die ganze Gesellschaft darin liegt; aber sie liegt nie im Argen, wenn dies nicht mit der Gesellschaft der Fall ist. Schon im siebzehnten Jahrhundert bemerkte ein einsichtsvoller Engländer: „daß da, wo das politische System gesund und stark sey, die Religion (er meinte das Kirchenthum) in ihrer natürlichen Milde, Sanftheit und Ruhe zum Vorschein trete, und daß nur da, wo jenes krank und schwach sey, der Wahn entstehen könne, den Staat durch die Kirche verbessern zu wollen *).“ Diese Bemerkung ist eine von den allergründlichsten, die jemals über das Verhältniß

*) James Harrington in seiner Oceana.

der Kirche zum Staate gemacht worden sind. Jede Kirchen-Reform, die nicht zugleich eine Reform der Gesellschaft ist, muß als das eitelste und vergeblichste Ding betrachtet werden; kommt es aber auf eine Reform der Gesellschaft an, so läßt sich diese immer nur auf Einem Wege bewirken, nämlich auf dem der Verbesserung der organischen und bürgerlichen Gesetze; ein Werk, womit die Geistlichkeit, dem allgemeinen Eingeständnisse zufolge, nichts zu schaffen hat. Sie mache den Staatsbürger vertraut mit dem göttlichen Gesetze, und lehre ihn, in der freien Unterordnung unter dasselbe die Gründe zur Achtung gegen das gesellschaftliche Gesetz auffinden; aber nie wolle sie Theil haben an Gesetzgebung und Vollziehung der Gesetze, weil dies ihrer Bestimmung schnurstracks entgegen ist. Sie strebe eben deswegen auch nie nach Rang und Titeln und Auszeichnungen irgend einer Art; denn alles was ihr davon zu Theil wird, dient nur, sie irre zu leiten über ihren wahren Beruf, der immer nur in sofern ein göttlicher ist, als sie selbst in der Anschauung des Universum's und dessen ewiger Gesetzgebung lebt, und alles gering achtet, was derselben Abbruch thut.

Während die Bestimmung der Kirche zu allen Zeiten dieselbe war, hat ihr Verhältniß zu dem Staate immer geschwankt, und mehr als jemals ist dies gegenwärtig der Fall. Dieser Zustand trägt nichts Wünschenswerthes in sich, sofern man annehmen muß, daß er fortdauern werde. Wird er aber fortdauern? Gewiß nicht. Da, wo das politische System durch freie Aufnahme einer National-Repräsentation Festigkeit und Dauer ge-

wann, wurde die Stellung der Kirche zu dem Staate auf Jahrhunderte fixirt; und darf die Analogie entscheiden, so wird dieselbe Ursache dieselbe Wirkung in allen den Reichen hervorbringen, welche in diesem Augenblick damit umgehen, ihr politisches System durch eine National-Repräsentation zu vervollständigen. In der Natur der Sache liegt, daß da, wo die Güte des Gesetzes durch die Art und Weise seiner Bildung garantirt ist, die Vollziehung desselben den wenigsten Schwierigkeiten unterworfen bleibt; und wo so etwas Statt findet, da fixirt sich der Charakter der Kirche als einer Institution, welche darauf abzweckt, den Gehorsam gegen das Gesetz zu erleichtern, ganz von selbst. Es ist aber zu glauben, daß in denjenigen Reichen, in welchen die Organisation der Kirche sich mit keiner weitgetriebenen Abstufung der Autorität vertrug, das gesammte Kirchenwesen durch die Vereinigung der National-Repräsentation mit dem bisherigen Regierungs-System einen um so achtungswertheren Charakter annehmen werde, je mehr es seinen Organismus beibehält, und sich durch denselben sicher stellt gegen alles das Fremdartige, was die natürliche Folge einer Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen seyn würde. Wenigstens würde es der Mühe werth seyn, einen Versuch dieser Art zu machen. Wozu denn auch die Nachahmung dessen, was im Auslande hergebracht ist? Hat man einmal Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w., so mag es schwierig seyn, sie nicht in das politische System zu verflechten; und wo dies geschieht, da wird es immer mehr oder weniger auf Kosten der Kirche als Institution, die von dem politischen System

verschieden seyn soll, geschehen. Ist man hingegen so glücklich, keine Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. zu haben; so würde es in vielfacher Hinsicht zu beklagen seyn, wenn man sie erst schaffen wollte, um sie in das politische System verflechten zu können, dem sie als erste Kirchenbeamten nicht angehören, und dem sie eben so gewiß niemals angehört haben, ohne dem Geiste des Evangeliums ungetreu geworden zu seyn. Eine Erfahrung steht fest, namentlich die, daß die größten Geistlichen, welche die christliche Welt kennen gelernt hat, ihre Größe nie in Rang und Titeln hatten, wohl aber in solchen Grundsätzen und in einem solchen persönlichen Charakter, daß sie über Rang und Titel erhaben waren; und diese Erfahrung ließe sich für das künftige Verhältniß der Kirche zu dem Staate in den protestantischen Reichen des nördlichen Deutschlands vortrefflich benutzen.

Auszüge
aus Labaume's umständlichem Berichte von dem Feldzuge in Rußland.

(Beschluß.)

Uebergang über die Beresina.

Die großen Unfälle, welche wir von Moskau bis Krasnoe erfahren hatten, schienen es glaublich zu machen, daß unser Elend den höchsten Punkt erreicht habe, und daß glücklichere Ereignisse für uns eintreten würden. Vierzigtausend Mann waren mit 27 Generalen, 500 Kanonen und 31 Fahnen bereits gefangen genommen worden; und außerdem war, außer unserer unermeßlichen Bagage, die in Moskau gemachte Beute verloren gegangen. Fügt man zu diesen Verlusten noch andere vierzigtausend Mann hinzu, die entweder im Elende umgekommen oder in den verschiedenen Gefechten geblieben waren: so wird man finden, daß unsere Armee aus höchstens 30,000 Mann bestand, unter welchen, mit Inbegriff der kaiserlichen Garde, nicht mehr als 8000 Streitbare waren. Die 25 Stück Geschütz, welche die Garde

gerettet hatte, waren für nichts zu rechnen, weil man sich darauf gefaßt halten mußte, sie nächster Tage in Stich lassen zu müssen; die Reiterei war vernichtet. So verhielt es sich mit unserer Lage, nach einem monatlangen Marsch. Dennoch gab man die Hoffnung nicht gänzlich auf. Da nämlich die schöne Stellung von Orsza von dem General Jomini behauptet war: so rechneten wir mit Zuversicht darauf, den Dnipr ohne Hinderniß zu passiren, und unsere Verbindung mit den Corps des Generals Dombrowsky und der Herzöge von Reggio und Belluno zu Stande zu bringen. Dazu kam, daß wir uns der Linie näherten, wo sich unsere Magazine befanden, und daß wir im Begriff waren, ein verbündetes Land zu betreten. Endlich hatte auch Kutusow aufgehört, uns zu beunruhigen, die Resultate der Schlacht bei Krasnoe unstreitig für die Beresina aufsparend.

Wie sich aber auch Einzelne von uns täuschen mochten: so theilten doch Diejenigen ihre Stimmung nicht, welche wußten, daß der Admiral Tschitgagoff, von der Donau kommend, die Truppen, welche sich ihm entgegen stellten, bis nach Warschau zurückgedrängt hatte, daß die Oesterreicher ihn hatten Minsk nehmen lassen, und daß er, um seine Verbindung mit den Generalen Witgenstein und Steugel zu Stande zu bringen, im Besitz der Brücke von Borisow war. Nach und nach wurde auch bekannt, daß die beiden zuletzt genannten Generale, nach der Schlacht bei Polotsk (18 Oct.), ohne von dem zweiten und sechsten Corps gezügelt zu werden, vorrückten: der eine nach Weleika, um die Baiern abzuschneiden, der andere nach Tschachniki, um mit der mol-

dauischen Armee in Verbindung zu kommen. Von dieser Vereinigung hing das Schicksal der französischen Armee ab; und um der furchtbarsten und denkwürdigsten von allen Niederlagen zuvorzukommen, näherte sich Napoleon der Beresina in Eilmärschen.

Sobald sich also der Fürst von Eckmühl mit uns vereinigt, und der Herzog von Elchingen das jenseitige Dnipr-Ufer erreicht hatte, setzten wir uns (17 Nov.) gegen 11 Uhr Vormittags nach Lady in Marsch. Während der augenblicklichen Ruhe, die wir zu Krasnoe genossen, hatten die Kosaken jene Stadt umgangen. Sie folgten uns in Colonnen längs des Weges; aber sie wagten es nicht, bewaffnete Soldaten anzugreifen. Nur einige von ihnen, welche die große Unordnung bemerkt hatten, worin sich unser Fuhrwesen durch die Schwierigkeit, ein Thal, das die Stadt von der Bergebene trennte, zu durchlaufen, befand, fielen über dasselbe her und bemächtigten sich eines bedeutenden Theils, ohne Widerstand zu finden. Bei dieser Gelegenheit verloren wir den Wagen des Chefs des Generalstabes, auf welchem sich alle Correspondenzen, Plane, Charten und Denkschriften, den Feldzug betreffend, befanden.

Wir kamen in Lady an, als es anfing Nacht zu werden. Jenseits des kleinen Flusses, über welchen man geht ehe man die Stadt erreicht, liegt eine Erhöhung, deren Abhang so glatt war, daß man sich herunter wälzen mußte. Lady gewährte uns einen ganz neuen Anblick, nämlich den von Einwohnern. Wiewohl es nur Juden waren, so kehrten wir uns doch nicht an den Schmutz dieses käuflichen Volks; und durch vieles Bit-

ten, oder vielmehr durch vieles Geld, gelangten wir dahin, einige Hülfsmittel in einer, dem ersten Anschein nach zerstörten Burg zu finden. Wie sehr wir auch den Geldgeiz der Juden verachten mochten, so wurde er uns doch diesmal sehr nützlich; denn er bewog sie, allen Gefahren zu trotzen, um uns zu verschaffen, was wir verlangten. Zwar gehörte Lady zu dem alten Polen, und hatte aus diesem Grunde Ansprüche auf Verschonung; aber als wir am folgenden Tage (19 Nov.) abzogen, wurde unser Pfad durch eine Feuersbrunst aufgehellt, welche die Veranlassung zu einem von den aller schrecklichsten Auftritten unseres Rückzuges gab. Unter den brennenden Gebäuden befanden sich nämlich drei Scheunen, welche mit armen, größtentheils verwundeten Soldaten angefüllt waren: Scheunen, die so angelegt waren, daß man aus den beiden letzten nicht herauskommen konnte, ohne durch die erste zu gehen. Da diese nun in Flammen stand, so retteten sich zwar die Rüstigsten durch Oeffnungen, welche sie sich machten; aber alle Kranke, oder Verstümmelte, die sich nicht bewegen konnten, sahen wie sich ihnen die Flamme näherte, um sie zu verzehren. Auf das Geschrei, welches diese Unglücklichen ausstießen, eilten einige minder Gefühllose herbei; doch ihre Bemühungen waren vergeblich, da jene von allen Seiten in Flammen eingewickelt waren. Durch Wirbel von Rauch baten sie ihre Cameraden, ihren Leiden ein Ende zu machen. „Schießet auf uns, riefen sie; nach dem Kopf, nach dem Kopf! Fehlt nicht!" Wirklich schoß man sie todt; und dieses herzzerreißende Geschrei hörte nicht eher auf, als bis die Schlachtopfer verzehrt waren.

Zusammen rückten wir in Dubrowna ein. Dies Städtchen hatte sich von allen, auf welche wir, seit unserem Abmarsch von Moskau gestoßen waren, am besten erhalten. Hier gab es einen polnischen Unterpräfecten und einen Orts-Kommandanten. Die Häuser waren bewohnt von Juden, die uns Mehl, Branntewein und Honigwein verschafften. Sie gaben den Soldaten auch Silber für Papier-Rubel, und erstaunt über die Sicherheit der Israeliten, wie über die Ehrlichkeit unserer Soldaten, die Alles baar bezahlten, glaubten wir schon, daß der Ueberfluß sich wieder bei uns einstellen und unsere Leiden sich endigen würden. Indeß nahm das Geschrei nach Brod kein Ende, und ich selbst war Augenzeuge, wie ein junger Wundarzt, der seit zwei Tagen nichts genossen hatte, einem Juden für ein einziges Brod einen Napoleond'or bezahlen mußte, und dennoch Mühe hatte, es durch die Schildwache durchzubringen, welche vor der Thüre des jüdischen Bäckers ausgestellt war.

Bisher hatte Napoleon seine Reise in einem guten, hermetisch verschlossenen, und mit Pelzen verwahrten Wagen gemacht. Ein Pelz uud eine Zobelmütze schützten ihn noch mehr vor der Kälte. Erst an dem Tage, wo wir zu Dubrowna ankamen, machte er einen großen Theil des Weges zu Fuße; und da hatte er denn Gelegenheit genug, sich von dem schlechten Zustande zu überzeugen, und zugleich wahrzunehmen, in welchem Grade er von gewissen Chefs betrogen war, die, weil sie wußten, wie gefährlich es war, ihm die Wahrheit zu sagen, sich vor nichts so sehr in Acht nahmen, als vor seiner Ungnade. Er selbst mochte glauben, daß seine Reden

die Wirkung des Manna in der Wüste hervorbringen würden; und indem er die Offiziere mit Beleidigungen, die Soldaten mit Spässen überschüttete, hoffte er unstreitig bei den ersteren Furcht, bei den letzteren Muth zu wekken. Doch die Zeiten des Enthusiasmus, wo ein einziges Wort von ihm Wunder that, waren vorüber; seine Tyrannei hatte alle Gefühle zusammengepreßt, und indem er selbst alle hochherzige Ideen in uns erstickte, beraubte er sich der einzigen Triebfeder, welche unsere Gemüther hätte anregen können. Was ihn noch mehr angriff, war, daß seine alte Garde die allgemeine Muthlosigkeit theilte. Ehe er Dubrowna verließ, wollte er einen Theil derselben versammeln. Er selbst begab sich in die Mitte dieser Versammlung, und empfahl den Offizieren die Aufrechthaltung des Disciplin, die, wie er sagte, sonst der Ruhm seiner Armeen gewesen wäre und zu den glorreichsten Siegen geführt hätte. Allein alle diese schönen Sprüche kamen zur Unzeit; und der Mann, welcher, ohne Moralität im Herzen, Anspruch auf Heldenruhm machte, erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die größten Entwürfe zu keinem Ruhm führen, wenn sie keinen lobenswerthen Zweck haben, und wenn ihre Ausführung nicht mit den Kräften der schwachen Menschheit in Verhältniß steht.

Als wir am 19 Nov. Dubrowna eine halbe Stunde verlassen hatten, kamen wir durch eine sehr breite und tiefe Schlucht, durch deren Mitte ein Fluß ging. Die entgegengesetzte Seite beherrschte die, durch welche wir anlangten. Wie dankten wir dem Himmel, daß es den Russen nicht eingefallen war, sich dieser Stellung zu bemächtigen! Wir schlossen daraus, daß Orsza nicht von

den Russen besetzt sey; und wirklich hatten Gendarmen diese Stadt behauptet. Ohne im mindesten beunruhigt zu werden, kamen wir gegen 2 Uhr Nachmittags in dieser Stadt an: ein neuer Glücksfall; denn in der Auflösung, welche uns eigen war, würde es uns unmöglich gewesen seyn, diese beiden furchtbaren Stellungen zu erzwingen.

Ueber den Dnipr waren zwei Brücken geschlagen, und Gendarmen übten die Polizei darüber aus Der Drang war entsetzlich, denn jeder wollte zuerst hinüber. Dennoch erfolgte kein Unfall. Napoleon kam wenige Augenblicke nach uns an. Nach wenig Minuten waren die hölzernen Häuser dieser Stadt von den verschiedenen Generalstäben und von den Soldaten in Beschlag genommen. Die Juden verschafften uns einige Bequemlichkeiten; aber die Zahl der Käufer war so groß, daß in kurzer Zeit alles aufgezehrt war. Uebrigens, je mehr ich die Lage von Orsza untersuchte, desto weniger konnte ich begreifen, warum der Feind nicht versuchte hatte, sich ihrer zu bemächtigen. Diese, auf dem rechten Dnipr-Ufer erbaute Stadt hat Erhöhungen, welche natürliche Bastionen zu bilden scheinen. Unten strömt der Fluß, auf diesem Punkte ungefähr zweihundert Toisen breit und einen großen Graben bildend, den selbst die stärkste Armee nicht hätte überschreiten können, ohne sich einer vollkommenen Niederlage auszusetzen. Während wir uns auf diesen Höhen befanden, hörten wir mehrere Flintenschüsse fallen, und einen Augenblick darauf sahen wir alle die, welche auf den jenseitigen Ufer zurückgeblieben waren, mit dem Geschrei: die Kosaken! die Kosaken!

ankommen. Diese kamen wenige Augenblicke darauf zum Vorschein, wiewohl in so geringer Zahl, daß man hätte böse werden können, wenn die Fliehenden nicht unglückliche Nachzügler ohne Waffen, größtentheils sogar verwundet gewesen wären.

Am folgenden Tage waren wir sehr ruhig. Höchstens gab es einige Flintenschüsse auf die Kosaken, die sich bald näherten, bald wieder flohen. Ihre Nähe beunruhigte uns nicht im mindesten, und einige Vorräthe, welche der General Jomini gesammelt hatte, waren uns um so angenehmer, da seit unserm Abgange von Smolensk keine Austheilungen gemacht waren; denn die Magazine von Krasnoe waren vor unserer Ankunft von den Kosaken geplündert worden. War indeß der Tag ruhig, so war die Nacht es desto weniger. Der Herzog von Elchingen, der, wie man weiß, seit dem unglücklichen Tage bei Krasnoe sich genöthigt gesehen hatte, den von uns eingeschlagenen Weg zu verlassen und auf der anderen Seite des Dnipr einen sicheren Rückzug zu suchen, schlug sich seit drei Tagen unablässig mit dem Feinde herum. Dieser Marsch, auf welchem seine Einsicht und sein Muth sich in dem vortheilhaftesten Lichte zeigte, setzte seinem Rufe die Krone auf; indeß würde er schwerlich durchgekommen seyn, wenn der Vice-König ihm nicht zu Hülfe geeilt wäre und ihn vollends befreit hätte. So endigte sich der 20 Nov.

Den 21 verließen wir Orsza, als man eben angefangen hatte, diese Stadt in Brand zu stecken. Während wir den Berg erstiegen, um die Heerstraße zu gewinnen, vernahmen wir Flintenschüsse. Diese rührten

von Soldaten des ersten Corps her, die als Reserve in Orsza zurückgeblieben und bereits mit den Kosaken handgemein waren. Napoleon hatte während seines Aufenthalts in dieser Stadt alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um seine Truppen zusammenzubringen. Bei Trommelschlag ließ er durch drei Obersten bekannt machen, daß man die mit dem Tode bestrafen würde, welche sich nicht an ihre Regimenter anschlössen, und wenn Generale ihren Posten verließen, so sollten sie abgesetzt werden. Dies wirkte, so viel es konnte. Als wir auf der Heerstraße angelangt waren, war die Verwirrung so groß, wie vorher: Soldaten ohne Waffen und Bekleidung können keine Ordnung halten. Selbst das eingetretene Thauwetter trug dazu bei, daß die Auflösung der Armee immer größer wurde; denn, obgleich der Weg von Orsza bis nach Toloczyn einer der besten ist, die man in Europa finden kann, so erschöpfte doch der aufgelöste Boden die letzten Kräfte der Soldaten. Von allen Seiten vernahm man Klagen und Seufzer, und viele von den Unglücklichen, welche nicht weiter konnten, warfen sich auf die Erde und gaben ihr Geld und ihre Papiere an ihre Freunde, mit dem Auftrage, beides ihren Verwandten zuzustellen. „Ach! sagten sie, wenn ihr glücklicher, als wir, jemals unser liebes Vaterland wieder sehet, so übergebt unseren Verwandten dies letzte Unterpfand unserer Liebe, und sagt ihnen, daß nur die Hoffnung eines frohen Wiedersehens uns bisher aufrecht erhalten hat, und daß wir selbst sterbend ihrer gedacht haben." Andere hielten in ihren Armen eine ohnmächtige Frau oder sterbende Kinder, und baten die Vor-

übergehenden um ein Stückchen Brod, sie ins Leben zurückzurufen.

Inzwischen wußte Napoleon bereits, daß die Armee von Volhynien, vereinigt mit der moldauischen, sich den 16 Nov. nach Minsk gezogen hatte, und, um uns den Uebergang über die Beresina abzuschneiden, nach der Brücke von Borisow marschirte. Er wußte zugleich, daß die Witgensteinsche Armee, verstärkt durch die des Generals Stengel, das zweite und das sechste Corps hart verfolgte, um Borisow zu erreichen, wo sie ihre Verbindung mit dem Admiral Tschitgagoff und dem Fürsten Kutusow zu Stande zu bringen hoffte. Um sich diesem Plan, welcher unseren Untergang vollenden mußte, zu widersetzen, sandte Napoleon den General Dombrowsky gegen die Armee von Volhynien, indem er hoffte, ihr durch die Besetzung des Brückenkopfs von Borisow zuvorzukommen. Wirklich besetzte Dombrowsky diesen Brükkenkopf; aber den 23 Nov. sah er sich genöthigt, seine Stellung zu räumen. Sobald nun der Feind über die Beresina gegangen war, marschirte er auf Bobr, uns entgegen. Jetzt erhielt das zweite Corps, welches der Herzog von Reggio befehligte, die Ordre, dem General Dombrowsky zu Hülfe zu kommen und der Armee den Uebergang über die Beresina zu sichern. Gleich am folgenden Tage (24 Nov.) stieß der Marschall auf die russische Division des Generals Lambert, vier Stunden jenseits Borisow, griff sie an und schlug sie, und um eben diese Zeit ließ der General Berkheim das vierte Kürassier-Regiment angreifen, und zwang den Feind, mit einem Verlust von 2000 Mann, sechs Kanonen und vie-

ler Bagage auf das jenseitige Ufer der Beresina zurückzugehen.

Die Russen, welche, auf ihrem Rückzuge, die große Brücke von Borisow abgebrochen hatten, besetzten das ganze rechte Beresina-Ufer und bedroheten mit vier Divisionen alle die Punkte, wo man überzugehen versuchen konnte. Den ganzen 25sten hindurch manövrirte Napoleon, um die Wachsamkeit des Feindes zu täuschen; und durch allerlei Kriegslisten gelang es ihm, sich in dem Dorfe Studzianca festzusetzen, welches auf einer Anhöhe liegt, von wo wir das Ufer beherrschten. Hier ließ er in Gegenwart und troz dem Widerstande der Russen, zwei Brücken schlagen, welche der Herzog von Reggio benutzte, um über die Beresina zu gehen. Was sich seinem Uebergange widersetzen wollte, wurde geschlagen und bis an den Brückenkopf von Borisow verfolgt; und in diesen Gefechten ward der General Legrand, ein Offizier von großem Verdienste, schwer verwundet.

Der Herzog von Belluno, welcher das Witgensteinische Corps seit zwei Tagen in Zaum hielt, hatte nicht sobald den Befehl erhalten, der Bewegung des Herzogs von Reggio zu folgen, als er sich auf seinem Rückzuge von der russischen Dwina-Armee verfolgt sah, die bei Lochnitza ihre Verbindung mit dem Fürsten Kutusow zu Stande gebracht hatte. Während dieser Operationen, welche vom 23 bis 27 Nov. dauerten, durchlebten wir vier schreckliche Tage, indem wir durch Dörfer gingen, die uns bis auf Bobr und Kraupky, wo wir aus Müdigkeit Halt machten, dem Namen nach, unbekannt blieben. Die Tage waren so kurz, daß, obgleich wir nur

kleine Strecken Weges zurücklegten, wir die Nacht zu Hülfe nehmen mußten: ein Umstand, welcher bewirkte, daß viele Unglückliche sich verirrten oder verloren. Wenn wir sehr spät in den allgemeinen Beiwachten anlangten, erkannte niemand den andern, konnte niemand das Regiment anzeigen, zu welchem man gehörte. Nachdem man also einen ganzen Tag marschirt hatte, mußte man noch in der Nacht umher irren, um seine Chefs zu finden, welches nur selten gelang. Man kannte die Stunde des Abmarsches nicht, man überließ sich dem Schlummer, und beim Erwachen befand man sich mitten unter Feinden. Beim Durchgang durch Borisow sahen wir die Division Parthonneaux die Nachhut des neunten Corps bilden; und als wir auf dem Platz angelangt waren, verließen wir die große Straße, welche zu der von den Russen besetzten Brücke führte, und wendeten uns rechts, um nach Studzianca zu gelangen, wo sich Napoleon befand. Auf demselben Wege langten auch die von dem Herzog von Belluno geführten übrigen Truppen des neunten Armee-Corps an.

Da das zweite und das neunte Armee-Corps nicht in Moskau gewesen waren: so hatten sie, wie die vom General Dombrowsky geführten Polen, so viel Bagage, daß der ganze Weg von Borisow bis Studzianca mit Fuhrwerk bedeckt war. Allerdings war die Verstärkung, welche sie uns brachten, eine mächtige Hülfe; allein man erschrak bei dem Gedanken, daß diese in einer Wüste zusammengebrachte Menschenmasse, unsere Leiden nur verdoppeln könnte. Genug, indem wir in der größten Verwirrung zur Seite der neunten Division unseren Weg

fortsetzten, fanden wir uns nach zwei Stunden von einem so großen Haufen gehemmt, daß alle freie Bewegung wegfiel. Auf dem Gipfel einer Anhöhe waren einige schlechte Scheunen; und beim Anblick der Jäger von der kaiserlichen Garde, welche um dieselben gelagert waren, schlossen wir auf die Gegenwart Napoleons und auf die Nähe der Beresina. Es war genau die Stelle, wo Carl der Zwölfte den 25 Juni 1708 über diesen Fluß ging, um nach Moskau zu marschiren.

Welchen schrecklichen Anblick gewährte diese Menge von Menschen, die, unter der Last des mannigfaltigsten Elendes, jetzt auf Morästen verweilte! Blaß, entstellt, vor Hunger und Frost sterbend, ohne allen weiteren Schutz gegen die strenge Jahreszeit, als einige Pelzfetzen und halbverbrannte Schaafpelze, drängten sich unsere Soldaten um das unglückliche Ufer mit einer Starrheit, vor welcher man hätte erbeben mögen. Deutsche, Polen, Italiener, Spanier, Croaten, Portugiesen und Franzosen, alles war durcheinander gemischt, und indem jeder in seiner Mundart seine Verzweiflung ausdrückte, verstand Keiner den Anderen. Offiziere und selbst Generale, in schmutzige Pelze eingewickelt und unerkennbar, brachen bisweilen gegen diejenigen los, welche sie zurückstießen; aber wie wäre hier an Autorität zu denken gewesen? Kurz: die Verwirrung überstieg jede Beschreibung. Die, welche wegen Ermüdung oder aus Unkenntniß der Gefahr, weniger um den Uebergang verlegen waren, machten sich Feuer an, und in diesen Beiwachten sah man, bis zu welchem Grade von Entmenschung ein Uebermaaß von Elend führen kann. Man schlug sich

um ein Stück Brod, und wenn der Eine oder der Andere, von Kälte erstarrt, sich einem Feuer näherte, zu welchem er nicht beigetragen hatte, so jagte man ihn zurück. Nicht einen Tropfen Wassers konnte man erhalten wenn bloße Gefälligkeit ihn gewähren sollte; und um ein wenig Stroh oder ein Stück Pferdefleisch zankten sich Personen, die bis dahin gute Freunde gewesen und keinesweges ohne Erziehung waren. Männer, sonst voll Rechtschaffenheit, Gefühl und Großmuth waren zu kalten Egoisten, Geizhälsen, Wucherern und Bösewichtern geworden: so sehr hatte dieser Feldzug unseren Charakter verändert.

Nachdem sich Napoleon, mit Hülfe seiner Leibwache, durch diesen unermeßlichen Haufen einen Weg gebahnt hatte, ging er den 27 Nov. Nachmittags um 3 Uhr über den Fluß. Der Vice-König, welcher den ganzen Tag bei ihm geblieben war, ließ seinem Generalstab sagen, daß alles, was zum vierten Corps gehörte, die Brücke um 8 Uhr Abends passiren sollte. Wiewohl nun dieser Zeitpunkt sehr gut gewählt war: so konnten sich doch Viele nicht von dem Feuer losreißen, um welches sie gelagert waren. Diese meinten: es sey besser, auf dem diesseitigen, als auf dem jenseitigen Ufer, wo es nur Moräste gäbe, die Nacht zuzubringen; übrigens sey das Gedränge jetzt noch zu groß, und bis zum folgenden Tage werde sich die Menge verlaufen haben. Nur allzu allgemein wurde dieser Entschluß gefaßt, und nur die Leute des Prinzen und einige Offiziere des Generalstabes gingen zur bezeichneten Stunde über den Fluß. Und in Wahrheit man mußte die mit einem längeren Ver-

weilen auf dem linken Ufer verbundene Gefahr kennen, um sich zum Uebergange zu entschließen. Der Vice-König und sein Gefolge brachten die Nacht auf einem morastigen Boden zu, wo man die am festesten gefrornen Stellen suchen mußte, um die Schlammlöcher zu vermeiden. Es war sehr dunkel, und ein pfeifender Wind trieb uns den Schnee ins Gesicht. Um nicht zu erfrieren, mußten die meisten Offiziere in anhaltender Bewegung bleiben; denn das Holz war so selten, daß man Mühe hatte, ein Feuer für den Vice-König zu Stande zu bringen, welches endlich dadurch geschah, daß man die Baiern darauf aufmerksam machte: der Vice-König sey der Schwiegersohn ihres Königs.

Indem Napoleon nach Zembin ging, ließ er auf dem jenseitigen Beresina-Ufer jene unermeßliche Menge zurück, die gleich den Schatten Homers sich ans Gestade drängte, um den Schicksalsnachen zuerst zu betreten. Wiewohl es zwei Brücken gab, die eine für das Fuhrwesen, die andere für die Fußgänger, so war doch die Masse so groß, und die Annäherung so gefährlich, daß man nicht von der Stelle konnte. Trotz diesen Schwierigkeiten retteten sich die Fußgänger durch ausharrende Geduld; als aber am folgenden Morgen gegen 8 Uhr die für das Fuhrwesen und die Pferde bestimmte Brücke zerbrach, und die Bagage-Wagen und Artillerie sich der zweiten Brücke näherten, um hier einen Uebergang zu versuchen, da entstand sogleich ein fürchterlicher Kampf zwischen den Reitern und dem Fußvolk, die sich unter einander die Hälse brachen. Eine noch größere Zahl wurde gegen den Brückenkopf zu zerquetscht, und die entseelten

Leichname von Menschen und Pferden, verengten die Zugänge in einem so hohen Grade, daß man, um den Fluß zu erreichen, über Leichenberge klimmen mußte. Unter den Gefallenen lebten Einige noch, und diese, im Todeskampf begriffen, packten noch einmal die, welche über sie hinschritten. Sie wurden deswegen nicht weniger unter die Füße getreten; und während dieses Kampfs verschlang und vermehrte die herbeiströmende Menge gleich einer tosenden Fluth, die Zahl der Schlachtopfer.

Die Division Parthonneaux, welche, wie wir gesagt haben, die Nachhut bildete, hatte den Befehl erhalten, sich zurückzuziehen. Zur Verbrennung der Brücke ließ sie eine Brigade zurück. Als nun diese Brigade zwei Stunden darauf abging, um zu den übrigen zu stoßen, fand sie dieselben nicht. Unstreitig hatten sie ihren Rückzug beschleunigt; denn es ist erwiesen, daß Gen. Parthonneaux, dem man mit Unrecht den Vorwurf macht, seine Truppen verlassen zu haben, an einem und demselben Tage vier bis fünf verschiedene Befehle erhielt, welche seinen Marsch verwirrten und ihn in die gefährlichste Lage brachten. Wie es sich auch damit verhalten haben möge: die zweite Brigade verirrte sich und legte mehr als drei Stunden in einer falschen Richtung zurück; und mitten in einer abscheulichen Nacht, von Kälte erstarrt, hielt sie die feindlichen Wachtfeuer für die unsrigen, und ging darauf los, worauf sie umwickelt und zur Ergebung gezwungen wurde. Sobald übrigens Borisow geräumt war, brachten die drei russischen Armeen ihre Verbindung zu Stande.

An demselben Tage, (28 Nov.), gegen 8 Uhr

Morgens, wurde der Herzog von Reggio auf dem rechten, und eine halbe Stunde darauf, der Herzog von Belluno auf dem linken Beresina-Ufer angegriffen. Was noch streiten konnte, griff unter diesen Umständen zu den Waffen. Das Gefecht wurde hitzig, und der Herzog von Reggio, welcher niemals siegen konnte, ohne den Sieg mit seinem Blute zu bezahlen, sah sich, nachdem er gleich Anfangs verwundet worden war, genöthigt, sein Corps zu verlassen. Der Herzog von Elchingen übernahm das Commando. Trotz der Tapferkeit unserer Soldaten und den Anstrengungen ihrer Generale, drängten die vereinigten russischen Armeen nicht wenig das neunte Corps, welches die Nachhut bildete. Schon hörte man den Donner der Kanonen; man hörte ihn mit Entsetzen. Nach und nach kam er näher, und bald darauf sah man auf den benachbarten Höhen das Feuer der feindlichen Batterieen. Jetzt zweifelte man nicht mehr daran, daß ein Erdreich, worauf sich Tausende von Unbewaffneten, Kranken, Verwundeten, Weibern und Kindern befanden, zum Schlachtfeld werden würde. Nachdem indeß der Herzog von Elchingen die Truppen angefeuert hatte, begann der Kampf mit neuer Hitze. Die von dem General Doumerc befehligte Cürassier-Division machte einen glänzenden Angriff in eben dem Augenblick, wo die Weichsel-Legion sich im Gehölz mit der Besiegung des feindlichen Mittelpunkts beschäftigte. Jene braven Kürassiere, wie viel sie auch gelitten hatten, verrichteten Wunder der Tapferkeit, sprengten Vierecke und machten drei- bis viertausend zu Gefangenen, die wir freilich nicht behalten konnten, da es in unserer grausamen Lage

nicht sowohl auf einen Sieg, als auf die Erhaltung unserer Existenz und Waffenehre ankam.

Während des Kampfes flogen mehrere feindliche Kanonenkugeln nach der Menge hin, welche sich um die Beresina-Brücke drängte; Haubitz-Granaten sogar platzten in ihrer Mitte. Jetzt bemächtigten sich Schrecken und Verzweiflung aller Gemüther, und der Selbsterhaltungstrieb richtete die furchtbaste Verwirrung an. Weiber und Kinder, welche so vielen Gefahren und Unfällen entronnen waren, schienen sich nur erhalten zu seyn, um einen noch bejammernswertheren Tod zu erdulden. Man sahe sie ihre Fuhrwerke preisgeben, und die Kniee des ersten besten, der ihnen in den Wurf kam, umfassen, und unter Thränen um Beistand bitten. Auf gleiche Weise suchten Kranke und Verwundete, auf Baumstämmend sitzend, oder auf Krücken gelehnt, unruhigen Blicks einen Freund in der Noth. Aber ach! da war an keinen Beistand zu denken; denn jeder dachte nur auf seine eigene Erhaltung. Viele achtbare Menschen kamen in dem neuen Gedränge um. Der Jammer wuchs, als die Russen, durch frische Truppen verstärkt, in Masse ankamen, und die polnische Division des Generals Girard, die sie bis dahin in Zaum gehalten hatte, vor sich hertrieben. Auf den Anblick des Feindes vermischten die, welche die Beresina noch nicht passirt hatten, sich mit den Polen, um über die Brücke zu kommen. Artillerie, Bagage, Reiterei, Infanterie, alles wollte zuerst hinüber. Der Stärkere warf den Schwächeren ins Wasser, wenn dieser ihn verhindern wollte; mehrere Hundert wurden von den Kanonen gerädert, und eben so viele, welche

sich durch Schwimmen zu retten hofften, erstarrten im Strome oder gingen auf Eisschollen unter. Schaarenweise stürzte man sich gleichwohl in die Wellen der Beresina und starb an den Zuckungen des Schmerzes und der Verzweiflung. Die Division Girard brach sich Bahn durch alle diese Hindernisse und kam glücklich auf dem entgegenstehenden Ufer an, wo ihr erstes Geschäft war, sich durch Abbrennung der Brücke der Verfolgung zu entziehen. Schon stand diese in Flammen, als sich noch Einzelne über dieselbe zu retten suchten. Um nicht zu verbrennen, wollten sie lieber ertrinken. Als die Russen Herrn des Schlachtfeldes geworden waren, zogen sich unsere Truppen zurück, und auf den fürchterlichsten Lärm folgte eine Todtenstille. Mehr als 20000 Soldaten und Bediente, Kranke und Verwundete fielen in die Hände der Russen. Die Zahl der zurückgelassenen Kanonen wurde auf 200 angegeben; dazu kam die sämmtliche Bagage der beiden Corps, die sich mit uns vereinigt hatten. Dies alles verschlug sehr wenig; denn man gedachte nur der Unglücklichen, die auf dem Ufer der Beresina für immer die Hoffnung verloren, ihr Vaterland wiederzusehen, und dafür die Aussicht gewannen, in den Wüsten Sibiriens unter Schnee und Eis ein schwarzes Stückchen Brod mit ihren Thränen zu befeuchten.

Wir selbst, indem wir das rechte Beresina-Ufer hinauf nach Zembin zogen, waren Zeugen der Unfälle, welche auf dem linken geschahen. In Zembin brachten wir die Nacht zu. Bei unserem Abmarsch am folgenden Tage suchten wir zu vereinigen was vom vierten Armee-Corps noch übrig war. Wie Viele vermißten wir, und wie

unwillkürlich umarmten sich Diejenigen, welche sich wiederfanden, ohne es gehofft zu haben! Allen erschien der gestrige Tag furchtbarer, als die größte Schlacht; und es war nur von den Gefahren die Rede, welche jeder überstanden hatte. „Ich habe alles verloren, sagte der Eine — Bediente, Pferde, Bagage; aber ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich mein Leben rette.“ „Nur was ich auf und an habe, ist mir geblieben, sagte ein Zweiter; aber ich werde zufrieden seyn, wenn ich nur ein Paar Schuh und etwas Mehl rette.“ „Alles habe ich eingebüßt, sagte ein Dritter; aber um diesen Preis habe ich meinen Bruder gerettet.“ Diese Reden dauerten einige Tage hindurch, und wer gar nichts sprach, versenkte sich nur desto mehr in seine Gedanken, und pries im Stillen die Vorsehung, die ihn auf eine so bewundernswürdige Weise gerettet hatte.

Rückzug nach Königsberg.

Indem der schreckliche Uebergang über die Beresina unsere Reserven in eben den Zustand versetzte, worin die Uebrigen sich befanden, wurden die Weißagungen erfüllt, die uns so lange geängstigt hatten. Nur das Haupt unseres Kaisers war verschont geblieben, alles übrige war in Erfüllung gegangen! Aber welche Folter für einen Eroberer, besetzte Provinzen noch weit schneller zu verlieren, als sie erobert worden waren, und statt der Lorbeern nur Zypressen eingeerndtet zu haben! Was für ein Anblick für ihn, sich von 20000 Soldaten begleitet zu sehen, denen es an Allem fehlt und die, um sich zu be-

decken, aus alten Hüthen Schuhe und aus frisch abgezogenen Pferdehäuten Mäntel machen! — sie die traurigen Ueberbleibsel von 500,000 Mann!

Am 29sten kamen wir ziemlich früh in dem Dorfe Kamen an. Wir wollten unseren Marsch nach Plezcenkowice fortsetzen, als der Kommandant Colaud, welcher voraufgegangen war, mit der Nachricht zurückkam, daß Kosaken, 2000 an der Zahl, mit einem Hurrah in diese Stadt eingedrungen wären, und alles ermordeten, was sich auf den Straßen befände. „Der Herzog von Reggio, fügte er hinzu, war so eben angekommen; und da glücklicherweise sich mehrere Offiziere zu ihm begeben hatten, um ihm ihren Beistand anzutragen und an seiner Seite zu sterben: so haben die Feinde hieraus den Verdacht geschöpft, daß ihnen ein Hinterhalt gelegt worden sey. Sie haben sich hierauf auf eine benachbarte Anhöhe zurückgezogen, von welcher aus sie die Wohnung des Herzogs beschießen, um ihn zur Ergebung zu nöthigen. Eine Kanonenkugel hat von einem Pfosten einen Splitter abgerissen, der ihn leicht verwundet hat.“ Nach der Erzählung des Kommandanten befand sich der General Pino in demselben Hause, und der Graf Danthouard, der eben in Plezcenkowice angelangt war, hatte gerade nur so viel Zeit gehabt, seinen Wagen umlenken zu lassen. Diese Nachrichten bewogen uns in Kamen zu bleiben. Am folgenden Morgen brachen wir vor Tages Anbruch auf, und auf unserem Marsch durch Plezcenkowice erhielten wir die Bestätigung der Nachrichten von gestern. Wir besahen uns die Wohnung des Herzog von Reggio, und konnten nicht genug darüber erstaunen, daß 2000

Kosaken es nicht gewagt hatten, einen, nur von zwanzig Offizieren vertheidigten Marschall gefangen zu nehmen. Napoleon verweilte in diesem Städchen; der Vice-König hingegen setzte seinen Weg fort, und übernachtete auf einem verlassenen Dorfe bei Zavichino.

Den 1 Dec. gegen 7 Uhr Morgens stellte sich der Vice-König, begleitet von wenigen Offizieren, an die Spitze einiger Grenadiere von der königlichen Garde, die ihren Fahnen bisher treu geblieben waren. Nach einem sehr langen und für Erschöpfte, wie wir waren, höchst beschwerlichen Marsch, kamen wir in dem Städtchen Ilija an. Die Juden, welche den größten Theil der Bevölkerung ausmachten, hatten ihre Wohnungen nicht verlassen, und ihre Gewinnsucht brachte es mit sich, daß sie Vorräthe, die sie unseren Blicken hatten entziehen wollen, wieder hervorholten. Man bezahlte ihnen dieselben reichlich; denn in einer solchen Lage ist selbst die schlechteste Nahrung dem Gelde vorzuziehen. Ohne ihre Hülfe würden wir den braven und schätzbaren Obersten Durieu, den Unter-Chef unseres Generalstabes, verloren haben, dessen Gesundheit sehr erschüttert war. Noch beschwerlicher war der folgende Tag, an welchem wir auf Molodetschino marschirten. Der Weg führte zwölf Stunden lang durch einen Wald, und die Kälte war beinahe unerträglich. Das einzige Gute war, daß wir von den Kosaken nichts zu besorgen hatten; denn der Capitän Jounand, den wir nach Wileika zum General Wrede geschickt hatten, gab uns die Versicherung, daß die Baiern noch immer diese wichtige Stellung behaupteten.

Wir befanden uns in einem beklagenswerthen Zu-

stande, als wir in Molodetschino ankamen. Glücklicherweise waren die Häuser gut, und einige von den Bewohnern, welche zurückgeblieben waren, versahen uns mit Lebensmitteln. Am folgenden Morgen fuhren Napoleons Equipagen ab; kaum aber waren sie aus dem Dorfe, als sich eine Menge Kosaken zeigte, welche sie anzugreifen drohete. Sie würden sie genommen haben, wenn man sie nicht auf der Stelle zurückgebracht hätte, um sie unter dem Schutz der noch bewaffneten Truppen zu stellen. Der Vice-König wollte abgehen, als man ihm anzeigte, daß wir in Molodetschino bleiben sollten. Indeß mußte er das Schloß räumen, um Napoleon Platz zu machen.

Diese Ruhe war um so kostbarer, da man dadurch Gelegenheit gewann, sich noch einige Lebensmittel zu verschaffen, die verborgen gehalten wurden. Demungeachtet starben viele Soldaten auf den Straßen, und im Innern der Wohnungen, wo sich die Offiziere befanden, sah es nicht viel besser aus; denn der eine betheuerte, er werde nicht weiter gehen, und ein anderer wurde durch erfrorne Füße abgehalten, sich der Verfolgung der Russen noch länger zu entziehen. Die Generale waren denselben Uebeln ausgesetzt; denn viele von ihnen hatten ihren Bedienten, oder ihren Wagen verloren, ohne weder das Eine noch das Andere ersetzen zu können, und wenn ihnen in dieser Lage der kleinste Unfall begegnete, so mußten sie sogleich auf das Leben Verzicht leisten. So war unsere Lage in Molodetschino, als Napoleon daselbst mit blutigen Zügen das 29ste Büllletin schrieb, welches Frankreich und unsere Verbündeten in Trauer stürzte.

Als wir am 4 Dec. dies Dorf verließen, nahmen wir nicht die Heerstraße, welche durch Zachlevietschi geradesweges nach Smorghonie führt. Wir wendeten uns zur Linken, um einen Seitenweg einzuschlagen, der durch Lebioda uns nach Markowo brachte. Wir übernachteten in diesem Dorfe mit einigen Soldaten des ersten Corps, während der Kaiser und seine Leibwache zu Bienitza, eine halbe Stunde von uns entfernt waren. Als wir den 5ten nach Smorghonie gingen, führte der Weg durch sumpffige Wiesen, die nur bei strenger Kälte zu passiren waren: ein Umstand, welcher beweiset, daß diese Gegenden von der Natur selbst vertheidigt waren, und daß wir, ganz abgesehen von dem Winter, unseren Untergang in den Morästen Lithauens gefunden haben würden. Bei unserer Ankunft in dieser kleinen Stadt fanden wir nicht die Hülfsmittel, die man uns versprochen hatte; alle Häuser waren verlassen, und selbst die Juden entflohen. In den Magazinen fanden wir indeß einige Tonnen voll Zwieback, welche auf der Stelle verschlungen wurden.

Napoleon, von so vielen Unfällen eingeschreckt, noch mehr aber für die Erhaltung seines Ansehns in Frankreich besorgt, faßte jetzt den Entschluß, die elenden Ueberbleibsel einer zerstörten Armee zu verlassen, um von seinem Senat eine neue zu verlangen. Vermöge der gerechten Furcht, welche den Despotismus begleitet, sahe er im Geiste, wie alle seine Verbündeten vor Verlangen brannten, den Vertrag zu brechen, der sie unter ein eisernes Joch gestellt hatte. Voll von jenem Entschluß überzeugte er sich zu Smorghonie, daß die Straße bis

zum Riemen sicher sey, und ließ darauf alle Anführer der Armee-Corps vor sich. Dann hatte er eine besondere Unterredung mit dem Vice-König; und als diese beendigt war, trat er, begleitet von dem Herzog von Vicenza, dem Herzog von Friaul und dem General Lefebvre Desnouettes aus seinem Cabinet. Indem er nun durch einen von den Dienstsälen ging, begegnete er dem König von Neapel, und sagte zu ihm mit halbscherzhafter Miene: „Sie sollen voran, König von Neapel." Mit diesen Worten ging er davon. Von den drei Personen, die ihn begleiten sollten, stieg der General Desnouettes zu ihm in den Wagen; der Herzog von Vicenza und der von Friaul setzten sich in einen zweiten. Beide Wagen schlugen den Weg nach Wilna ein. Keine Adresse an das Heer, kein Wort des Trostes für die Lithauer, um die beunruhigten Gemüther wieder zu stärken!

Der König von Neapel übernahm den Oberbefehl über die Armee; aber man marschirte mit so viel Unordnung und Uebereilung, daß die Soldaten erst zu Wilna von Napoleon's eben so unerwarteter als niederschlagender Abreise unterrichtet wurden. „Wie, sagten sie unter sich, er verläßt Die, deren Vater er sich nannte? Wo bleibt denn das Genie, das, auf dem Gipfel des Glücks, uns ermahnte, unsere Leiden geduldig zu ertragen? Der unser Blut vergeudet hat, fürchtet sich, mit uns zu sterben? Will er uns denn behandeln wie die Armee von Aegypten, die ihm gleichgültig wurde von dem Augenblick an, wo er der Gefahr entronnen war?" Solche Reden pflogen die Soldaten unter einander mit Zusätzen, welche ihren Unwillen noch kräftiger ausdrückten; und warlich

nie war ein Unwille gerechter, nie eine Menschenklasse mitleidswerther. Die Gegenwart des Kaisers hatte die Chefs in den Schranken der Pflicht gehalten. Kaum aber hatte er den Rücken gewendet, als der größere Theil von jenen, von keiner Schaam zurückgehalten, den Ueberrest der ihnen anvertrauten Regimenter verließ. Bisher hatte man von Entfernung zu Entfernung noch einige Soldaten angetroffen, welche, von ihren Offizieren geführt, sich bei der Fahne hielten, die sie nie zu verlassen geschworen hatten. Von jetzt an war nichts gemeiner, als den Adler in die Tasche zu stecken, oder auch ihn zu vergraben.

Von Königsberg aus war uns die Division Loison, von Wilna auch eine zweite Division Neapolitaner entgegen gezogen. Beide, genöthigt unter zwei und zwanzig Grad Kälte zu campiren, waren beinahe gänzlich aufgerieben, und von den 6000 Mann, welche eine jede ausmachte, sah man bei einem dicken Nebel nur einige schwache Bataillone, welche, wie Unsinnige hin und herliefen, die Erde mit ihren Füßen stampften, damit diese nicht erfrieren möchten, und, von der Kälte übermannt, dennoch nicht selten todt zu Boden fielen. Der Weg, den wir verfolgten, war mit Offizieren bedeckt, die, in Lumpen gehüllt und einen Weidenstock in der Hand, mit eisbedecktem Bart und Haupthaare trostlos fortschlenderten. Dieselben Krieger, einst das Schrecken unserer Feinde, hatten ihre edle Haltung verloren, schlichen unbemerkt weiter, und erhielten auch nicht Einen Blick des Mitleids von Soldaten, welche ihnen sonst gehorcht hatten: eine Lage, die um so schrecklicher war, weil Je-

der, der sich nicht fortbewegen konnte, verlassen wurde, jeder Verlassene aber in der nächsten Stunde ein Kind des Todes war. Jede Beiwacht gewährte am folgenden Tage das Bild eines Schlachtfeldes. Sobald ein Soldat den Beschwerden unterlag, stürzte sich sein nächster Nachbar auf ihn, und noch ehe er gestorben war, hatte man ihn seiner Kleidungsstücke beraubt. Da half kein Bitten, kein Flehen.

Am 7 Dec. kamen wir kurz vor dem Eintritt der Nacht in Jupranoui an. Ermattet, mußten wir Halt machen; aber die überall geöffneten Häuser schützten uns nicht vor der Kälte, und von Hunger und Frost zugleich gequält, mußten wir, um uns zu erwärmen, wie das Vieh zusammenkriechen. Am folgenden Tage kamen wir gegen eilf Uhr in Oszmiana an. Die Kälte war so streng, daß die Soldaten, um nicht zu erfrieren, ganze Häuser anzündeten, und hinterher sah man dann die halbverbrannten Leichname Derer, die, weil sie dem Feuer allzu nahe getreten, ein Raub der Flammen geworden waren, indem sie nicht hatten entfliehen können. Geschwärzt von Rauch und Dampf, noch abscheulicher von dem Pferdeblut, womit sie beschmiert waren, wandelten Unglückliche, wie Gespenster, um die brennenden Häuser, warfen gefühllose Blicke auf die Leichname ihrer Kameraden, und starben bisweilen in dem nächsten Augenblicke, wie diese. Wir hatten zwar darauf gerechnet, daß wir zu Oszmiana Vorräthe finden würden; allein die Magazine waren, wie es hieß, von den Kosaken geplündert worden, und Napoleon selbst war eine halbe Stunde darauf durch die Stadt gegangen. Unter Tod-

ten und Sterbenden unseren Marsch fortsetzend, kamen wir bei einem schlechten steinernen Schlosse an, wo der Vice-König und sein Generalstab eine beschwerliche Nacht zubrachten. In das Unglück, das uns alle traf, war der Unterschied des Ranges und des Standes rein aufgegangen. Vergeblich suchte man sein Ansehn zu behaupten; es war davon gar nicht die Rede. Hatte der Oberst nichts zu essen, so mußte er bei dem Soldaten betteln gehen. Jeder, der etwas zu geben hatte, wäre er auch nur Bedienter gewesen, sah sich von einem Schwarm von Höflingen umgeben, welche, um zu essen, Rang und Auszeichnung bei Seite setzten und selbst zu Schmeicheleien sich herabließen. Kurz: um einen Begriff von der schrecklichen Unordnung zu bekommen, in welche wir durch Hunger und Kälte gerathen waren: so denke man sich dreißigtausend Mann, alle von verschiedenen Graden, und alle zusammen marschirend, ohne irgend eine Ordnung und Disciplin zu beobachten. Weil man nicht wußte, wohin es ging, so machte man Halt nach Laune oder aus Müdigkeit. Die Chefs selbst, gewohnt zu befehlen, und ungeübt in den Kunstgriffen des Soldaten, waren zuverlässig die Unglücklichsten von allen; denn man vermied sie, um ihnen keine Dienste erweisen zu müssen, in einer Lage, wo ein Glas Wasser oder eine helfende Hand Gegenstände der Erkenntlichkeit waren. Die Straße war mit Soldaten bedeckt, die kaum noch eine menschliche Gestalt hatten, und die der Feind nicht mehr zu Gefangenen machen wollte. Jeder Tag war Zeuge neuer schrecklicherer Scenen. Einige hatten das Gehör, andere die Sprache verloren. Viele waren durch

Kälte und Hunger in eine wahnsinnige Betäubung gerathen, worin sie die Leichname ihrer Kameraden brieten oder die Hände und Arme derselben benagten. Manche waren so schwach, daß, da sie keinen Klotz oder Stein mehr wälzen konnten, sich auf die Leiber ihrer todten Brüder niederließen und so in die glühenden Kohlen hineinstarreten; und wenn dann diese Kohlen erloschen, so konnten diese Gespenster nicht wieder aufstehn und fielen denen zur Seite, auf welchen sie gesessen hatten. Noch andere waren ganz verrückt und stürzten sich geradesweges in die Gluthen, bisweilen mit einem krampfhaften Lachen, oder mit einem lauten Gebrüll.

In einer solchen Lage befanden wir uns, als wir auf dem Dorfe Rukoni ankamen, wo es nur einige mit Leichnamen angefüllte Scheunen gab. Da wir nur noch drei Stunden von Wilna waren: so beschleunigten Viele ihren Marsch, um zuerst in dieser Stadt anzukommen, wo sie nicht nur Vorräthe im Ueberfluß zu finden, sondern auch einige Tage zu verweilen hofften. Gleichwohl blieb das vierte Armee-Corps, d. h. die zweihundert Mann, die sich noch beim Appell einfanden, in diesem schlechten Dorfe, und erst mit Anbruch des 9 Dec. verließen wir es nach einer daselbst zugebrachten, ganz abscheulichen Nacht. Kaum hatten wir uns in Marsch gesetzt, als die Baiern, welche die Nachhut bildeten, gelaufen kamen und uns zuriefen: daß der Feind in der Nähe sey. Tages vorher hatte man davon gesprochen, daß sie einen Vortheil davon getragen hätten. Ihre wilde Flucht war ein Beweis vom Gegentheil. Gleichwohl muß man ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie noch zwei Kano-

nen hatten, wiewohl die Pferde so kraftlos waren, daß sie dieselben nicht länger fortbringen konnten. Genug wir erreichten die Vorstadt von Wilna. Unsere Freude darüber wurde nicht wenig niedergeschlagen, als wir diese Vorstadt mit einer unermeßlichen Menge von Wagen, Menschen und Pferden angefüllt sahen. Diese Verwirrung erinnerte mich an die Beresina; und so groß war unsere Betäubung, daß wir alle in dasselbe Thor hinein wollten, ohne zu bedenken, daß es noch andere Eingänge gab. Als wir endlich in der Stadt angelangt waren, verursachte das Unterkommen neue Schwierigkeiten. Die Soldaten vom vierten Armee-Corps mußten sich nach dem Kloster St. Raphael begeben, welches jenseits der Wilia liegt. Ehe man ins Quartier ging, lief man von einem Hause in das andere, um zu essen. Die Läden, die Wirths- und Kaffeehäuser waren, weil sie für die große Zahl nicht ausreichten, alle in einem Augenblick geschlossen, und wir, die dem Hunger nicht länger widerstehen konnten, mußten die Thüren einschlagen, oder die Juden mit vollen Geldbeuteln in der Hand verfolgen.

Zu Wilna erfuhren wir, daß Napoleon incognito durch diese Stadt gereiset sey, ohne andere Bedeckung, als die eines schwachen Detaschements von drei neapolitanischen Cavallerie-Regimentern, das ihm zur Sicherheit entgegengeschickt war. Diese armen Südländer waren halb todt, als man sie musterte; kaum hatten sie Wilna verlassen, als ein Drittel mit erfrornen Händen und Füßen dahin zurückkehrte. Napoleons Abreise hatte übrigens unter den uns ergebenen Lithauern eine große

Bestürzung hervorgebracht; denn sie fürchteten die Rache eines Gebieters, dessen Joche sie sich hatten entziehen wollen. Was uns betrifft, so stellten sich Befürchtungen anderer Art für uns ein; doch beruhigten sich Einige von uns noch durch den Gedanken: Napoleon werde zu Paris auf der Stelle eine neue Armee bilden, das unruhige Frankreich in Zaum halten, und die Verbündeten, deren Abfall uns so gefährlich schien, durch die Furcht an sich fesseln.

Der Schweif unserer langen Colonne war um 3 Uhr Nachmittags kaum in den Vorstädten von Wilna angelangt, als sich die Nachricht verbreitete, die Kosaken hätten alle die Höhen besetzt, welche die Stadt beherrschen. Wirklich dauerte es nicht lange, daß Kanonenschüsse fielen. Auf diesen Lärm rührten die frischen Truppen, die sich in Wilna befanden, die Trommel, und in einem Augenblick war die Stadt in einen Waffenplatz verwandelt. Vermöge eines Ungefährs, welches die Vorsehung zur Demüthigung und Bestrafung des Stolzes herbeiführt, war es dahin gekommen, daß Napoleons Riesenmacht in einem verderblichen Klima keinen anderen Stützpunkt hatte, als die Ueberbleibsel von neapolitanischen Divisionen, die in Tarent und Capua gebildet waren. Da diese Truppen nur allzu bald zerstreut waren: so verbreitete sich der Schrecken in der Stadt, und auf das bloße Wort: die Kosaken! verließen alle Soldaten ihre Quartiere und warfen sich in die Flucht. Selbst der König von Neapel vergaß seine Würde, verließ seinen Pallast, und begab sich in der Begleitung seiner Offiziere außer der Stadt, auf die Straße nach

Konino. Während einige Militärpersonen zu den Waffen griffen, benutzten andere, beim Eintritt der Nacht, die Ausleerung der Magazine, um die Ausrüstungsmittel, welche darin aufgehäuft waren, mitzunehmen. Die bei weitem größere Zahl wollte essen, klopfte an alle Thüren, ohne eingelassen zu werden, drohete mit Plünderung, und erschreckte die armen Einwohner noch mehr, als sie es durch den Kanonendonner waren.

Von jetzt an begriffen wir, daß für uns an keine Ruhe zu denken sey, und daß wir die Dunkelheit der Nacht benutzen müßten, um aus einer so gefährlichen Stellung zu kommen. Es wurde demnach beschlossen, daß wir die Stadt um 11 Uhr räumen wollten. Als die Stunde geschlagen hatte, machten wir uns in aller Stille auf, und was zurückblieb, mußte auf der Straße entweder todt, oder schlafend, oder berauscht liegen bleiben. Voll waren die Höfe, die Gallerieen und die Treppen von Soldaten; aber keiner wollte mit, keiner wollte den Befehlen seines Vorgesetzten noch länger gehorchen. Nachdem wir nun Wilna verlassen hatten, begab sich der Vice-König mit seinem Generalstabe zu dem König von Neapel, wo alle Offiziere bis um 1 Uhr Morgens zusammengehäuft waren. Inmitten einer dunkeln Nacht betrat man den 10 Dec. den Weg nach Konino; allein der Schnee, welcher die Gegend bedeckte, machte, daß wir uns alle Augenblicke verirrten und in der größten Ungewißheit darüber blieben, ob wir auch auf dem rechten Wege wären. Zwei Stunden darauf kamen wir am Fuß einer unzugänglichen Erhöhung an, welche durch das Glatteis noch gefährlicher wurde. Hier

stand

stand der Ueberrest von Napoleons Equipage, das in Wilna zurückgelassene Fuhrwesen, die Feldkasse und alle die Wagen, welche die aus Moskau mitgebrachten Trophäen enthielten; und hieran erkannten wir zuerst den Weg nach Kowno. Aber nun stand man am Fuße eines Berges, der nicht zu ersteigen war, und deutlich hörte man das Gewehrfeuer der Kosaken und unserer Scharfschützen. Voll Misvergnügen, meinten die Meisten, man hätte lieber durch New-Trocki gehen sollen (ein Weg, den die Polen eingeschlagen hatten), um diese fatale Anhöhe zu vermeiden, über welche, seit einem Tage, kein Wagen hinüber konnte. Die Verwundeten und Kranken konnten sich nicht darein finden, daß sie allen bisherigen Gefahren entgangen seyn sollten, um in der Nähe des Hafens zu scheitern. Eine traurige Nothwendigkeit legte uns die Pflicht auf, bis zum Anbruch des Tages zu warten, um zu sehen, ob der Berg, den die Pferde nicht erklimmen konnten, nicht zu umgehen wäre. Es wurde Feuer angemacht, und voll Ungeduld erwartete Jeder den Anbruch des Tages. Der Tag brach an; aber vergeblich sah man sich nach allen Seiten um. Da nun der Weg allzu steil und unsere Pferde allzu entkräftet waren: so gerieth man auf den Gedanken, das in dem kaiserlichen Schatze befindliche Geld von den Soldaten der Bedeckung tragen zu lassen. Inzwischen betrug dieser noch 5 Millionen Franken, größten Theils in Thalerstücken; und indem man seine Zuflucht zu sehr Vielen nehmen mußte, so benutzten die Soldaten diesen Umstand, das ihnen anvertraute Geld für sich zu behalten. Die dem Feinde genommenen Fahnen wurden, wie das

berühmte Kreuz des h. Iwan, am Fuße des Berges zurückgelassen. Was später kam, vermehrte die Zahl der Plünderer, und es gewährte einen anziehenden Anblick, Leute vor Hunger sterben zu sehen, welche unter der Last der Reichthümer erlagen. Auch vertheilten sie dieselben mit großer Gleichgültigkeit unter sich, und wo sie auf den Wagen Eßwaaren fanden, da erhielten diese den Vorzug. Allenthalben lagen aufgeschnittene Felleisen und Mantelsäcke, und die prächtigsten Hofkleider und Pelze wurden von häßlichen Soldaten getragen, die, nachdem die Plünderung beendigt war, 60 Franken für einen Louisd'or ausboten, und zehn Thaler für einen Trunk Wassers gaben. Ja, einer von ihnen bot in meiner Gegenwart ein Faß mit Silber für einige Goldstücke aus, und erhielt diese von einem Oberoffizier, der das Faß in seinen Schlitten nahm.

Man kann sich keinen Begriff von der Auflösung machen, welche, von diesem Augenblick an, in unserer Armee herrschte. Weit davon entfernt, durch einige aus Preußen angelangte Bataillone zu irgend einem Muthe entflammt zu werden, steckte sie dieselben mit ihrem Schrecken an, so daß auch diese die Waffen von sich warfen und die Zahl der Nachzügler vermehrten. Kurz alle unsere Soldaten hatten sich in Trödler verwandelt, und die, welche die Feldkasse geplündert hatten, waren eifrige Käufer, um für ihr Geld doch etwas zu haben. Von allen Seiten sprach man von Kostbarkeiten und Gold- und Silberstangen. Statt der Waffen hatte der Soldat Geld. War es also ein Wunder, wenn man sich vor den Kosaken fürchtete? In dieser Aufgelöstheit langten

wir nach einem 15stündigen Marsche zu Eve an, welches zehn Stunden von Wilna liegt. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als wir den Grafen Mejean ankommen sahen, gestützt von seinem Sohn und von einem Kammerdiener des Vice-Königs. Er hatte seinen Weg von Wilna aus zu Fuße gemacht, und war bei seiner Ankunft ganz erschöpft *). Viele Andere theilten dieselben Beschwerden. Der Prinz von Eckmühl hatte das Fieber, und konnte nur in einem Schlitten reisen. Der Ordonnateur Joubert wurde für todt in Eve zurückgelassen. Man war sehr bekümmert um das Schicksal mehrerer Offiziere, welche bei den Equipagen des Prinzen geblieben waren; aber gegen Abend erfuhren wir, daß, vermöge der Einsicht und ungemeinen Thätigkeit des Pallast-Adjutanten Boutarel, diese Schlitten, um den Berg von Wilna zu vermeiden, den Weg über New-Trocki genommen hatten, und nur deshalb zurückgeblieben waren.

Als wir am 11 Dec. von Eve abgingen, erfuhren wir von Solchen, die sich aus Wilna gerettet hatten, daß die Russen mit Anbruch des Tages in diese Stadt eingerückt wären. Eine große Zahl von Generalen, Obersten, Offizieren und mehr als zwanzig tausend Soldaten, welche aus Ermattung zurückgeblieben waren,

---

*) Er war Staatsrath im Königreich Italien und Sekretair des Vice-Königs. Als solcher hatte er den ganzen Feldzug mitgemacht, worin er einen seiner Söhne verlor. Er kam noch einmal in Italien auf seinen Posten zurück; doch nur um ihn im Jahre 1814 in der Revolution zu verlieren, welche Italien von Frankreich losriß. Anm. des Uebers.

fielen in ihre Hände. Die Offiziere wurden gut behandelt; aber alle Soldaten und Bedienten sollten, wie es hieß, nach Moskau gebracht werden, um diese Stadt wieder aufzubauen; ein um so beklagenswertheres Loos, da dieselben Menschen, die sich von Moskau nach Wilna geschleppt hatten, so muthlos geworden waren, an sich selbst zu verzweifeln, als es nur noch auf wenige Meilen ankam, ihr Leben zu retten. Auch das erfuhren wir, daß die Juden von Wilna über viele unserer Soldaten hergefallen waren, vorzüglich aber über die von der kaiserlichen Leibwache, um sich wegen früher erduldeter Mishandlungen zu rächen.

Von dem Schweife unserer Kolonne blieben noch immer Todte und Sterbende zurück; auch verfolgte uns noch immer eine Wolke von Kosaken, die unsere Soldaten erst plünderten, und dann den Landleuten überlieferten, welche sie unter tausend Mishandlungen zurückführten. Zuletzt wurden die Russen es überdrüßig, Gefangene zu machen. Fielen ihnen Soldaten von der Rhein-Conföderation in die Hände, so bewilligten sie ihnen auf der Stelle die Freiheit, und nahmen höchstens vornehmere Offiziere mit sich. Waren es hingegen Franzosen, die in ihre Gewalt geriethen: so wurden sie geplündert und mitgenommen, wo sie denn Abends Wasser und Holz zusammentragen mußten, ohne dadurch einmal das Recht zu gewinnen, sich an dem von ihnen angemachten Feuer erwärmen zu dürfen. Ganz nach dem schrecklichen Loose des Soldaten, der, zum Kriegführen gezwungen, immer das Opfer der Leiden wird, welche die Streitigkeiten der Könige nach sich ziehen.

Abgemattet von einem der längsten Märsche, kamen wir endlich den 12ten in Kowno an, wo die Ueberbleibsel eines jeden Corps sich vereinigt befanden. Der Gewohnheit gemäß, kampirten sie auf der Straße; und da man wußte, daß unsere beklagenswerthe Lage uns nicht erlaubte, irgend eine Stellung zu behaupten, so gab man die reichlich versehenen Magazine der Plünderung Preis. Auf der Stelle war ein Ueberfluß von Kleidungsstücken, Mehl und Rhum. Mit dem letzten wurde, wie sich denken läßt, sehr verschwenderisch umgegangen. Lange dieses Getränks beraubt, übernahmen sich die Soldaten im Genuß desselben; und die Folge davon war, daß 1000 von ihnen auf dem Schnee einschliefen, um niemals wieder zu erwachen.

Gegen Abend kündigte man uns an, daß das vierte Corps den Weg nach Tilsit einschlagen werde; und da Viele von uns die Gewohnheit hatten, dem Hauptquartier eine Meile voranzugehen, um alle Verwirrung zu vermeiden: so machte sich wirklich ein ansehnlicher Theil auf den Weg nach Tilsit. Um Mitternacht besuchte der Chef des Generalstabes das ganze vierte Corps in einem Zimmer vereinigt, und kündigte uns an, daß der Befehl widerrufen sey, und daß wir nach Gumbinnen aufbrechen sollten. Befehl und Gegenbefehl vollendeten unsern Untergang; auch existirte das ganze vierte Corps von jetzt an in der Hausgenossenschaft des Vice-Königs und in acht bis zehn Offizieren.

Beim Ausmarsch aus Kowno derselbe Tumult wie bei Wilna! Während der Niemen so stark zugefroren war, daß man mit Kanonen hinübersetzen konnte, drängte

man sich um die Brücke. In Kowno und dessen Umgegend sahen wir eine große Zahl von Unglücklichen auf dem Schnee liegen, die im Augenblick der Beendigung dieses verhängnißvollen Feldzuges gefallen waren. Zu diesen Unglücklichen gehörte auch der Oberst Wiedmann, ein Offizier von großem Verdienst, der bisher alle Beschwerden auf das Standhafteste ertragen hatte und gern auf nicht-russischen Grund und Boden gestorben wäre. Das Ungemach, welches die übrige Armee aufrieb, hatte nun auch die kaiserliche Garde erreicht, von welcher täglich mehrere vor Hunger und Frost starben. Unter ihnen verdiente ein alter Grenadier die allgemeine Bewunderung. Hingestreckt auf der Brücke von Kowno, wurde er von der Menge verschont, die, indem sie an ihm vorüberging, seinen Anzug, seine Decoration, vorzüglich aber seine drei Sparren, respectirte. Ruhigen Blicks schien er den Tod zu erwarten; wenigstens verschmähete er, wie so viele Andere, seine Zuflucht zu unnützen Bitten zu nehmen. Erst als zufällig einige von seinen Kameraden an ihm vorübergingen, richtete er sich auf, und als es ihm dazu an Kräften fehlte, so sagte er zu denen, die ihm Beistand leisten wollten: „Laßt es gut seyn; die Hülfe kommt zu spät; ich sterbe besiegt von Feinden, die sich nicht bekämpfen ließen; denn nur Hunger und Kälte haben mich so weit gebracht, wie ihr seht. Dieser Körper, der mehr als zehn Verwundungen widerstanden hat, fällt jetzt zusammen, weil es ihm an einem Stückchen Brod gefehlt hat. Weil aber unsere Feinde nun einmal mit Hülfe der strengen Jahreszeit siegen: so verhindert sie wenigstens die Auszeichnungen

zu schänden, die ich im Kampf mit ihnen erwarb. Bringt meinem Hauptmann die Decoration, die ich auf dem Schlachtfelde von Austerlitz erhielt; bringt ihm auch mein Seitengewehr, dessen ich mich in der Schlacht bei Friedland bediente, und das ihnen noch jetzt verderblich werden sollte, wenn ich mit dem künftigen Frühling eben so nach Petersburg gehen könnte, wie ich nach Moskau gegangen bin."

Kurz, den 13 Dec. ging alles, was von einer Armee von 500,000 Mann noch übrig war, über den Niemen zurück; ungefähr 10000 Mann, von welchen zwei Drittel nie den Kreml gesehen hatten. Als wir das gegenseitige Ufer erreicht hatten, sahen wir, gleich den Schatten der Unterwelt, noch einmal nach dem Landstrich hin, wo wir so viel zu leiden fanden, und Keiner konnte sich vorstellen, daß er vor sechs Monaten nach eben diesen Gegenden hingeblickt hatte, und sich für entehrt gehalten haben würde, wenn er der letzte in Betretung des russischen Bodens gewesen wäre. Hinter der Brücke wendeten wir uns links, um nach Gumbinnen zu kommen; aber viele schlugen den Weg rechts ein, um, dem Befehle von gestern gemäß, nach Tilsit zu wandern. Was uns betrifft, so hatten wir bald einen steilen Berg zu ersteigen, der unserem Fuhrwesen sehr nachtheilig geworden seyn würde, wenn wir dergleichen noch gehabt hätten. Bei dem allen mußten mehrere, in Kowno niedergelegte Pack- und andere Wagen, besonders aber ein trefflicher Artillerie-Park, der vor kurzem von Königsberg angelangt war, am Fuße des Berges zurückgelassen werden. Kaum aber hatten wir das preußische Land be-

treten, als die Trümmer unserer Armee sich nach allen Seiten hin zerstreuten und wie bloße Reisende ein Land durchzogen, das vor sechs Monaten von unseren zahlreichen Armeen überschwemmt war. Der König von Neapel und der Vice-König brachten die Nacht in Skrauda zu; und als wir am folgenden Morgen aus diesem Dorfe ausrückten, drangen die Kosaken in Kowno ein, gingen auf allen Punkten über den erstarrten Niemen, und tödteten oder nahmen zu Gefangenen eine große Zahl von unseren Soldaten, die sich nicht hatten bereden können, daß die Russen über den Niemen gehen würden.

Viele nahmen von Skrauda den Weg nach Thorn; der Vice-König aber ging nach Gumbinnen, wo er ankam, nachdem er den 14, 15, 16 und 17 Dec. zu Pillwizken, Wirballen und Darkehmen übernachtet hatte. Von Gumbinnen aus sendete er seinen Adjutanten, den General Giflenga, nach Königsberg, um alle Diejenigen des vierten Corps, welche nach Tilsit gegangen waren, auf Marienwerder zu instradiren. Königsberg, die erste große Stadt auf unserem Rückzuge, war sehr bald von denen angefüllt, die, nachdem sie glücklich über die Gränze von Rußland zurückgekommen waren, sich hier von allen ausgestandenen Leiden zu erholen hofften. Die Kaffehäuser, die Speisewirthe und die Gasthöfe reichten kaum für unsere Bedürfnisse aus. Abscheulich war die Kälte; aber das angenehme Gefühl, sich gegen dieselbe schützen zu können, verbunden mit dem Vergnügen, seine übrigen Bedürfnisse zu befriedigen, war um so stärker, je mehr man durch sechs Monat

lange Entbehrung dahin gelangt war, an keine Bequemlichkeiten des Lebens mehr zu glauben. Der König von Neapel wurde von den vornehmsten Behörden Königsbergs sehr frostig empfangen. Die Chefs der verschiedenen Corps wollten längs der Weichsel Cantonnements beziehen und bezeichneten die Städte Plock, Thorn, Marienwerder, Marienburg und Elbing zu ihren Hauptquartieren. Unterdeß hatte der Vice-König Gumbinnen verlassen, und war über Insterburg und Wehlau nach Friedland und Eilau gereiset, um die Schlachtfelder bei diesen Städten in Augenschein zu nehmen. Den 27 Dec. langte er in Marienwerder an, wo sich unterdeß der Ueberrest von 40,000 Italienern — ungefähr 800 Mann — versammelt hatte. Er schickte den größten Theil davon, Offiziere sowohl als Soldaten, nach Frankreich und Italien zurück, weil sie für den ferneren Dienst unbrauchbar geworden waren, und belohnte alle Diejenigen, welche sich ausgezeichnet hatten. So verhielt es sich mit den Unfällen, welche das mächtigste Heer, welches Europa bis dahin gesehen hatte, auflöseten und zerstreueten.

(Hier also endigt Labaume seinen umständlichen Bericht von dem Feldzuge in Rußland. Man sieht aus demselben, daß Umständlichkeit und Vollständigkeit zwei ganz verschiedene Dinge sind. Der Feldzug, welchen Napoleon im Jahre 1812 gegen Rußland unternahm, war erst im März des Jahres 1813 durch den Rückzug der Franzosen über die Elbe geendigt. Labaume sagt kein Wort von dem Marsch des Königs von Neapel nach Posen, von den kriegerischen Ereignissen des Januars und Februars 1813, von der Wendung, welche

sie der Politik gaben, von dem Oberbefehl des Vice-Königs über die sogenannte große Armee, von dessen Rückzug erst nach Frankfurth an der Oder, dann nach Berlin, zuletzt über die Elbe. Was ihn bewogen habe, diesen Theil des Feldzuges mit Stillschweigen zu übergehen, wofern es nicht die Absicht war, seinen Helden, den Vice-König, in keinem unvortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen, bleibt dahin gestellt. Indeß scheint es uns, als ob hier kein Grund vorhanden gewesen sey, die Wahrheit zu unterdrücken; denn die Umstände waren in jeder Beziehung so mächtig geworden, daß auch der allerstärkste und entschlossenste Mann ihrem Drange nachzugeben genöthigt war. Französische Offiziere, wenn sie Schriftsteller oder wol gar Geschichtschreiber werden, haben den großen Fehler, alles auf einzelne Personen zu beziehen, und auf das, was dem Militär-Ruhm auch nur von fernher Abbruch thut, mit einer gewissen Aengstlichkeit hinzublicken. Sie mögen entschuldigt seyn durch den Geist, der ihnen einmal eigen ist. Doch die Wahrheit, auf welche bei historischen Werken Alles ankommt, gewinnt dadurch gewiß sehr wenig. In der Geschichte Napoleons scheint uns nichts von größerem Interesse zu seyn, als daß er, unstreitig einer der größten Generale, die es jemals gegeben hat, mit aller Kunst, die ihm eigen war, und mit aller Energie des Charakters, wodurch er sich auszeichnete, dennoch den Kürzeren gezogen hat; und dies gehörig darzustellen, ist eine Aufgabe, welche nicht gelöset werden kann, ohne das ganze menschliche Geschlecht zu unterrichten, und

den Gefallenen selbst — nicht etwa zu entschuldigen — denn wozu wäre wohl die Entschuldigung? — wohl aber in einem milderen Lichte zu zeigen, als es bisher geschehen ist.)

Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien. *)

Ganz Frankreich war bezaubert von dem Manne, der den Frieden von Campo Formio zu Stande gebracht hatte. Die riesenhaften Plane und die ungewöhnlichen Ideen dieses in sich selbst so außerordentlichen Mannes theilten sich allen Geistern mit. Wurde Er von dem Genius der Republik unterstützt, so kann man mit Wahrheit sagen, daß er denselben noch mehr entflammte. Die Täuschung dieser Zeiten lag darin, daß man wähnte, durch eine Regierungsform, die in sich selbst nur eine halbe war, noch etwas mehr bewirken zu können, als das Große, das Auffallende. Zwar fühlte man, daß durch die Revolution Europa's Staatsgesetzgebung zerrissen sey; da man aber nicht zurück konnte, so wollte man vorwärts. Darum schien, nach Napoleons Siegen in Italien, für die Armee der Republik nichts zu groß, nichts zu schwierig zu seyn. Zu allen Zeiten Nachäffer des Alterthums, hatten die Franzosen kaum aufgehört, demüthige Schüler des Brutus und des Cato zu seyn, als sie sich wie Herrn der Welt zu betragen begannen: und so wie die Römer sich Bürger der ewigen Stadt genannt hatten, so nannten die neueren Republikaner sich im Angesicht des ganzen Europa Bürger der großen Nation.

*) Aus Michaud's de Villette Gemählde der Kriege Napoleon Buonaparte's gezogen.

In dieser Stimmung der Geister mußten selbst die närrischsten Gedanken, die ausschweifendsten Entwürfe, einfach und natürlich scheinen. Bekennen muß man indeß, daß der Entwurf, Aegypten zu erobern und daselbst eine Colonie zu stiften, seinen Ursprung nicht in Napoleons Kopfe erhalten hat. Mehr als einmal hatte sich die alte Regierung mit demselben beschäftigt, und in den Cartons der Minister befanden sich viele, auf diesen Gegenstand sich beziehende Plane, welche dem Eroberer Italiens mitgetheilt wurden. Einige derselben rührten von Männern von ausgezeichneter Geschicklichkeit her. Allein sie waren auf eine Seemacht gegründet, deren Grundlagen keine Erschütterung gelitten hatten; sie waren zu einer Zeit entworfen worden, wo unsere Flagge noch als eine Nebenbulerin der englischen erschien, wo das halbe Europa noch zu unsern Verbündeten gehörte, und wo sich, vermöge inniger Verbindungen, erwarten ließ, daß selbst die Pforte die Besitznahme von Aegypten billigen würde. Während des amerikanischen Krieges war dieser Entwurf gemacht worden; und damals ausgeführt, hätte er wenigstens eine nützliche Diversion bewirken können. Blieb nun Frankreich in dem Besitz von Aegypten, so würde es diese Kolonie viel leichter haben behaupten können, als eine in fernen Weltmeeren. Der levantische Handel, welcher vor der Revolution so blühend war, hätte sich erweitert, und in sofern Aegypten das Zentrum desselben war, hatte Frankreich sogar einen Stützpunkt für einen Angriff auf die englische Macht in ihrer schwächsten Grundlage.

Was die alte Regierung mit einer furchtbaren See-

macht und zu einer Zeit, wo alle Mächte des mittelländischen Meeres ihre Verbündeten waren und England in entfernten Welttheilen vollauf zu thun hatte, zu unternehmen allzu vorsichtig gewesen war, dasselbe unternahm Buonaparte mit der einzigen Flotte, die Frankreich zu Gebote stand, in einem Augenblick, wo ganz Europa gegen uns bewaffnet war, und England, auf dem Gipfel seiner Seemacht, darauf rechnen konnte, daß der Großherr sich in seine Arme werfen werde, wo endlich das Handels-Interresse vor allen dasjenige war, was der Republik am wenigsten am Herzen lag. Auch schien das ganze Unternehmen, in diesem Zustande der Dinge, so unwahrscheinlich und so thörigt, daß England und die Türkey, wiewohl am meisten dabei interressirt, nicht eher daran glaubten, als bis es zur Ausführung gediehen war. Und doch wurden die Anstalten dazu auf keine geheimnißvolle Weise gemacht. In ganz Frankreich unterhielt man sich, sechs Monate hindurch, nur von der großen Expedition, welche im Werke sey; und die öffentlichen Blätter trieben die Frechheit so weit, daß sie nicht blos Aegypten als die Küste bezeichneten, wo man landen würde, sondern auch von der Genehmigung des Großherrn als von einer Sache sprachen, die sich von selbst verstände. Allenthalben suchte und kaufte man Charten, Denkschriften und Reisebeschreibungen von Aegypten, und ganz öffentlich warb man Gelehrte, Künstler und Handwerker, welche bestimmt waren, Aufklärung und Glückseligkeit im Orient zu verbreiten.

Zweck und Mittel dieser großen Expedition konnten also unmöglich verkannt werden. Gleichwohl hörten die

ruhigen Beurtheiler nicht auf, das Unternehmen unwahrscheinlich zu finden. Es schien ihnen verwegen, den Erfolg einer großen Operation auf die französische Seemacht in ihrem gegenwärtigen Verfalle zu stützen. So fest waren sie davon überzeugt, die Regierung werde nicht so unbesonnen seyn, die Ueberbleibsel der Marine einem gewissen Verderben auszusetzen, daß sie alle Ausrüstungen für bloße Demonstrationen hielten, wodurch die brittische Regierung getäuscht werden sollte, so daß es nur auf ein Untere hmen schnellen und sicheren Erfolges ankäme. Selbst in Beziehung auf Buonaparte'n wurde es ihnen schwer zu glauben, daß er ein bloßes Abentheuer einer nützlichen Unternehmung vorziehen werde; sein Genius, damals noch wenig bekannt, schien sich nur mit dem wahrhaft Rühmlichen und Großen zu vertragen.

Das englische Ministerium, lange in Ungewißheit über den Zweck unserer Rüstungen, hatte nach allen Weltgegenden Schiffe ausgesendet, welche die französische Flotte aufsuchen sollten; allein, während man sie an den Küsten von Irland und auf der Straße nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung erwartete, und während der Admiral St. Vincent den Hafen von Cadix in der Besorgniß blokirte, die spanische Flotte möchte sich mit der französischen vereinigen, war diese den 19 May 1798 von Toulon ausgelaufen und wogte ganz ruhig auf dem mittelländischen Meere. Unterweges vereinigten sich mit ihr die Transportfahrzeuge, die von Genua, Civita-Vecchia und der Insel Corsika abgesegelt waren, und niemals war aus französischen Häfen eine furchtbarere Expedition ausgegangen; denn man zählte 15 Linien-

schiffe, 8 Fregatten, Fluitschiffe, Corvetten und eine Unzahl von Transportschiffen; kurz, diese neue Armada bestand aus 430 Segeln und hatte 60,000 Mann an Bord, als sie den 9 Juni 1798 bei Malta vor Anker ging.

Wie furchtbar auch die Ausrüstung seyn mochte; so würden ihre Wirkungen vor einer solchen Festung doch kraftlos geblieben seyn, wäre diese nicht, seit längerer Zeit, durch den auffallendsten Verrath verkauft gewesen. Schon seit dem Jan. hatten sich mehrere Emissäre der Republik unter den eitelsten Vorwänden zu Malta niedergelassen. Diese Apostel der Propaganda hatten bei den Festen, welche sie gaben, eine große Anzahl verderbter Bürger und meineidiger Ritter vereinigt. Alles war verabredet worden; und so weit ging die Unverschämtheit der Urheber dieses Complots, daß sie zwei Monate vor der Ankunft Buonaparte's ganz öffentlich eine Subscription zur Bestreitung der Kosten einer Landung an der englischen Küste eröffneten. Der Comthur Bosredon Ransijat, Schreiber des Schatzes, welcher seit 20 Jahren die Finanzen des Ordens zerrüttet hatte, stand an der Spitze der Ränke, wodurch ihr Verderben vollendet werden sollte; und während dieser Verächtliche selbst für die Landung der Franzosen in England unterschrieb, arbeitete er daran, daß ihre Landung in Malta keine Hindernisse finden möchte. Sobald nun die Schiffe der Republik vor der Insel erschienen waren, erklärte dieser Abtrünnige, daß seine Gelübde auf Bekämpfung der Türken, nicht auf Bekämpfung der Franzosen lauteten. Auf den Befehl des

Groß-

Großmeisters ins Gefängniß geworfen, wurde er wieder in Freiheit gesetzt, sobald die schlechten Vertheidigungsanstalten seiner würdigen Mitbrüder Touzard und Bardonenche die Uebergabe des Platzes unvermeidlich gemacht hatten. Beide, obgleich vermöge ihres Ranges an der Spitze des Maltheserheeres, hatten sich wie Bosredon, immer für die Grundsätze der französischen Revolution erklärt, und ihre Maasregeln so genommen, daß, in dem entscheidenden Augenblicke, die tapfersten Ritter in entfernten Forts zerstreut und wie ohne Befehl so ohne Munition waren; beide wußten die Gemüther des Volkes und der Soldaten so zu stimmen, daß, nachdem 13 der treuesten Ritter in einem Gemetzel gefallen waren, die übrigen entfernt oder verhaftet, kurz außer Stande gesetzt wurden, den geringsten Widerstand zu leisten.

Buonaparte brauchte sich also nur zu zeigen. Anfangs verlangte er, mit seiner ganzen Eskadre in den Hafen einzulaufen, um frisches Wasser einzunehmen; und wiewohl diese Forderung nur ein eitler Vorwand war, indem sich die Flotte erst seit 20 Tagen im Meere befand, so willigte doch der Großmeister ein, trotz dem Gebrauche aller Nationen, vier Schiffe zugleich einzulassen. — Der französische General schien beleidigt von dieser Zurückhaltung. Er ließ die Insel umzingeln und seine Armee landete gleichzeitig auf vier Punkten. Sobald nun der schwache Großmeister französische Colonnen auf die von ihm bewohnte Hauptstadt losgehen sah und den Pöbel auf die treuen Ritter schimpfen hörte, schickte er sogleich Unterhändler an den General Buonaparte, und einer derselben war der Comthur Bosredon,

welcher als ein Anhänger der Franzosen noch vor kurzem war eingesperrt worden. Von Seiten des Generals Buonaparte wurden die Herrn Poussielgue und Dolomieu mit dieser Negotiation beauftragt; und diese Wahl war merkwürdig genug, weil jener sich erst vor drei Monaten auf der Insel niedergelassen hatte, dieser, ein ehemaliger Comthur, ein Feind des Ordens geworden war. Zu Dolomieu's Rechtfertigung hat man angeführt, er sei zu dieser Unternehmung hingerissen worden, ohne weder den Zweck noch die Mittel derselben zu kennen, und nach seiner Ankunft in Maltha habe es nicht in seiner Gewalt gestanden, keinen Antheil an der Zerstörung seines Ordens zu nehmen. Allein man kann und darf nicht vergessen, daß er in seiner Jugend aus dem Orden gestoßen war, daß er mit demselben, wie mit dem römischen Hof, einen heftigen Streit hatte, daß er zu den Anhängern der französischen Revolution gehörte, daß er während seines Aufenthalts in Frankreich mit mehreren Ordensgliedern in Briefwechsel stand, und daß gerade diese, zu welchen auch Bosredon gehörte, sich zuerst meineidig und feig bewiesen. Möglich indeß, daß Dolomieu nicht in einem so hohen Grade schuldig war, als man allgemein geglaubt hat. Wie dem auch sey: so begreift man leicht, daß ein Unterhändler wie Bosredon keine große Schwierigkeiten machte und daß die Herrn Poussielgue und Dolomieu nur Befehle zu überbringen hatten, um das, was verabredet war, in der möglich-kürzesten Zeit zu Stande zu bringen.

Kaum waren, seit der Ankunft der Franzosen auf der Insel, vier und zwanzig Stunden verflossen, als sie,

ohne einen Kanonenschuß gethan zu haben, sich bereits in dem Besitz aller Forts, aller Vorrathshäuser und aller Arsenäle der Insel befanden. *) Ihr Anführer hatte sich in einem von den Pallästen der Hauptstadt niedergelassen, wo er den Besuch des Großmeisters erwartete; und als dieser, sey es aus Vergessenheit, sey es aus Gefühl für seine Würde, sich nicht sogleich pflichtmäßig einfand, wurde dieß zu einem Vorwande, ihn mit der größten Strenge zu behandeln und den so eben abgeschlossenen Tractat in allen seinen Theilen zu verletzen. Vergeblich setzte der schwache Greis bald darauf seiner Schande den Gipfel auf, als er an den Bürger Buonaparte schrieb, um ihn für sein Zuvorkommen und seine Großmuth zu danken, und hinzufügte: „daß er sich beeilt haben würde, ihm den Zoll seiner Erkenntlichkeit darzubringen, wenn er aus einem gewissen Zartgefühl sich nicht entschlossen hätte, jede öffentliche Erscheinung zu vermeiden, um die Maltheser nicht an seine Person und ihre alte Regierung zurück zu erinnern." Mit größerer Demuth und Entsagung konnte sich der Großmeister nicht ausdrücken, und eben so wenig konnte er auf eine bestimmtere und positivere Weise abdanken.

Buonaparte war also berechtigt, als Souverän zu handeln, und man weiß, daß er in einem solchen Falle

---

*) Als Buonaparte einige Tage nach der Capitulation auf den Wällen von la Valette mit dem General Caffarelli spatzieren ging und die Stärke und den Bau derselben bewunderte, sagte Caffarelli: „Es war doch in der That ein glücklicher Umstand, das es in dieser Stadt Leute gab, die uns die Thore öffneten!"

es nicht an sich fehlen ließ. Sobald er nun in einem Tagsbefehl erklärt hatte, daß Maltha der französischen Republik gehöre, schuf er auch eine provisorische Regierung, an deren Spitze er, theils aus Noth, theils aus Erkenntlichkeit, eben die Männer stellte, deren Feigheit und Ränke am meisten zur Uebergabe des Platzes beigetragen hatten. Der Ex-Constituent Regnault de St. Jean d'Angely, welcher bei der National-Versammlung den Auftrag hatte, den Vortheil des Ordens zu vertreten, und der für diesen Auftrag ein Jahrgehalt zog, wurde zum Commissarius der Republik bei der neuen Regierung ernannt; und so fiel diese Macht durch die Hände Derer, welchen ihre Vertheidigung anvertraut war. Allenthalben ließ der französische General die Wappen und Zeichen des Ordens abnehmen; und vor den Augen des alten Großmeisters wurde das Brustbild von la Valette zerstört. Am dritten Tage wurde der Großmeister selbst an Bord einer entwaffneten Galeere gebracht, welche nach Triest segelte. In dem Abdankungs-Tractat waren ihm 100000 Rth. jährlicher Einkünfte versprochen worden; davon wurden ihm 100000 Franken, die man baar in den Cassen gefunden hatte, auf der Stelle bezahlt, damit es ihm nicht an Reisegeld fehlen möchte; das Uebrige erhielt er in Anweisungen auf Frankreich. Man wird wohl glauben, daß es bei jenen 100000 Franken sein Bewenden hatte. Der unglückliche Greis begab sich von Triest nach Rußland; und nachdem er zum zweitenmale zum Vortheil Paul des Ersten abgedankt hatte, starb er zu Montpellier, verachtet und vergessen. Gleichzeitig mit ihm mußten alle treue Ritter

die Insel in vier und zwanzig Stunden verlassen. Alle Priester, Mönche und Nonnen wurden aus ihren Klöstern vertrieben, und die meisten von ihnen erhielten sogar den Befehl, die Insel zu räumen. Nur mit dem Bischofe wurde eine Ausnahme gemacht, weil seine Hirtentugenden, nach dem Ausdruck des französischen Generals, zur Uebergabe des Platzes eben so viel beigetragen hatten, wie Bosredons und Bardonenche's Tapferkeit. Der Nahme dieses Bischofs ist unbekannt geblieben.

Während Buonaparte zu Maltha also aufräumte, unterhielt er Einverständnisse mit den griechischen Unterthanen der Pforte, überschüttete er diese mit Versicherungen seiner Freundschaft, entwarf er Proklamationen an die Türken und Araber, und nahm er die Juden unter seinen besonderen Schutz, indem er ihnen erlaubte zu Malta eine Synagoge zu stiften, und sich anheischig machte, den Tempel des Herrn zu Jerusalem wieder aufzubauen. Hierüber vergaß er keinesweges die Mittel der Gewalt. Er bemächtigte sich zweier Linienschiffe, einer Fregatte und mehrerer Galeeren, welche sich in dem Hafen befanden, und leerte nebenher die Magazine und Arsenäle aus. Da es ihm besonders an geübten Matrosen fehlte: so zwang er durch eine Art von republikanischer Presse die malthesischen Seeleute, auf seiner Eskadre Dienste zu nehmen. Die Conscription war damals in Frankreich noch nicht eingeführt; dies verhinderte ihn indeß nicht, die malthesische Jugend zum Dienst in der Land- und Seemacht zu nöthigen. Seine Vorsehung erstreckte sich bis auf die Kinder, vorzüglich der

begüterten Einwohner. Er ließ eine Liste davon anfertigen, um sie in den Schooß der Mutter-Republik zu versetzen, wo sie eine soldatische und liberale Erziehung erhalten sollten, mit dem Verwarnen, daß Eltern, welche sich dagegen sträuben würden, eine Geldstrafe von 1000 Thalern erlegen sollten. Die Ausführung dieses schönen Entwurfs wurde durch den Drang der nachfolgenden Ereignisse verhindert. Er ließ sich auch die öffentlichen Kassen, den Schatz des h. Johann, das Silbergeschirr des Hospitals, das der sämmtlichen Kirchen und selbst das der Einwohner abliefern. Dies alles wurde in Barren verwandelt, die man an Bord der französischen Schiffe brachte; und nachdem er auf diese Weise das Glück und die Wohlfahrt von Maltha begründet hatte, verließ er nach einem Aufenthalt von zehn Tagen diese Insel, um seine übrigen Entwürfe der Ausführung näher zu bringen.

Begünstigt von den Winden, gleich begünstigt von der Entfernung und dem ungewissen Lauf der brittischen Geschwader, langte die Französische Flotte, zwölf Tage nach ihrer Abfahrt von Maltha, in der Gegend von Alexandrien an. Während der Ueberfahrt hatten die Landungstruppen von nichts so sehr gelitten, als von der Hitze; indeß hatten sie alle Beschwerden in der Erwartung ertragen, daß man sie nach einem Lande führen werde, wo es nur von ihnen abhangen würde, sich nach Herzenslust zu bereichern; denn vor der Abfahrt von Toulon hatte der General ihnen versprochen, daß jeder Geld genug zurückbringen sollte, um wenigstens 10 Morgen Ackers zu kaufen. Aegypten war also für sie das

gelobte Land. Daher jubelten sie unmäßig beim Anblick des festen Landes. Eine noch lebhaftere Freude darüber aber empfand ihr Anführer; denn niemand kannte die Schwierigkeiten einer solchen Seefahrt besser, wie er; niemand wußte besser, als er, zu beurtheilen, welchen Gefahren seine Armee, während einer vierzehntägigen Ueberfahrt unter der Leitung ungeschickter Seeleute ausgesetzt gewesen war. Als er jetzt endlich auf der Rhede von Alexandrien ankam, war das erste, was er erfuhr, daß vier und zwanzig Stunden vor ihm zwölf englische Linienschiffe die Rhede verlassen hätten. Diese Nachricht weckte alle Besorgnisse von neuem; daher seine Ungeduld, ans Land zu kommen: eine Ungeduld, die nicht zu besänftigen war. Vergeblich stellte man ihm vor, der Ungestüm des Meeres sei allzu groß, als daß man sich der Küste mit Linienschiffen nähern könnte; erst als zwei von diesen Schiffen an einander gefahren und auf das Admiralsschiff gefallen waren, erlaubte er, daß man wieder die Höhe gewinnen durfte. Indeß dauerte seine Unruhe fort, und sein Streben nach dem festen Lande war so heftig, daß er auf die Gefahr von den Wellen verschlungen zu werden, sich zuerst in eine Schaluppe warf. Er kam glücklich ans Ufer. Bald darauf landete auch seine Armee. In vier und zwanzig Stunden war das Werk mit geringem Verluste zu Stande gebracht, und gleich am Morgen des folgenden Tages befand sich beinahe das ganze Heer vor den Mauern Alexandriens.

Nichts war leichter, als sich dieser Stadt zu bemächtigen, welche nur von Pöbel und von einigen Kaufleuten vertheidigt wurde, die sich in der Eil bewaffnet

hatten. Eine Umgebung von alten Mauern, ohne Graben, ohne Bastionen und ohne Geschütz, war das einzige Hinderniß, auf welches die Franzosen stießen. In der Mauer gab es sogar Breschen, die man nicht ausgebessert hatte. Die Vertheidiger Alexandriens, voll Bestürzung und Furcht, warteten nur auf eine Aufforderung, um dem Sieger auf ihren Knieen für seine Großmuth zu danken. Aber eine solche Aufforderung lag nicht in Buonaparte's Plane. Er wollte durch das Schrecken seiner Waffen einen starken Eindruck machen. Also, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, ohne irgend eine Beschwerde vorbringen zu können, entwickelte der Oberbefehlshaber der französischen Armee vor einer vertheidigungslosen, im Schooße des Friedens überraschten Stadt, seine ganze Stärke. Die Einwohner wußten nicht, was sie davon denken sollten. Mehr aus Furcht, als aus irgend einem anderen Beweggrunde, setzten sie sich zur Wehre, als die Franzosen auf sie losgingen. Steine und einige kraftlose Kugeln waren ihre einzigen Waffen. Dies konnte, wie sich leicht denken läßt, die Franzosen nicht verhindern, durch fertige Breschen zu dringen, und Mauern zu ersteigen, welche Reisende mit unseren Gartenmauern verglichen haben. Indeß wollte der Zufall, daß die Generale Kleber, Bon und einige andere in diesem seltsamen Sturm verwundet wurden. Vielleicht blieben auch einige Soldaten im Kampf mit Solchen, die sich in die Moscheen und auf die Thürme zurückgezogen hatten, nicht sowohl um Widerstand zu leisten, als um nicht niedergemetzelt zu werden. Wie dem auch gewesen seyn möge: die Stadt wurde geplün-

dert und das Gemetzel dauerte einige Stunden unter dem Vorwande, daß die Stadt sich nicht ergeben habe.

Buonaparte machte Anfangs dem Scherif von Alexandrien einige Schmeicheleien, weil er seiner zur Ausführung seiner Entwürfe nöthig zu haben glaubte; er beschenkte ihn mit einer dreifarbigen Schärpe und trug ihm auf, dem Volke die Wahrheit zu verkündigen. Allein, kurze Zeit darauf wurde derselbe Mann der Verschwörung angeklagt; man verhaftete ihn und brachte ihn mit noch einigen Anderen von den vornehmsten Einwohnern an Bord des Admiralschiffs, wo er bis zum 13 Juli blieb. Beinahe in eben dem Augenblick, wo dieses zerstört werden sollte, wurde er aus seinem Gefängniß geholt, nach Cairo gebracht und daselbst hingerichtet. Buonaparte ermangelte nicht, seinen Kopf auf eine Pike stecken zu lassen. So wurde er in Cairo umhergetragen, indem man dabei ausrief: Koraim, Scherif von Alexandrien, zum Tode verdammt, weil er seine Schwüre gebrochen hat. Das über den unglücklichen Scherif ausgesprochene Urtheil war von keinem Beweise unterstützt; und General Kleber, welcher ihn aus Uebereilung hatte verhaften lassen, bereuete in der Folge recht sehr, ihn der Wuth des Oberfeldherrn hingegeben zu haben. Das einzige Unrecht dieses achtungswerthen Greises bestand in der Freimüthigkeit und Würde, womit er dem französischen General auf die Frage: Wie man sich habe vertheidigen können, und ob der Name Buonaparte keine Achtung eingeflößt hätte? zur Antwort gab: Er habe diesen Namen niemals nennen gehört. Eine ähn-

liche Antwort hätte Alexander dem Großen Güte und Großmuth eingeflößt.

Durch einen unnützen Sturm und durch ein abscheuliches Gemetzel bezeichnete also die französische Armee ihre ersten Schritte auf muselmännischem Grund und Boden; und so behandelte Buonaparte die Unterthanen des treuesten Verbündeten von Frankreich, sie, die noch vor wenigen Tagen sich geweigert hatten, die Engländer auf ihrer Rheede frisches Wasser einnehmen zu lassen.

Gleich am folgenden Tage erschien in derselben Stadt jene eben so lächerliche als schändliche Proklamation, worin der französische Feldherr sich zum Vertheidiger des Islam machte. Sie war an die Völker Aegyptens gerichtet, und Buonaparte forderte sie darin auf, nicht zu glauben, daß er gekommen sey, ihre Religion zu zerstören. „Antwortet," sagte er, „meinen Feinden, daß ich gekommen bin, eure Rechte wieder herzustellen, die Usurpatoren zu bestrafen, und daß ich Gott, seinen Propheten und den Coran höher achte, als selbst die Muselmänner. Sagt ihnen, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, und daß Einsicht, Talente und Tugenden den einzigen Unterschied bilden. Welche Einsicht, welche Talente, welche Tugenden aber zeichneten wohl die Mamelucken aus, um ausschließlich alles zu besitzen, was das Leben lieb und werth macht? Wo ist ein schöner Besitz, der nicht den Mamelucken gehörte? Ist Aegypten ihr Pachtgut, so mögen sie den Contrakt zeigen, den Gott ihnen gegeben hat. Allein Gott ist gerecht und mitleidig gegen das Volk. Alle Aegypter sind zu allen Aemtern berufen, und wenn die Einsichtsvollen, die

Weisen, die Tugendhaften regieren: so wird das Volk glücklich seyn. Cadis, Scheiks, Imans, sagt dem Volke, daß auch wir ächte Muselmänner sind. Haben wir nicht den Pabst gestürzt, welcher sagte, daß man die Muselmänner bekriegen müsse? Haben wir nicht die Maltheser-Ritter zerstört, weil diese Unsinnigen glaubten, es sey Gottes Wille, daß die Muselmänner bekriegt würden? Und sind wir nicht zu allen Zeiten die Freunde des Großherrn und die Feinde seiner Feinde gewesen? Haben sich dagegen die Mamelucken nicht zu jeder Zeit gegen den Willen des Großherrn aufgelehnt, den sie noch immer nicht anerkennen?"

Welchen Eindruck diese Proklamation machte, läßt sich leicht abnehmen. Wer hätte nach dem, was so eben in Alexandrien vorgegangen war, daran glauben können? Dem Großherrn ließ Buonaparte um die nämliche Zeit sagen, er habe seine Vertheidigung gegen die Mamelucken übernommen; allein der Großherr wußte zu gut, woran er war, um den Schiffscapitän, der ihm Buonaparte's Schreiben überbrachte, nicht samt dem Bürger Beauchamp, damaligem Consul der französischen Republik zu Moscate, der jenen auf Buonaparte's Befehl begleitete, in die sieben Thürme sperren zu lassen. Unmittelbar darauf erfolgte die Kriegserklärung der hohen Pforte gegen Frankreich.

Als nun Buonaparte sah, daß er auf die Genehmigung der Pforte Verzicht leisten müsse, nahm er seine Zuflucht zu einer noch weit unglaublicheren Lüge, als alle seine Glaubensbekenntnisse waren; er verfaßte nämlich eine Proklamation des türkischen Kaisers an die Völ-

ker Aegyptens, nach welcher er sich dieses Landes mit Genehmigung des Großherrn bemächtige. Diese Proklamation fand mehr Eingang, als die übrigen, indem Viele von den Bewohnern Aegyptens, vorzüglich aber die Mameluken, glaubten, Sultan Selim sey, wie in der Proklamation gesagt wurde, wirklich der Beschützer und Freund des französischen Generals. Eine ähnliche Proklamation, worin von großer Achtung für den Koran die Rede war, wurde an die Araber der Wüste gerichtet, damit sie die vereinzelten französischen Soldaten weniger berauben und ermorden möchten. Doch nur ein einziger Stamm von diesen Barbaren glaubte solchen Verheißungen und schickte Abgeordnete an die französische Armee. Diese wurden mit Geschenken überschüttet, versprachen die Conföderation zu vermehren und spannten die Erwartung des französischen Obergenerals so hoch, daß er sich nicht entbrechen konnte, von der Deputation der Beduinen als von einem großen Ereigniß in seinen Berichten an das Directorium zu reden. Doch diese Beduinen, noch verschmitzter als der französische General, hielten nicht Wort, und die französische Armee hatte, während ihres Durchgangs durch die Wüste nur allzuviel zu leiden von diesen fürchterlichen Feinden, welche 25 Schritte von den französischen Colonnen die Offiziere des Generalstabes ermordeten.

Der Weg führte nach Cairo. Siebzehn Tage marschirte man ohne Brodt, ohne Wein, ohne Brandtwein, und fünf Tage sogar ohne Wasser, durch brennenden Sand, den Feind immer auf den Fersen. Die einzige Nahrung der Armee bestand in Pasteken und Wasserme-

lonen. Eine Unzahl starb vor Hunger und Durst. Obgleich auf jedem Schritt der Eine oder der Andere fiel, so mußte man doch immer in geschlossenen Colonnen marschieren, weil die Feinde jede Unordnung benutzten, um einzuhauen. Tag und Nacht war der Soldat unter den Waffen. Das Misvergnügen lag ganz deutlich auf allen Gesichtern, und bisweilen waren die Soldaten auf dem Punkt, den Gehorsam zu verweigern. Einige von ihnen erschossen sich; andere stürzten sich in den Nil, noch andere begingen die größten Ausschweifungen gegen ihre Offiziere. Dies alles berührte den Obergeneral so wenig, daß er seine Kaltblütigkeit auch nicht einen Augenblick verlor; und da die große Mehrheit eine bewundernswürdige Ergebung und Geduld zeigte: so wurde es ihm nur um so leichter, auf alle Beschwerden mit Geistesgegenwart zu antworten und die Gemüther zu besänftigen. Ein besonderes Glück für ihn war unter diesen Umständen, daß von den Schlachtopfern seiner Verblendung und seines Ehrgeizes niemand wußte, daß es nur darauf ankam, einige Stunden früher in Cairo anzulangen. Nichts war einfacher und leichter, um von Alexandrien nach Cairo zu kommen, als der Meeresküste bis nach Rosette nachzugehen, und dann, begleitet von einer Flottille, das linke Nil-Ufer zu verfolgen. Da Buonaparte in seiner Marine bedeutende Transport-Mittel besaß, so konnten Lebens- und Kriegsmittel, ja sogar die Tornister der Soldaten, auf der Flottille fortgeschaft werden. Der Umweg würde nicht einmal von großer Bedeutung gewesen seyn; denn die Division Dugua, welche die so eben beschriebene Straße einschlug, kam

beinahe zu gleicher Zeit mit der Armee bei Ramahnie an, ob sie gleich nur kurz vor dieser von Alexandrien aufgebrochen war. Kurz, es läßt sich nicht begreifen, was Buonaparte'n bewog, den Weg durch die Wüste vorzuziehen, es sey denn, daß er einige Tage gewinnen und den Feind an der Vereinigung seiner Streitkräfte verhindern wollte. Aber diese Afrikaner waren wirklich nicht die Leute, welche eine Verzögerung von einigen Tagen benutzen konnten oder mochten, und für die Franzosen bedurfte es warlich keiner Ueberraschung, um ihnen überlegen zu seyn. Uebrigens mußte dem Feldherrn daran gelegen seyn, seine Armee nicht gleich Anfangs muthlos zu machen durch Beschwerden, welche in einem so südlichen Clima unerträglich waren.

Zu Chebreiss stieß die französische Armee zum erstenmale auf Mamelucken-Schwadrone, und hier zum erstenmal hatte sie Gelegenheit, die Vorzüge der Tactik und Kriegszucht vor einer ungeregelten Tapferkeit kennen zu lernen. Der linke Flügel der Franzosen stützte sich an den Nil. Ihre Flottille, welche diesen Strom aufwärts gegangen war und sich auf gleicher Höhe mit der Armee gehalten hatte, hätte eigentlich den linken Flügel decken sollen; allein, vermöge einer Unvorsichtigkeit des Generals, war sie auf Entdeckungen ausgesendet worden, und über die Stirn der Linie weit hinausgegangen. Diesen Fehler benutzten sechs türkische Schaluppen, die sie vor sich hergejagt hatte, um zu wenden und sie mit großem Ungestüm anzugreifen. Sie bemächtigten sich zweier französischen Fahrzeuge, ermordeten die Mannschaft derselben, plünderten was zu plündern war und standen

nicht eher ab, als bis sich die Divisionen der Stellung von Chebreiss bemächtigt hatten. Was nun diese Stellung betrifft, so wurde sie von einem 4000 Mann starken Cavallerie-Corps Türken vertheidigt, welches keine andere Infanterie mit sich führte, als eine kleine Anzahl von Knechten, welche ihnen ungefähr eben so folgten, wie im 14 Jahrhundert die Vasallen den Baronen und Rittern Europa's. Der größte Theil dieser Knechte, in Aegypten Fellahs genannt, kämpfte zu Chebreiss hinter den Herren und durchschwärmte die Gegend. In dem Dorfe selbst, auf dem wichtigsten Punkt, waren einige Pelotons schlechter Infanterie zurückgeblieben. Sobald die Mamelucken bemerkt hatten, daß ihnen nur Infanterie gegenüber stand, bemächtigte sich ihrer das Gefühl der Verachtung. Sie selbst gewährten keinen schlechten Anblick. Strotzend von Eisen und Gold, und auf sehr schönen Pferden sitzend, setzten sie die Franzosen Anfangs in kein geringes Erstaunen; aber die Art ihres Angriffs entschied über ihren Werth als Soldaten. Das Ordnungslose in diesem Angriff mußte um so schneller zu einer Niederlage führen, da sie es mit 5 Vierecken zu thun hatten, deren Winkel mit Artillerie und deren Seite mit Scharfschützen besetzt waren. Einen noch bedeutenderen Fehler begingen sie dadurch, daß sie ein Dorf verließen, das sie als den Schlüssel zu ihrer Stellung betrachten konnten. Voll Unordnung gaben sie dies Dorf preis und stellten sich vor dem rechten französischen Flügel auf, der sie festen Fußes erwartete und einen großen Theil durch Flintenschüssen niederstreckte. Zwar erneuerten sie den Angriff mehr als einmal, und galoppirten mit einem

erstaunlichen Muth längs den Vierecken hin; aber in dem Mangel an Methode blieben sie sich gleich, und ein einziges, tüchtig gebildetes Schwadron, daß sie in dieser Lage angegriffen hätte, würde sie in Stücken gehauen haben. Als sie nun endlich sahen, daß der französischen Linie nichts anzuhaben war, so entfernten sie sich mit eben der Uebereilung, womit sie angegriffen hatten, und verließen eine Stellung, welche von einer regelmäßigen Armee noch mehrere Tage hätte streitig gemacht werden können; denn wenn Chebreiss mit 4 bis 5000 Mann Infanterie besetzt gewesen wäre, so würde Buonaparte genöthigt gewesen seyn, sich vom Nil zu entfernen und mit seinem rechten Flügel in der Wüste zu marschieren, sich trennend von der Flottille, die seinen linken stützte und für ihn von bedeutender Hülfe war.

Auf das Gefecht bei Chebreiss folgte, acht Tage später, die Schlacht bei den Pyramiden, in der Nähe von Cairo. Die Stellung der Armeen war vollkommen dieselbe; die Resultate konnten also nicht verschieden seyn. Zwar hatte Murad-Bey beträchtliche Streitkräfte versammelt; allein sie bestanden, wie früher, in lauter Reiterei. In einer vor dem Dorfe Embabe errichteten Schanze waren dreißig Kanonen angebracht. Dies Dorf lag an dem Nil-Strom, wo eine Flottille die Flanke beider Armeen deckte, gerade wie bei Chebreiss. Auch Buonaparte's Dispositionen waren dieselben, und mußten es seyn, weil es ihm an der nöthigen Reiterei fehlte. Diese Schlachtordnung war zum zweitenmale von großem Nutzen für den rechten Flügel, wo 2000 Reiter die Bataillone zu verschiedenen Malen anfielen. Ihre Angriffe

waren

waren so lebhaft, daß die französischen Soldaten sich nicht erinnerten, jemals etwas Aehnliches gesehen zu haben. Wie ein Bergstrom stürzten sie sich zwischen zwei Vierecke; aber die Franzosen erwarteten sie mit Kaltblütigkeit und in einem Augenblick waren hundert und funfzig Mamelucken zu Boden gestreckt. Sie kehrten um, und kamen zurück, und wurden auf dieselbe Weise empfangen; sie kehrten von neuem um, und warfen sich auf den linken Flügel und erfuhren dasselbe Schicksal. Der linke Flügel bemächtigte sich hierauf des Dorfes Embabe, trotz der dreißig Kanonen, wodurch es vertheidigt wurde; und Murad-Bey, der dies nicht erwartet hatte, trat seinen Rückzug an, und gab sein Lager preis, wo die Franzosen viel Bagage, Munition und Lebensmittel fanden. Das Schlachtfeld verwandelte sich auf der Stelle in einen Markt. Mitten unter Leichnamen verkaufte man Pferde, Kameele, Kleidungsstücke, Waffen. Welche Verwirrung, welches Gemälde! In dem Schweigen des Todes die stürmischste Freude. Diese aßen und tranken; andere schmückten ihre Häupter mit blutigen Turbanen; noch andere legten die Pelze an, die sie erbeutet hatten. Das Gewimmel dauerte bis zum Eintritt der Nacht

In beiden Schlachten war der Ungestüm der orientalischen Reiterei gescheitert an der ruhigen Tapferkeit europäischer Bataillone; in beiden hatte sich gezeigt, daß die Orientalen, indem sie sich das Feuergewehr aneigneten, weit davon entfernt blieben, sich die europäische Tactik und Diciplin zu eigen zu machen. Diesen verdankte Buonaparte seine ersten Fortschritte in Aegypten bei weitem mehr, als seiner Geschicklichkeit, welche hier

einen sehr engen Spielraum hatte. Was die ersten Pflichten eines Oberfeldherrn betrifft, das h. die Sorge für Lebensmittel, Munition und Gesundheit der Soldaten, so blieb er davon eben so unberührt, wie er es immer gewesen war.

Nach der Schlacht bei der Pyramiden kamen die die vornehmsten Einwohner von Cairo dem Sieger entgegen, um ihn um Schonung für diese Stadt zu bitten. Er bewilligte, was er nicht versagen konnte, und schlug den 25 Jul. 1798 sein Hauptquartier zu Cairo auf. Dessaix verfolgte Murad-Bey in Ober-Aegypten; die Avantgarde, unter den Befehlen des Generals Leclerc, erhielt den Auftrag, das Corps von Ibrahim-Bey an den Gränzen von Syrien zu beobachten und der Ueberrest der Armee vertheilte sich in Nieder-Aegypten. Die Stimmung der Armee war noch immer nicht die beste; denn immer deutlicher leuchtete dem Soldaten ein, daß er betrogen sey. Als sie zuerst den Fuß in die Wüste setzten, riefen sie einhällig aus: „das sind die uns versprochenen Morgen Landes!" Alexandrien und Cairo waren keine Städte, welche mit den Städten Italiens und Frankreichs verglichen werden konnten. Ueberall stieß man auf die bitterste Armuth. Die Männer in ihren blauen bis an den Gürtel reichenden Hemden und ihren zerrissenen und schmutzigen Turbanen waren mit eckelhafter Arbeit beschäftigt; die Weiber, in schwarze Lumpen gehüllt, boten den Vorübergehenden ihre Kinder an. Die Häuser waren eben so niedrig als schmutzig, und überall herrschte der größte Mangel an gewohnten Bequemlichkeiten. Cairo hatte man sich als den Mittelpunkt des indischen Han-

dels und als eine Stadt voll Pracht und Herrlichkeit gedacht. Wie viel fehlte daran, daß dem so gewesen wäre. Die Bewohner gaben denen von Alexandrien in Hinsicht der Unsauberkeit und des Elends gar nichts nach. Am ruhigsten ertrug noch der gemeine Soldat sein Schicksal. Was sonst noch der Armee gefolgt war, sah sich aufs grausamste getäuscht; vorzüglich die Gelehrten, welche, ungewohnt der Beschwerden und Entbehrungen, sich in eine Welt versetzt sahen, die von keiner Seite zu ihnen paßte. Napoleon selbst bereuete, sich in ein Abentheuer gestürzt zu haben, das auf keine Weise glücklich endigen konnte. Er sehnte sich zurück nach Frankreich und trug in einem Briefe von Cairo (7 Thermidor (Jul.) 1798) seinem Bruder Joseph auf, ihm in der Bourgogne ein Landgut zu kaufen, wo er den Winter zubringen könnte.

Inzwischen nahm er die Miene an, als wolle er Aegypten für immer behaupten. Er warf sich zum Gesetzgeber dieses Landes auf; und da in jenen Zeiten alle Völker, welches auch ihre Sitten, ihre Religion und ihr Charakter seyn mochten, die große Nation nachahmen sollten: so machte er, vor allen Dingen, Republikaner aus den Bewohnern dieses nur allzu unglücklichen Landstrichs. Unter der Benennung von Divanen wurden in ganz Aegypten Municipalitäten geschaffen. Er selbst umgab sich mit einem Divan. „Ich habe gestern, schrieb General Boyer an seine Freunde in Frankreich, Buonaparte's Divan gesehen, neun Automaten, türkisch gekleidet, mit prächtigen Turbanen und mit Bärten, welche mich an die zwölf Apostel erinnern, die mein Vater in

seinem Schranke verborgen hielt. Was den Verstand, die Kenntnisse und die Talente der Türken betrifft: so ist dies ein leeres Blatt, und bleibt es." Aus Menschen dieser Art suchte also Buonaparte republikanische Philosophen zu erziehen. Wie weit er damit kommen konnte, braucht nicht gesagt zu werden. Genug, daß die glänzenden Theorieen des achtzehnten Jahrhunderts keine beßere Anwendung finden konnten. Unstreitig gab er das Bekehrungsgeschäft sehr bald auf, als sein großer Gedanke nach der Gränze von Syrien hingezogen wurde.

Die reiche Karavane von Mekka — so nannte sie Buonaparte in seinen Berichten — wurde an den Gränzen von Syrien erwartet und Ibrahim-Bey's Armee hatte die Beschützung derselben übernommen. Welche herrliche Gelegenheit zu einem trefflichen Fang! Buonaparte brach mit drei Division nach Syrien auf. Der Vorwand war, daß Ibrahim-Bey geschlagen werden sollte, die wahre Absicht beschränkte sich auf das Auffangen der Karavane. Dies erhellt aus einem Schreiben des damaligen Obersten Lasalle an seine Mutter, worin es heißt: „wir ziehen der Karavane von Mekka entgegen, um sie den Mameluken abzunehmen, und wenn uns dies gelingt, so verspreche ich dem, der am besten für Sie, meine Mutter, sorgt, einen indischen Schawl." Der Fang war indeß nicht so vollkommen, als man sich ihn gedacht hatte. Die Beduinen waren früher an Ort und Stelle gewesen als die Franzosen, und diese mußten den Räubern der Wüste die Beute streitig machen. Nur die Hälfte derselben fiel in Buonaparte's Hände, und man macht sich einen angemessenen Begriff von ihrem Betrage,

wenn man weiß, daß hundert Kameele kaum hinreichten, sie nach Cairo zu bringen. Den Schein zu retten, wurden die armen Araber als Räuber verfolgt. Man nahm ihnen einige Ballen ab, die sie noch nicht hatten bergen können, und Buonaparte gab den Pilgrimmen von Mekka den hunderten Theil des ihnen Geraubten zurück, bestrafte seine Helfershelfer mit dem Tode, und rühmte sich bei dem Directorium seiner Gerechtigkeitspflege. Dies alles würde unglaublich scheinen, wenn es durch die Aussage von mehr als hundert Zeugen bewahrheitet wäre, und wenn Buonaparte es in seinen offiziellen Berichten nicht selbst bestätigt hätte. „Wir sahen," heißt es in dem vom 2 Fructidor (Aug.) 1798, „Ibrahim Beys unermeßliche Bagagen vorüberziehen. „Einige funfzig Araber wollten an unserem Angriff Theil „nehmen, um die Beute mit uns zu theilen. — Wir „nahmen ungefähr 50 Kameele mit verschiedenen Waa„ren beladen." Mehr sagt Buonaparte freilich nicht; aber entschiedener ist das Zeugniß des Herrn Miot, damals Kriegs-Commissärs bei der Armee, der schon seit längerer Zeit von dem, was er gesehen hat, einen Theil bekannt zu machen, aufrichtig und entschlossen genug gewesen ist. „Ein arabischer Stamm," sagt dieser Administrator, „wollte mit uns plündern, und Buonaparte „nahm den Vorschlag an."

Dieser Raub setzte den Orient in Schrecken. Alle Handelsverbindungen hörten auf. Unstreitig würde der französische General nur klug gehandelt haben, wenn er die Karavane auf eine wirksame Weise beschützt hätte; allein er fand für gut, seinem Instinkte zu folgen, nach

welchem er das, was er durch List nicht erhalten konnte, auf dem Wege der Gewalt zu gewinnen suchte. Allzu spät leuchtete ihm ein, wie sehr er sich selbst geschadet habe, und um den Wirkungen seiner Gewaltthätigkeit vorzubeugen, schrieb er mit gewohnter Heuchelei dem Scheriff von Mekka: „Die Straße von Cairo nach Suez sey offen und sicher, und er könne den Kaufleuten die Versicherung geben, daß sie ihre Waaren ohne alle Besorgniß dahin versenden und verkaufen könnten.“ Diese Lügen täuschten indeß Keinen, und der Stillstand des Handels dauerte fort, so lange Franzosen in Aegypten waren. Um ähnliche Fänge zu machen, hatte er sich Reiterei angeschafft. Sie bestand aus ungefähr 600 Mann. Von welcher Beschaffenheit sie war, läßt sich leicht denken. Gleich in dem ersten Zusammenstoß mit den Mameluken litt sie auf das Empfindlichste, und zwar um so mehr, da sie von keiner Infanterie unterstützt war. Dies geschah in dem Treffen von Salehieh, dem ersten, worin die Franzosen in Aegypten den Kürzern zogen. Die Armee war aufs Neue ohne Reiterei. Was geschehen war, blieb für das Directorium ein Geheimniß, außer in sofern Buonaparte, indem er von einem neuen Siege sprach, den Mameluken die Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß sie ungemein tapfer wären, und ein vortreffliches Corps leichter Reiterei bildeten.

Bei seiner Zurückkunft von dieser aus Glück und Unglück zusammengesetzten Expedition, erfuhr Buonaparte die Vernichtung seiner Flotte auf der Rheede von Abukir. Man erinnert sich, mit welcher Uebereilung die Landungstruppen ans Land gesetzt wurden. Gleiche Be-

wandniß hatte es mit der Artillerie und Munition. Der Admiral machte hierauf vergebliche Versuche, mit seiner Eskadre in den Hafen von Alexandrien einzulaufen. Nur die Fregatten und Transportfahrzeuge konnten in demselben geborgen werden. In Hinsicht der Linienschiffe würde es nöthig gewesen seyn, ihr Geschütz ans Land zu bringen; allein sie konnten jeden Augenblick angegriffen werden. Buonaparte hatte indeß befohlen, daß man die Einfahrt in den Hafen auf alle Weise versuchen sollte; denn vor allen Dingen wollte er die Eskadre zu seiner Verfügung behalten. Er ging so weit, daß er dem Piloten, welcher die Flotte in Sicherheit bringen würde, 10,000 Franken bot; und vierzehn Tage nach seiner Abreise von Alexandrien schickte er zwei Offiziere dahin zurück, welche den Hafen untersuchen mußten, um zu erfahren, ob von Seiten des Admirals alles geschehen wäre, was man ihm aufgetragen hatte. Der Bericht dieser Offiziere stimmte aufs Genaueste mit dem des Admirals (Brueys) überein. Gleichwohl erhielt dieser keinen Befehl, sich von einem Ufer zu entfernen, wo seine Eskadre unmöglich in Sicherheit bleiben konnte; und es ist nichts mehr und nichts weniger als eine Lüge, wenn Napoleon hinterher, in seinen offiziellen Berichten, zu seiner Rechtfertigung sagte, er habe dem Admiral einen solchen Befehl ertheilt. Genöthigt, trotz allen Gegenvorstellungen, an einem gefährlichen Ufer zu bleiben, versäumte Brueys nichts, wodurch er die Flotte sichern konnte, und nach vielen vergeblichen Bemühungen, wählte er die schlechte Rheede von Abukir, als den besten Sicherheitsort. Einen ganzen Monat verweilte er

daselbst, ehe er angegriffen wurde, welches bekanntlich den 1 August 1798 geschah.

Seit zwei Monaten durchkreuzte Nelson mit vierzehn Linienschiffen und einer Brigg das mittelländische Meer, um seinen Feinden zu begegnen. Mehrere Tage hindurch hatte er sich mit ihnen auf gleicher Höhe befunden; allein vermöge eines glücklichen Zufalls war die französische Flotte den Späherblicken der englischen Seeleute entgangen, und nur die Ungeduld der letzteren verstärkt worden. Die Lage, worin Nelson den Admiral Brueys antraf, war nicht so vortheilhaft, als er wohl wünschen mochte; denn die Ausschiffung der Landtruppen war geschehen, und durch die Entfernung der Transportfahrzeuge war ein großer Theil der Vortheile eingebüßt worden. Dies alles reizte indeß nur noch mehr zum Angriff. Vielleicht ging der englische Admiral mit einiger Unvorsichtigkeit zu Werke; denn, da die Spitze seiner Linie den Befehl hatte, sich zwischen das feste Land und die französische Flotte zu stellen, so scheiterte das Linienschiff, welches dieses Manövre begann. Man glaubte, daß die übrigen zurück beordert werden würden. Keinesweges. Sie erhielten den Befehl, dieselbe Durchfahrt zu versuchen, und dies gelang troß dem Feuer des linken Flügels der Franzosen, und troß den Batterien einer befestigten kleinen Insel. Sobald sich nun ein Theil der englischen Schiffe hinter dem linken Flügel der französischen Eskadre aufgestellt hatte, befand sich dieser zwischen zwei feindlichen Linien, und der rechte war außer Stand gesetzt, Theil an dem Kampf zu nehmen, indem er durch die Zwischenlage eines englischen Fahrzeugs ver-

hindert wurde. In dieser Lage beschoß man sich 24 Stunden auf das allerfürchterlichste; und am folgenden Tage dauerte der Kampf mit gleicher Erbitterung fort. Die Schiffe waren lange auf Pistolenweite einander nahe gebracht, so nahe, daß die Kanoniere sich von einem Bord znm andern mit ihren Ladestangen abreichen konnten. Alle Zerstörungsmittel wurden gebraucht. Admiral Brueys, welcher, zweimal verwundet, dem Commando nicht entsagt hatte, wurde von einer Kugel zerrissen, und unmittelbar darauf kam auf dem Admiralschiffe Feuer aus, welches so unwiderstehlich um sich griff, daß dieser Coloß, der Orient genannt, mit seinen hundert Kanonen unter fürchterlichem Geprassel in die Luft flog. Beide Flotten waren in einen Feuerregen eingewickelt, und einige Minuten hindurch trat eine Stille ein. Doch der Kampf erneuerte sich mit gleicher Wuth, bis die Schiffe des linken französischen Flügels, die sich noch immer zwischen zwei Feuern befanden, ohne von dem rechten Beistand erhalten zu können, sich entweder ergeben oder zu Grunde gehen mußten. Am dritten Tage schienen sich die Mittel von beiden Seiten erschöpft zu haben. Dennoch fanden die noch übrig gebliebenen neue Vertheidigungskraft. An diesem Tage wurde der Timoleon von den Flammen verzehrt und der Ueberrest der Eskadre, entmastet, zerschossen und der Mannschaft beraubt, fiel in die Gewalt der Engländer bis auf zwei Schiffe, die sich unter Villeneuve's Befehl nach Maltha zurückzogen. In dieser Seeschlacht blieben 6000 Franzosen, und 1000 wurden Tages darauf ans Land gesetzt unter der Bedingung, nicht mehr gegen die Engländer

zu dienen. Auch diese hatten großen Verlust gelitten, den sie selbst auf 900 angaben. Mehrere von ihren Schiffen waren in einem so hohen Grade beschädigt, daß der Admiral sie nach England zurückschicken mußte. Nelson ließ, nach diesem Siege, den Hafen von Alexandrien von einer schwachen Abtheilung blockiren, und ging mit dem Ueberrest seiner Eskadre nach Neapel, wo er als Befreier empfangen wurde.

In Wahrheit, dieser Sieg mußte in Kurzem die Gestalt von Europa verändern; vor allen Dingen aber Italien von der Herrschaft der Franzosen befreien. In ihm lag der erste Grund der Coalition von 1799, welche den Waffen der Franzosen so nachtheilig war *). Wem aber könnte das Unglück, das damit verbunden war, zur Last gelegt werden, wenn es nicht Buonaparte war? Er allein war die Ursache der ganzen Unternehmung; er allein hatte durch seine Unwissenheit und Halsstarrigkeit die Flotte ins Verderben gebracht. Es ist über allen Streit erhaben, daß er dem Admiral Brueys befohlen hatte, sich nicht von der ägyptischen Küste zu entfernen.

---

*) Nicht der Grund, wohl aber die Veranlassung. Der Grund zu allen Coalitionen gegen Frankreich lag in der Revolution, in der daraus hervorgegangenen Republik, in der Vernichtung des europäischen Staatsrechts, welche fortdauern mußte, so lange es eine französische Republik gab, und in dem Bedürfniß aller Staaten, ihre Eigenthümlichkeit gegen eine fremde zu vertheidigen, die sich ihnen aufdringen wollte. Ueber diesen Punkt sollten die Franzosen endlich den europäischen Mächten Gerechtigkeit widerfahren lassen; und dies würden sie thun, wenn sie über das Wesen der Republik mehr im Reinen wären.

Anm. d. Herausg.

Er glaubte nämlich, der Flotte für die weitere Ausführung seiner Entwürfe zu bedürfen, und in dieser Ueberzeugung trug er Bedenken, sie nach Frankreich, oder auch nach Maltha oder Corfu zurückgehen zu lassen, wo sie in der Gewalt des Directoriums gestanden haben würde *).

Aber wenn die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir die europäische Politik so wesentlich veränderte, so hatte sie einen noch unmittelbareren Einfluß auf das Schicksal der Armee in Aegypten. Aller Zusammenhang derselben mit Frankreich war unterbrochen. Es war nicht daran zu denken, ihr Verstärkungen zukommen zu lassen. Sie mußte also allmählig von dem Schwerdte der Araber und Mamelucken, wie von Beschwerden, Entbehrungen und Krankheiten aller Art hingerafft werden. Das ganze Unternehmen Buonaparte's war gescheitert; und dies lag so sehr am Tage, daß selbst die Bewohner Aegyptens ihr Haupt zu erheben begannen. Während der Seeschlacht waren alle ihre Wünsche gegen die Franzosen gerichtet gewesen. Nach

---

*) Das Unbillige dieser Behauptungen springt in die Augen. War gleich Buonaparte der Urheber der Unternehmung; so war er es doch mit Genehmigung der Regierung. Der Verlust der Flotte kann nicht auf seine Rechnung gebracht werden; denn, wenn die Unternehmung einmal statt finden sollte: so konnte er sich nicht von der Flotte trennen. Ueberhaupt ist es unbillig, diesen Mann mit der französischen Revolution zu verwechseln, und ihm zur Last zu legen, was diese zu verantworten hat. Unstreitig hing er ihr an. Aber wie viele von denen, die ihn jetzt zu einem Sündenbock machen, waren in dem nämlichen Falle! Soll nur Er den großen Irrthum büßen, weil er ihn erst getheilt und dann besser als andere benutzt hat, bis auch seine Stunde schlug?
Anm. d. Herausg.

derselben ermordeten sie die Unglücklichen, welche den Meeresfluthen oder dem Kanonenfeuer entronnen waren. Buonaparte selbst war nicht sobald von dem Vorgange bei Abukir unterrichtet, als er sich auf größeren Widerstand gefaßt machte. Noch immer hatte er dem Entwurfe nicht entsagt, die Völker Aegyptens zu regeneriren und republikanischen Gesetzen zu unterwerfen. Die Propaganda wurde thätiger, als jemals; nur daß sie nicht viel ausrichtete. Die Einwohner von Cairo verharrten in ihrer Gleichgültigkeit gegen die europäische Cultur, und alle Bemühungen, ihnen Bewunderung abzudringen, waren gleich vergeblich. Die Luftbälle, die man vor ihren Augen aufsteigen ließ, wurden kaum eines Blicks gewürdigt. Nicht besser ging es mit anderen Versuchen, die auf ihr Erstaunen berechnet waren. Am wenigsten gelang es Buonaparten mit seiner politischen Umschmelzung. „Es war," sagt General Dumas, „ein seltsames, in den Annalen des menschlichen Geschlechts unstreitig einziges Experiment, dieser, aus den Trümmern aller Nationen des Orients zusammengemischten und in die tiefste Unwissenheit versunkenen Bevölkerung die bunten Formen occidentalischer Gesetzgebung anzupassen." Mit den Divans der Distrikte wollte es nicht gehen; aber noch weniger ging es mit dem National-Divan. Er bestand aus den Deputirten der vierzehn Provinzen Aegyptens, und war zusammengesetzt aus den von französischen Generalen gewählten Griechen, Christen und Juden, die sich als Freunde der Franzosen gezeigt hatten. Die Wahl war freilich nicht strenge nach den sogenannten Rechten des Menschen zu Stande gebracht; indeß

hatten die Muselmänner und Juden von Aegypten keine Ursach sich zu beklagen, da es ihnen nie eingefallen war, Freiheit und Gleichheit zu fördern. Ein Araber war der Präsident dieses neuen Congresses, und die Gelehrten Monge und Bertholet erschienen auf demselben, um im Namen des französischen Generals Gesetzesvorschläge zu machen. Worauf es dabei ankam, begreift ein Jeder; das Vermögen und die Personen sollten zur Verfügung des Generals gestellt werden. Die Aegypter, wie dumm sie auch im Uebrigen seyn mochten, merkten dies recht gut; aber, was man ihnen auch von Freiheit und Gleichheit vorschwatzen mochte, sie wurden davon wenig gerührt, blieben immer gleich stumm und trieben die Commissarien des französischen Generals in eine Verzweiflung, welche nicht lächerlicher seyn konnte. War mit dem National-Diwan nichts auszurichten, so zeigte das Volk von Cairo sich nicht weniger halsstarrig. Ihm wollte nicht einleuchten, daß derselbe Mann sein Befreier seyn, und es unterdrücken und berauben könnte. Außerdem hatte es viel gegen die französischen Soldaten einzuwenden, welche, ohne alle Nachsicht gegen die Sitten und Gebräuche der Muselmänner, den Weibern auf den Straßen die Schleier abrissen. Die Klagen darüber wurden bald so allgemein, daß Buonaparte anfing unruhig zu werden und Besorgnisse zu schöpfen; wozu er freilich um so mehr berechtigt war, da er von Alexandrien und Constantinopel die Nachricht erhielt, daß er nach kurzer Zeit von einer überlegenen Macht werde angegriffen werden.

Um nun nicht allzu viel Feinde auf einmal auf den

Hals zu bekommen, beschloß er, diejenigen, welche gerade in seiner Gewalt waren, in einen solchen Zustand zu versetzen, daß sie ihm nicht gefährlich werden könnten. Zu diesem Endzweck wurde in Cairo eine Insurrection auf dieselbe Weise vorbereitet und in Gang gebracht, wie im Jahre 1796 zu Mailand und Pavia. Auf dem Lande machte man Lärm von der Empörung in der Stadt, in der Stadt hingegen Lärm von der Empörung auf dem Lande. Es war aber an keine andere Empörung zu denken, als an die der Unglücklichen, welche, als sie bedroht waren, und dem Geschütz und Kleingewehrfeuer nichts anderes entgegensetzen konnten denn Steine, Knittel und Piken, sich in die Moscheen flüchteten, wo sie drei Tage hindurch mit Kartätschen beschossen wurden, bis ungefähr 5000 von ihnen geblieben waren. Die Franzosen verloren in diesem Aufruhr nur sechzehn Mann; unter ihnen den General Dupuis, einen harten Mann, der allgemein verabscheut wurde. Buonaparte, der sich während dieses Aufruhrs mit seinen vertrautesten Freunden erst nach Bulak, und von da nach der Insel Rhoda begeben hatte, kam zurück, als alle Gefahr vorüber war, und es nur noch darauf ankam, die Schuldigen zu bestrafen. Den Aegyptern das Gewicht seiner Macht noch fühlbarer zu machen, schrieb er eine starke Contribution aus, indem er die Stadt mit Verschanzungen umgab und zur Citadelle machte.

Also büßten die unglücklichen Einwohner von Cairo ihre Unfähigkeit, gute Republikaner zu werden, und also rächte der französische General seine vergeblichen Bemühungen, ihr Vertrauen durch Anschmiegen an ihre Eigen-

thümlichkeit zu gewinnen. Nie betrug der Stifter einer Colonie sich ungeschickter, als Buonaparte. Was nur die Frucht der Zeit und einer großen Geduld seyn konnte, das wollte er auf der Stelle, beinahe in eben dem Augenblick, wo die Idee davon in ihm entstanden war. Wie man Schlachten gewinnt, so wollte er Civilisation gewinnen; und was in sich selbst nur das Resultat von Jahren, vielleicht von Jahrhunderten, seyn konnte, das sollte wie in einem Treibhause zur Reife gebracht werden. Kein Wunder also, wenn man nicht nur nicht von der Stelle rückte, sondern mit jedem neuen Tage alles noch mehr verdarb, und wenn alle die großen Anstalten, die man getroffen hatte, europäische Cultur nach dem Orient zu verpflanzen, ohne Wirkung blieben.

Von dem ersten Anfange an, gereichten die mitgenommenen Gelehrten und Künstler den Soldaten zum Gelächter. Auch waren unter ihnen nur sehr Wenige dieses Namens würdig. Diese verloren ihre Bestimmung nicht aus den Augen, und der Anstrengung, womit sie Aegypten und Syrien durchreiseten, um alles zu erforschen, was sich auf das Alterthum, die Geographie und Naturgeschichte dieser Länder bezog, verdankt Europa, wie Frankreich, die einzigen positiven Vortheile, welche dieses übel berechnete, noch schlechter durchgeführte Unternehmen gewährt hat. Nie hat ein Reich um einen theureren Preis seine Kunstschätze vermehrt, seine Kenntnisse erweitert, als Frankreich in Beziehung auf Aegypten; denn nichts mehr und nichts weniger als 50000 Soldaten und eine herrliche Flotte haben aufgeopfert werden müssen, um einige Kisten voll Mineralien und

Medaillen, und einige gute Beschreibungen und Zeichnungen zu erhalten. Buonaparte selbst machte einen Abstecher nach dem rothen Meere hin, um Spuren von einem alten Kanal zu entdecken; indeß scheint es, als sey davon in keiner anderen Absicht Lärm gemacht worden, als um zu verstehen zu geben, daß der Zweck seiner Expedition nicht ganz und gar eine Chimäre gewesen sey.

(Der Beschluß im nächsten Hefte.)

Ueber

Ueber die Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Regenten.

Unstreitig wird eine Zeit kommen, wo die Lehre von der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Regenten in einem ganz anderen Lichte, als bisher, wird betrachtet werden. Alsdann wird man sich darüber wundern, wie sie in den Constitutions-Urkunden zum Gegenstande eines besonderen Fundamental-Gesetzes habe gemacht werden können. „Sie verstand sich ja ganz von „selbst, wird man sagen. Denn, wenn es einmal aus„gemacht ist, daß eine Gesellschaft nicht ohne Regierung „bestehen kann, daß die nothwendigen Charaktere der „Regierung Einheit und Gesellschaftlichkeit sind, und „daß die Idee der Einheit sich nur in so fern realisiren „läßt, als alles, was Macht heißt, in der Person ei„nes Einigen centralisirt wird: so existirt dieser Einige „nicht sowohl durch das gesellschaftliche, als vielmehr „durch das natürliche oder göttliche Gesetz, und seine „Person ist unverletzlich und heilig, nicht weil Menschen „sie dazu gemacht haben, sondern weil das Naturgesetz „es also fordert. Gab es denn eine Zeit, wo man „sich auf das Naturgesetz so wenig verstand, daß man „wähnte, ihm durch positive Sanctionen zu Hülfe kom„men zu müssen?"

Geht man hierauf in die Geschichte zurück, so wird man sich noch über zweierlei wundern; nämlich einmal über das Daseyn der furchtbaren Majestätsgesetze, womit die gegenwärtigen Gesetzbücher angefüllt sind;

zweitens über die Wiederkehr der Fälle, auf welche jene Gesetze angewendet wurden. „Solon, wird man sagen, „getraute sich nicht, ein Gesetz in Beziehung auf den „Vatermord zu geben, weil er es für besser hielt, einen „solchen Fall gar nicht vorauszusetzen. Woher also die „Menge der Majestätsgesetze, da doch die Regenten „nichts anderes waren, als die Väter ihres Volks? „Oder waren sie dies etwa nicht? Und worin lag es, „daß sie es nicht waren, und daß man sich an ihren „Personen zu vergreifen versucht fühlen konnte?"

Es ist immer angenehm, sich in eine Zukunft zu versetzen, wo die Räthsel der Gegenwart gelöset sind. Da wir aber diese Zukunft für sehr nahe halten: so wollen wir das Problem zu lösen suchen, welches die zwar allgemein anerkannte, aber, wie die Geschichte zeigt, nur selten befolgte Lehre von der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Regenten in sich schließt. Wir fühlen uns dazu um so mehr aufgelegt, da sie noch vor Kurzem wieder in Anregung gebracht, aber, wie es uns scheint, keinesweges so verhandelt worden ist, wie ihre Wichtigkeit es erfordert *). Wenn eine Idee sich Jahrtausende hindurch behauptet, so kann man mit großer Sicherheit annehmen, daß sie eine richtige sey; dann aber kommt es noch darauf an, ihr eine solche Evidenz zu geben, daß sie aufhört, in die Klasse derjenigen Wahrheiten zu gehören, die man nützliche Vorurtheile zu nennen pflegt. Die Geschichte soll unsere Führerin seyn.

*) Nämlich in dem Streit zwischen Carnot und Chateaubriant.

Alle Majestätsgesetze, wie die europäische Welt bis auf gegenwärtige Zeiten sie kennen gelernt hat, stammen von den Römern aus jener Epoche her, wo die republikanische Verfassung sich in eine monarchische verwandelte. So lange jene dauerte, gab es zwar besondere Gesetze, welche dieselbe beschützten; aber diese Gesetze bezogen sich so wenig auf irgend eine Person, daß sie nur gegen Diejenigen gerichtet waren, welche es wagen würden, die Verfassung zu erschüttern. Dies konnte nicht wohl anders seyn; denn, wenn das Wesen einer Republik darin besteht, daß sie von den beiden Charakteren, welche die Regierung constituiren, den der Einheit entweder ganz oder doch zum Theil ausschließt: so müssen, in einem so unnatürlichen Zustande der Dinge, Gesetze vorhanden seyn gegen die, welche in den Verdacht gerathen, diesen Charakter zurück führen zu wollen, und diese Gesetze sind um so nothwendiger, je größer die Aufforderung zu ihrer Uebertretung ist. Daher die Rolle, welche der tarpejische Felsen während der Dauer der römischen Republik spielte. Nicht daß Diejenigen, welche von demselben herabgestürzt wurden, jemals in dem Urtheil einer unbefangenen Nachwelt Verbrecher gewesen wären; allein sie waren es in Beziehung auf eine höchst unvollkommene Gesetzgebung, die sich heraus nahm, den Charakter der Gesellschaftlichkeit auf Kosten des Charakters der Einheit festzustellen, und Verbrechen gegen das römische Volk nannte, was immer nur ein Verbrechen gegen den individuellen Vortheil des Senats seyn konnte. Dies nun veränderte sich, als die Monarchie an die Stelle der Republik trat. Was bis dahin ein Verbrechen gegen

den Senat gewesen war, das wurde zu einem Verbrechen gegen den Fürsten und dessen Majestät. Auch dies konnte nicht wohl anders seyn; denn, da die gewaltsame Stellung der römischen Imperatoren es mit sich brachte, daß sie nichts so sehr zu fürchten hatten, als die Wiederherstellung der Republik: so mußte es Gesetze geben, welche die Monarchie beschützten, Gesetze, welche gegen diejenigen gerichtet waren, die es, vorsätzlich oder unvorsätzlich, darauf anlegten, der Regierung den verlornen Charakter der Gesellschaftlichkeit zurück zu geben. Hierin erblickt man den Ursprung aller Majestätsgesetze. Mögen sie sich, wie in den Republiken, auf das Volk oder den Senat, oder, wie in den Monarchieen, auf die Person des Monarchen beziehen: immer haben sie ihren Grund in der organischen Unvollkommenheit der Regierung. Vereinigte die Republik mit dem Charakter der Gesellschaftlichkeit den der Einheit, so würde in ihr von keinen Majestätsverbrechen die Rede seyn; und vereinigte die Monarchie mit dem Charakter der Einheit den der Gesellschaftlichkeit, so würden auch in ihr die Majestätsverbrechen in das Reich der Unmöglichkeit gehören.

Trotz den strengen Majestätsgesetzen, welche Tiberius einführte und trotz der noch strengeren Anwendung, welche der Senat ihnen gab, fehlte es so wenig an Majestätsverbrechen, daß sie in keinem Reiche mehr zu Hause gehörten, als im römischen. Tiberius entzog sich ihnen nur dadurch, daß er seinen Wohnsitz nach der Insel Capri verlegte. Seine sechs nächsten Nachfolger starben eines gewaltsamen Todes. Nie war das Leben römischer Imperatoren so gesichert, wie es das Leben

der Fürsten unserer Zeiten ist. Wenn man Verbrechen überhaupt nur in sofern verhindert, als man ihre Quelle verstopft, nicht in sofern man sie mehr oder weniger schrecklich bestraft: so war die Quelle der Majestätsverbrechen nicht zu verstopfen. Der höchste Grundsatz der römischen Staatsgesetzgebung war: voluntas principis legis habet vigorem. Bedurfte es aber wohl mehr, als dieses Grundsatzes, um den vollkommensten Despotismus in Gang zu bringen, und ließ sich erwarten, daß die Folgen desselben ausbleiben würden? Hätte Octavian der Stifter einer Dynastie und der Urheber einer regelmäßigen Erbfolge werden wollen: so hätte er vor allen Dingen das gefährliche Geschenk zurückweisen müssen, das ihm gemacht wurde, als der Senat alle Gesetzgebung in seine Hände legte und ihn berechtigte, seinen individuellen Willen als den allgemeinen auszubringen. Selbst wenn man zugiebt, (und es spricht sehr viel dafür) das in Octavians und in seiner Nachfolger Lage sich dergleichen nicht vermeiden ließ: so würde daraus doch nicht folgen, daß das, was den meisten Imperatoren begegnete, ihnen nicht hätte begegnen sollen; denn, wenn dies eine natürliche Folge ihres Verfahrens war, so ließ es sich durch keine positive Gesetze abwenden. Wollte man aber sagen, mit demselben, oben angeführten Grundsatze der römischen Staatsgesetzgebung sey in den modernen Reichen das Leben der Monarchen sehr gesichert geblieben: so würde gegen diese Behauptung eingewendet werden können, daß es trotz jenem Grundsatze und immer nur in sofern der Fall gewesen sey, als gewisse, dem Auge des Publikums durchaus unsicht-

bare Mittel angewendet wurden, dem Gesetze den höchsten Grad von Vollkommenheit zu geben. Die Nichtverantwortlichkeit des Fürsten ist, wenn es Wahrheit gilt, immer nur in sofern garantirt, als Mittel gefunden werden, ihren Willen mit dem Nationalwillen in Uebereinstimmung zu bringen; und wo diese Mittel fehlen, da mag es zu bedauern seyn, daß auf Rechnung des Fürsten etwas gesetzt wird, was nur von seinen Vorgängern oder auch von seinen Rathgebern verantwortet werden sollte, aber die Unthat wird deshalb nicht ausbleiben, und diese wird zuletzt darin gegründet seyn, daß man sich an Denjenigen hält, der für Alles einzustehen übernommen hat. Wer zweifelt wohl daran, daß wir einen Tiberius, einen Caligula, einen Claudius u. s. w. in einem ganz Lichte erblicken, und daß alle diese Imperatoren ein ganz anderes Schicksal gehabt haben würden, wenn das Verhängniß, anstatt sie im römischen Reiche zu absoluten Monarchen zu machen, sie auf einen Thron gesetzt hätte, wie der brittische ist? Mögen sie Abscheu verdienen, jene Imperatoren; dies ist eine Sache für sich. Mit einem edleren Gemüthe wird man nur bedauern, daß die Bedingungen, unter welchen sie lebten und wirkten, so sehr nachtheilig für sie waren; mit einem Worte, daß Roms organische Gesetzgebung nichts taugte, indem sie bald die Einheit, bald die Gesellschaftlichkeit von den Grundcharakteren der Regierung ausschloß, und daß man in jenen Zeiten überhaupt noch nicht in der Einsicht weit genug vorgeschritten war, um zu begreifen, warum die Kraft durch die Gegenkraft bedingt ist.

Unstreitig weil man fühlte, daß alle Majestätsgesetze

nicht ausreichten, die Nichtverantwortlichkeit der Monarchen zu sichern, kam man nach und nach auf den Gedanken, diese mit gebietenden Formen zu umgeben, um die Wichtigkeit ihres Berufs allen Geistern eindrücklich zu machen. Am weitesten war dies von jeher im Orient getrieben worden, wo der Umfang der Reiche sich immer nur mit der strengen Monarchie vertrug. Durch den Imperator Diokletian wurden die Institutionen des Orients zuerst nach dem Occident verpflanzt, dem sie seit dieser Zeit eigen geblieben sind. Wer möchte die Nützlichkeit derselben leugnen? Indeß ist soviel gewiß, daß selbst die Macht der Institutionen, welche in der Regel größer ist als die Macht der Gesetze, nicht ausgereicht hat, das Leben der Monarchen zu sichern, und diejenige Nichtverantwortlichkeit, auf welche es ankommt, ins Leben zu rufen. Wie viele Monarchen sind, seit Diokletians Zeiten, die Opfer ihrer und fremder Leidenschaften geworden, bald im Kampfe mit einer anmaßenden Aristokratie, bald im Conflikt mit einer eben so anmaßenden Geistlichkeit, in den letzten Jahrhunderten sogar im Streit mit aufgebrachten Völkern! Es giebt warlich wenig Reiche in Europa, in welchen die Erbfolge im Laufe von Jahrhunderten nicht gewaltsam unterbrochen worden wäre, troz allen Majestätsgesetzen und allen Institutionen zur Sicherung der Regenten; und es thut in der That wohl, einem solchen Reiche anzugehören, weil sich aus der bloßen Erscheinung der nicht unterbrochenen Erbfolge mit großer Sicherheit auf die Sorgfalt schließen läßt, welche auf die Gesetzgebung verwendet worden ist, um den Willen des Monarchen mit dem Volks-

willen in Harmonie zu erhalten; denn wenn es an dieser Sorgfalt gefehlt hätte, so hätten die Folgen der Uebereilung und des Despotismus nicht ausbleiben können.

In der That, es giebt nur Ein Mittel, Nichtverantwortlichkeit und (was aufs Engste damit in Verbindung steht) Unverletzlichkeit und Heiligkeit in der Person des Monarchen hervorzubringen. Dieses besteht darin, daß man dem römischen Staatsgrundsatze: voluntas principis legis habet vigorem nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch entsagt; eins wie das andere, in der Ueberzeugung, daß, von allen menschlichen Verrichtungen, das Gesetzgeben in jeder Beziehung die schwierigste und zugleich die gefährlichste ist. Die Engländer, welche unter allen europäischen Nationen jenen Grundsatz mit der meisten Entschlossenheit verworfen haben, sind auf diesem Wege dahin gelangt, daß es ihnen gar nicht einfällt, sich über ihren König zu beklagen, und daß Jeder von ihnen, der den Monarchen für irgend etwas verantwortlich machen möchte, sogleich in dem Lichte eines Geistesschwachen oder Verrückten betrachtet wird. Sie haben, wie jede andere Nation, ihre Majestätsgesetze; aber diese rühren aus Zeiten her, wo ihre Verfassung noch weit entfernt war, das zu seyn, was sie gegenwärtig und seit mehr als einem Jahrhundert ist. Die große Sicherheit ihrer Könige beruhet auf dem Antheil, den sie die Nation in deren Repräsentanten an der Gesetzgebung nehmen lassen. In der That, da, wo das Gesetzgebungsgeschäft zwischen dem Monarchen und der Nation getheilt ist, kann es für den ersteren keine Verantwortlichkeit geben. Denn unstreitig wird er davon nichts weiter haben,

als den Vorschlag des Gesetzes. Was ist aber ein solcher Vorschlag? Ein bloßer Gedanke, wegen dessen man nicht verantwortlich gemacht werden kann. Entweder dieser Vorschlag wird angenommen, oder er wird verworfen. Im ersten Falle macht die ganze Nation den Gedanken des Monarchen zu dem ihrigen, und indem sie für den Erfolg einsteht, fällt alle Verantwortlichkeit auf sie selbst zurück. Im letzteren Fall bleibt der Gedanke des Monarchen ohne allen Erfolg, und eben deswegen auch ohne Verantwortlichkeit. So wie nun in einem solchen Regierungs-Systeme der Despotismus selbst zu einem Unding wird; eben so wird es auch die Verantwortlichkeit. Selbst die nächsten Werkzeuge des Monarchen stehen bei einer solchen Anordnung der Dinge in einer großen Sicherheit da; einmal, indem sie blos zu constatiren haben, daß das zu vollziehende Gesetz der Nationalwille sey, und zweitens, indem die Vollziehung dieses Nationalwillens noch dem alten Grundsatze: volenti non fit injuria, den wenigsten Schwierigkeiten unterliegt. Die ganze Regierung gewinnt auf diesem Wege eine beneidenswerthe Unschuld; und wie schwierig die Umstände immer seyn mögen, so können doch keine bedeutende und anhaltende Mißverständnisse zwischen der Nation und dem Monarchen eintreten. Es ist daher zu glauben, daß, wenn der zweite Charakter der Regierung (die Gesellschaftlichkeit) allenthalben und zu allen Zeiten die nöthige Ausbildung erhalten hätte, die Majestätsgesetze und alles, was mit denselben in Verbindung steht, nie in die Welt gekommen seyn würden. Mit den menschlichen Leidenschaften verhält es sich ungefähr wie

mit dem Blitzstral. So wie man diesen nicht verhindern kann herabzufahren, so kann man auch jene nicht unterdrücken; und so wie man den ersteren dadurch unschädlich macht, daß man ihn ableitet, so muß man auch für die letzteren Canäle aushöhlen, in welchen sie sich ungehindert bewegen können. Allzu weit getriebene Compression führt, wie in der physischen so in der moralischen Welt, zur Explosion.

Die Nichtverantwortlichkeit der Regenten, folglich auch ihre persönliche Unverletzlichkeit und Heiligkeit, beruht also in letzter Instanz auf einem Regierungs-System, worin weder der Charakter der Einheit den der Gesellschaftlichkeit, noch der Charakter der Gesellschaftlichkeit den der Einheit ausschließet; und da ein solches Regierungs-System nur in sofern möglich ist, als die Nation durch ihre Repräsentanten Theil nimmt an der Gesetzgebung, so stützt jene sich zuletzt auf das Repräsentativ-System. Es wäre gewiß sehr ungerecht, dem Regenten in Beziehung auf sein besonderes Geschäft eine Freiheit zu versagen, welche jedes andere Mitglied der Gesellschaft für die erfolgreiche Betreibung des seinigen in Anspruch nimmt; allein, wenn einmal das Gesetzgeben mit solchen Schwierigkeiten verbunden ist, daß es nur durch die Theilnahme der Einsichtsvollsten und Besten im Volke gedeihlich werden kann: so ist diese Theilnahme durchaus nicht in dem Lichte einer Beschränkung, sondern immer nnr als Mittel zum Zweck und als die zuverläßigste Grundlage der Regentenfreiheit zu betrachten. Von Majestätsgesetzen erwarte man nichts; sie haben nie das Mindeste geleistet, und sie können nichts leisten,

weil man durch sie ein System vertheidigt, daß der Natur der Dinge entgegen ist; ich meine die absolute Monarchie, worin der individuelle Wille eines Einzigen das Gesetz vertreten soll, wo also der Regierung der Charakter der Gesellschaftlichkeit fehlt. Mag in einem besseren System die Macht der Institution hinzu kommen, um dem Willen des Monarchen das nöthige Gewicht zu geben; dies wird sogar in vielfacher Hinsicht nothwendig seyn. Nur erwarte man von der Institution nie, was allein durch eine verbesserte organische Gesetzgebung geleistet werden kann. Noch mehr über diesen Gegenstand zu sagen, würde überflüssig seyn; nur die einzige Bemerkung wollen wir noch hinzu fügen:

„daß, wenn in der reinsten Anschauung des allgemeinsten Naturgesetzes alles begriffen ist, was Aufklärung und Civilisation genannt zu werden verdient, es an der Zeit sey, der Barbarei früherer Jahrhunderte ein Ende zu machen, selbst mit Hinwegsetzung über alle die Autoritäten, die uns daran verhindern möchten, um noch länger in dem Besitz der Vortheile zu bleiben, die mit einer falschen Interpretation jenes Naturgesetzes verbunden waren."

Ueber Spaniens gegenwärtige Lage.

Wenigen Menschen ist es gegeben, über die Lage, worin sich die Dinge gegenwärtig in Spanien befinden, ein unpartheiisches Urtheil zu fällen. Man würde aber Unrecht haben, wenn man behaupten wollte, dies liege in dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten, welche uns von der pyrenäischen Halbinsel zukommen. Unstreitig erfährt man in Deutschland bei weitem nicht alles, was dort vorgeht; allein, wenn dies auch der Fall wäre: so würde die größere Masse von hinlänglich bewahrheiteten Thatsachen noch immer keinen Aufschluß geben; sie würde sogar, wie es nur allzu häufig geschieht, das Urtheil verwirren. Wer über die außerordentlichen Erscheinungen, welche dieser Schauplatz darbietet, ins Reine kommen will, der muß vor allen Dingen die Fähigkeit haben, die erste Ursache von Ferdinands des Siebenten Verfahren gehörig aufzufassen.

In der Regel klagt man diesen König der Undankbarkeit an. „Er befand sich, sagt man, im Gefängnisse „zu Valanzay ohne Hoffnung, dasselbe jemals wieder „zu verlassen, während die spanische Nation die größten „Anstrengungen zu seiner Befreiung machte. Diese Anstrengungen hatten in Verbindung mit dem, was im übrigen Europa geschah, die glückliche Folge, daß der Bruder des französischen Kaisers aus Spanien vertrieben „und der Kaiser selbst genöthigt wurde, mit seinem Gefangenen Unterhandlungen zu pflegen. Ferdinand der „Siebente kehrt nach einer beinahe sechsjährigen Gefan-

„genschaft aus Frankreich nach Spanien zurück; kaum „aber hat er den Thron seiner Väter bestiegen, als er „die königliche Gewalt nur zur Unterdrückung Derer an„wendet, durch welche ihm der Thron erhalten war. Es „läßt sich nicht leugnen, daß er denselben nicht ganz „unter den Bedingungen wiederbekommen sollte, unter „welchen seine Vorfahren ihn besessen hatten; aber wa„ren die neuen Einrichtungen, die man in seiner Abwe„senheit getroffen hatte, nicht wesentlich zu seinem Vor„theil? Man betrachte die von den Cortes ausgegan„gene Constitution, von welcher Seite man wolle, und „man wird finden, daß sie die größte Aehnlichkeit mit „der englischen hat. Würde aber Ferdinand der Sie„bente nicht glücklich gewesen seyn, wenn er unter den„selben Bedingungen hätte regieren können, unter wel„chen Georg der Dritte mehr als funfzig Jahre regiert „hat? würde er dadurch nicht sogar mächtiger geworden „seyn, als irgend einer seiner Vorfahren es war? und „handelt er folglich nicht gegen sich selbst, indem er alles „niederschmettert, was ihn beschränken wollte?"

Zuvörderst: wie der Kampf, in welchem Ferdinand der Siebente befangen ist, sich für ihn selbst endigen werde, dies lassen wir ganz dahin gestellt, weil wir nicht wissen, welchen Gedanken der junge König verfolgt, und wie er einlenken will und kann. Was nun die Aehnlichkeit der von den Cortes herrührenden Constitution mit der des großbritannischen Reiches betrifft: so mögen wir die Aehnlichkeit von beiden nicht leugnen. Indeß ist ihre Verschiedenheit noch größer, als ihre Aehnlichkeit. Die organischen Gesetze Englands, indem sie den König

auf ein bloßes Veto beschränkt haben, sind nicht so weit gegangen, als die organischen Gesetze Spaniens. Jene sagen: daß, wenn die beiden Kammern des Parliaments sich über einen Beschluß vereinigt haben, der König noch das Recht besitze, diesen Beschluß anzunehmen oder zu verwerfen, ganz nach seiner besten Einsicht. Was sagen hingegen diese? Es ist der Mühe werth, dies gehörig aufzufassen. Sie sagen: „Nur die Cortes allein üben „die gesetzgebende Macht aus; jedes Glied derselben ist „berechtigt, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen; wird es, „nach vorhergegangenen Erörterungen, durch die Mehr„heit der Stimmen angenommen, so wird es durch eine „Deputation der Cortes dem Könige zur Bestätigung „überbracht; der König kann die Bestätigung ertheilen „oder versagen; im letzteren Falle sendet seine Majestät „den Gesetzesentwurf mit einer Entwickelung der Gründe „zurück, warum die Bestätigung versagt worden ist; die„ses muß binnen 30 Tagen geschehen, und wenn der „König in dieser Zeit die Bestätigung weder ertheilt, „noch versagt, so ist das Gesetz als bestätigt anzusehen „und geht in Wirksamkeit über; erfolgt eine begründete „Versagung, so kann die Versammlung der Cortes in „demselben Jahre dasselbe Gesetz nicht wieder in Bera„thung ziehen, wohl aber im folgenden Jahre; wird es „nun zum zweitenmale von den Cortes angenommen, so „geht es den vorigen Gang und der König kann ein „zweitesmal die Bestätigung versagen; aber wenn das „Gesetz zum drittenmale im dritten Jahre von den Cor„tes angenommen ist, so kann der König dasselbe nicht „mehr verwerfen.“ Hier sieht man den Unterschied der

spanischen Gesetzgebung von der brittischen klar und deutlich. Hätten die Britten sich jemals eine Verfassung gegeben, wie die, welche von den Cortes ausging: so ist es zum mindesten zweifelhaft, ob in ihr Regierungs-System jemals irgend ein Zusammenhang, irgend eine Ordnung gekommen seyn würde. Sie waren wenigstens so einsichtsvoll, den Charakter der Einheit (das Königthum) neben dem Charakter der Gesellschaftlichkeit (der Republik) bestehen zu lassen, wenn auch die Stellung, welche sie ihrem Könige gaben, in jeder Hinsicht beschwerlich war. Die spanischen Gesetzgeber hingegen ordneten den Charakter der Einheit geradesweges dem der Gesellschaftlichkeit unter; und wenn man von den Britten sagen kann, daß sie durch ihre Gesetzgebung eine Republik mit einem Könige erhielten: so muß man von den Spaniern sagen, daß sie eine Republik plus einen König schufen. Dies mußte um so mehr der Fall seyn, da die spanischen Cortes nicht, wie das englische Parliament, in zwei Kammern von vielfach entgegengesetztem Interesse zerfielen, sondern eine einzige Körperschaft bildeten, die sich ohne weitere Umstände als eine Macht aufstellte mit der Bestimmung, einer zweiten Macht entgegen zu wirken. Was konnte von diesem Allen die letzte Folge seyn? In den Erscheinungen des Lebens ist bei weitem nicht so viel Zufälliges, als man glaubt. Gesetzt Ferdinand der Siebente hätte, wie Ludwig der Sechzehnte, die Bedingungen angenommen, unter welchen er nach dem Willen der Cortes regieren sollte — würde er dem Schicksale des französischen Königs entgangen seyn? Wer leistet die Gewähr, daß von den

Cortes nicht Gesetzesvorschläge ausgegangen wären, wie die der zweiten constituirenden Versammlung in Betreff der Ausgewanderten und der Geistlichkeit waren? und wenn nun Ferdinand der Siebente, wie Ludwig der Sechzehnte, sich in seinem Gewissen verpflichtet gefühlt hätte, solchen Gesetzesvorschlägen seine Bestätigung zu versagen — wie hätte er sich retten wollen vor dem Sturme, der sich von allen Seiten gegen ihn erhoben haben würde? Ueberhaupt, was ist das für ein König, der das Werkzeug eines fremden Willens ist, und in Beziehung auf das Volk an dessen Spitze er steht, keinen Gedanken, kein Gefühl haben soll?

Ohne hier also über Ferdinands des Siebenten Dankbarkeit oder Undankbarkeit zu urtheilen, ist so viel ausgemacht, daß er, um das Königthum zu retten, schwerlich andere Maasregeln ergreifen konnte, als welche er ergriffen hat. Die Stellung, welche man ihm durch die Constitution angewiesen hatte, war nicht zu ertragen; und da der Wille der Cortes aufs förmlichste ausgesprochen war, so blieb ihm nichts anderes übrig, als die Constitutions-Urkunde zu zerreissen, die ihm zwar den Königstitel ließ, aber ihn der königlichen Macht beraubte. Er konnte, als Mensch, sehr dankbar seyn für das, was die spanische Nation zu seiner Befreiung gethan hatte; und in der That, man geräth in Verlegenheit, wenn man ihm alle Dankbarkeit absprechen soll und muß. Aber, als Monarch, konnte er nicht anders handeln, als er gehandelt hat; und er konnte es um so weniger, je bestimmter sich die Cortes zu einer förmlichen Macht constituirt hatten. Man darf sogar behaupten, daß, indem

er

er so und nicht anders handelte, seine Dankbarkeit zuerst ans Licht trat. Denn wenn zwischen den beiden Charaktern, welche das Wesen der Regierung ausmachen, ein Conflikt unvermeidlich ist: so ist es für das Gesamtwohl besser, daß der Charakter der Einheit sich auf Kosten des Charakters der Gesellschaftlichkeit rette, als daß das Umgekehrte Statt finde, indem eine Monarchie, wie fehlerhaft sie auch in sich selbst seyn möge, für die Erhaltung und Beschützung der Gesellschaft noch immer mehr leistet, als eine Republik. Nicht als ob wir hier annähmen, die Urheber der von Ferdinand dem Siebenten zerrissenen Constitution hätten es mit dem spanischen Reiche jemals böse gemeint; man kann sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit das Gegentheil voraussetzen. Allein sofern es ihnen darauf ankam, an die Stelle der vorigen Regierung eine zu bringen, die in jeder Hinsicht den Vorzug verdiene, hatten sie sich offenbar in den Mitteln vergriffen, vorzüglich dadurch, daß sie das Gesetzgebungs-Conseil zu einer Macht erhoben hatten. Es geschah in Spanien, was immer geschehen ist, wenn einer Körperschaft der Auftrag wurde, für die ganze Gesellschaft zu statuiren: die Cortes statuirten vermöge eines von der menschlichen Natur vielleicht gar nicht zu trennenden Eigennutzes für sich. Um etwas Beßeres zu liefern, als die von ihnen ausgegangene Constitution enthält, hätten sie mit den Principien der organischen Gesetzgebung bekannt seyn müssen; da dies aber nicht der Fall war, so nahmen sie die Benennung der Liberalen an und führten ein politisches Gebäude auf, das, ohne Fundament wie ohne innere Haltung, nothwendig zusam-

menstürzen mußte. Hätte Ferdinand nachgegeben, so würde er unter den Trümmern desselben begraben worden seyn; da er nicht nachgab, so mußten die Cortes dies Schicksal erfahren. Was dabei auch zu bedauern seyn mag: so ist es doch noch weit bedauernswürdiger, daß es bisher noch keine Wissenschaft gegeben hat, vermöge welcher man über die Erfolge in der sittlichen Welt mit eben der Sicherheit urtheilen kann, wie vermöge der Größenlehre über die Erfolge der physischen Welt. Erst wenn jene Wissenschaft wird ins Leben gerufen seyn, wird aller Partheigeist in sich zusammenfallen, und in politischen Dingen die Benennung der Liberalen und Nicht-Liberalen eben so abgeschmackt seyn, wie sie es in mathematischen Dingen ist.

Wie vollständig aber auch Ferdinand der Siebente über die Anmaßung der Cortes gesiegt haben möge: so hat man doch keine Ursache, ihm zu diesem Siege Glück zu wünschen. Ihm kann wenig gelegen seyn an der Behauptung einer Stellung, in welcher er bei weitem mehr in dem Lichte eines Despoten, als in dem eines wahren Königs erscheint. Er selbst hat versprochen, eine andere Gesetzgebungsbehörde zu bilden, und nach allem, was seinem Königreiche in den letzten sechs Jahren begegnet ist, scheint eine solche Schöpfung unerläßlich zu seyn. Allein wird er nicht vor den Schwierigkeiten erbeben, welche überwunden werden müssen, ehe er mit Erfolg Hand ans Werk legen kann? Was ihn am meisten verhindert, ist das Verhältniß der Kirche zum Staat in Spanien. Dies Königreich ist seit dem 16 Jahrhunderte vor allen übrigen eine Provinz der großen theokra-

tischen Universal-Monarchie geblieben, welche durch die Reformation in engere Gränzen zurückgeführt wurde; und die Folge davon ist unter andern die gewesen, daß ein spanischer Souverän, um die Mönche des einen oder des anderen Ordens in Ordnung zu erhalten, noch im neunzehnten Jahrhundert die Autorität eines anderen Souveräns, Pabst genannt, aufrufen muß. Die Inquisition, welche glücklicherweise abgeschafft war, ist wieder hergestellt worden, und um die Zurückführung des Jesuiter-Ordens unterhandelt man — wie es scheint weniger im Gefühl der Schädlichkeit desselben, als aus Nachgiebigkeit gegen die Prätensionen anderer Mönch-Orden. Kurz: jede rein politische Schöpfung hängt in Spanien von der Kirche ab, die, da sie ihre bisherige Freiheit nur unter der Bedingung retten kann, daß Alles beim Alten bleibe, ihre ganze Kraft aufbieten wird, das zu verhindern, wobei sich andere Nationen wohlbefinden. Die alten Cortes, welche mit dem Hause Oesterreich für Spanien untergegangen sind, wieder herzustellen, kann nicht in den Absichten Ferdinands liegen; denn unstreitig wird er wissen, wie sehr sie den Gang der Regierung erschwerten. Cortes aber, im Sinne, den das neunzehnte Jahrhundert mit diesem Worte zu verbinden gebietet, dürften, ohne eine vorhergegangene Kirchen-Reformation, schwerlich zu Stande zu bringen seyn. Hierin besonders liegt das Peinliche in der Lage Ferdinands des Siebenten, der, indem er dem Interresse der Geistlichkeit folgt, augenscheinlich Gefahr läuft, sich von dem beßeren und edleren Theil der Nation zu trennen. Denn alles, was bisher in Spanien geschehen ist, die öffentliche Meinung

zu unterdrücken und dies Königreich dem Einfluße des übrigen Europa zu entziehen, wird auf die Dauer doch nicht ausreichen, und unstreitig währet der gezwungene Zustand, worin sich Spanien seit dem vorigen Frühling befindet, kaum einige Jahre.

Dies ist um so wahrscheinlicher, da man die amerikanischen Colonieen seit dem Abfalle von Mexiko als für immer für Spanien verloren betrachten kann. Colonieen zu erwerben, ist in jeder Hinsicht weit leichter, als Colonieen wieder zu erobern; denn der Abfall derselben geschieht nicht eher, als bis ein überwiegendes Bedürfniß dazu treibt: ein Bedürfniß, das sich hinterher auch zu rechtfertigen versteht. Sofern man nun Spanien als für immer von seinen Colonieen geschieden denken muß, steht dem gesellschaftlichen Zustande in diesem Königreiche die wesentlichste Veränderung bevor. Die Einkünfte von den Colonieen betrugen bisher jährlich wischen 30 und 40 Millionen Piaster. Wie diese ersetzen? „Durch vermehrte National-Industrie:“ wird man sagen. Wäre die Sache nur so leicht, wie sie scheint! Unstreitig ist Spanien in sich reich genug, um seine Colonieen entbehren zu können; allein nachdem es, im Besitz derselben, Gewohnheiten angenommen hat, die sich zuletzt durch das Gesetz der Schwere rechtfertigen, wird es ihm nicht leicht werden, diesen Gewohnheiten zu entsagen, weil jener Besitz aufgehört hat. Vermehrte Ingustrie ist überhaupt nur unter Bedingungen möglich, die ihren letzten Grund in der Gesetzgebung haben müssen. Wo alles darauf abzweckt, eine zahlreiche Ordensgeistlichkeit empor zu halten, wo das ora vor dem labora steht und durch eine In-

quisition vertheidigt wird, wo die königliche Macht selbst dem Kirchenthum untergeordnet ist, und der Gedanke in keiner Beziehung über das Maas hinausgehen darf, das dem Interesse einer einzelnen Classe entspricht: da mag man Industrie predigen, so viel man will, sie wird dennoch nicht zum Vorschein kommen. Indeß, so wie der Besitz der amerikanischen Colonieen bisher Spaniens Individualität fixirt hat, eben so wird der Verlust derselben eine andere Individualität herbeiführen. Spanien kann nicht aufhören, ein großes Königreich zu seyn; und indem die Bedürfnisse der Regierung fortdauern, muß sie sich loswinden von allem, was sie verhindern will diese Bedürfnisse zu befriedigen. Es ist vielleicht ein ganz neuer Gedanke, daß in Spanien eine Kirchen-Reformation und (was damit in der engsten Verbindung steht) eine Verbeßerung des politischen Systems durch nichts so sehr verhindert worden ist, als durch die Erwerbung von Mexiko und Peru. Die Wahrheit desselben mag dahin gestellt bleiben, bis der Erfolg darüber entschieden hat; vorläufig ist aber so viel gewiß, daß keine Rolle in Spanien schwieriger ist, als die des Finanzministers. Die gezwungenen Anleihen, zu welchen man bisher seine Zuflucht genommen hat, werden ganz von selbst zum Stillstand kommen; mit ihnen jedes andere Mittel der Gewalt und List. Das Problem für alle spanischen Staatsmänner ist offenbar: wie können wir Amerika entbehren, ohne aufzuhören, eine Nation zu seyn? und zu welchen Lösungen man sich entschließen wird, das kann nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben. Man hatte einige Wahrscheinlichkeit, die südlichen Provinzen des

amerikanischen Continents wieder zu erobern, so lange Mexiko getreu blieb; jetzt aber, nachdem auch dieses Königreich abgefallen ist, muß man daran verzweifeln, und zu Rettungsmitteln greifen, deren Elemente in Spanien selbst enthalten sind. Eine National-Repräsentation wird und muß empor kommen. Läge sie nicht in dem Beispiele des übrigen Europa, so würde sie in der Natur der Dinge und im Drange der Umstände liegen. Die, welche sich während der Regentschaft gebildet hatte, war in jedem Betracht unzuläßig; die, welche sich unter einem Könige bilden wird, der den guten Willen hat, kein Despot zu seyn, kann und muß Spaniens Wohlfahrt befördern.

Ueberhaupt geht dies Reich ganz neuen Bestimmungen entgegen. Durch den Verlust seiner weitschichtigen Colonieen ist seine ganze Politik verändert. So lange es zwischen Landmacht und Seemacht getheilt war, konnte es nur schwach in die Angelegenheiten Europas eingreifen; es mußte um so mehr eine neutrale Macht seyn, je weniger seine Bevölkerung seinem Territorial-Umfange entsprach. Die Bündnisse, die es mit Frankreich schloß, konnten immer nur zu seinem Nachtheil seyn, weil es ein bei weitem größeres Interesse hatte, in einem guten Vernehmen mit England zu stehen, das nur den Hafen von Cadix zu blockiren brauchte, um den Hauptnerv der spanischen Macht zu zerscheiden. Dies alles hört mit dem Verluste der Colonieen auf. Englands Interesse für Spanien ist durch denselben wesentlich vermindert, und Gibraltar hat, als englische Festung, seine Bedeutung verloren. Was hieraus für Spaniens übrige Verhältnisse

folgt, begreift man, ohne daß es gesagt zu werden braucht. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß der Verlust von Spaniens Colonieen mit der Zeit auf den gesellschaftlichen Zustand von ganz Europa zurückwirken wird. Mit den in den Bergwerken von Mexiko und Peru gefundenen Schätzen ist der Handel nach Ostindien geführt worden, das bekanntlich der europäischen Erzeugnisse nicht bedarf. Wird der Bergbau in jenen transatlantischen Gegenden fortgesetzt werden, nachdem sie ihre Unabhängigkeit errungen haben? Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht nicht dafür, da Unabhängigkeit und Freiheit in Ackerbau und Künsten eine weit sicherere Stütze haben, als im Bergbau. Gesetzt aber auch, dieser daure in Mexiko und Peru gerade so fort, wie bisher; wird es keinen Unterschied machen, daß amerikanisches Gold und Silber nicht mehr über Spanien bezogen wird, und durch tausend Kanäle Europa durchläuft, ehe es sich nach Ostindien und China verliert. Der wunderbare Zusammenhang, in welchen die Welt durch England mit sich selbst gesetzt worden ist, kann, wie es scheint, nicht derselbe bleiben, der er bisher war, und die unauflösliche Frage ist, wie er sich von jetzt an gestalten werde? Unstreitig wird die neue Gestaltung sehr unmerklich von Statten gehen, und erst nach längerer Zeit empfunden werden; was aber auch in dieser Hinsicht geschehen möge, immer wird es den Keim zu eben so wichtigen Umwälzungen in sich tragen, wie die waren, welche die Entdeckung von Amerika und die Verbindung dieses Erdtheils mit Spanien nach sich gezogen hat. Es würde Vermessenheit seyn, jetzt schon bestimmen zu wollen, was die Unabhängigkeit

der spanischen Colonieen in Amerika für Folgen für Europa nach sich ziehen werde; aber es ist nichts weniger als Vermessenheit, jetzt schon aufmerksam zu machen auf die Veränderungen, welche Europa in allen seinen Theilen von dieser Seite bevorstehen, da es bald kein europäisches Amerika mehr geben wird, und die Unabhängigkeit der Erdtheile eben so sehr vom Schicksal beschlossen zu seyn scheint, als die Unabhängigkeit der Staaten.

Darf es für National-Repräsentanten eine Entschädigung geben, und von welcher Beschaffenheit kann diese seyn?

Der erste Theil dieser unstreitig sehr wichtigen Frage ist von den französischen Publizisten der gegenwärtigen Zeit mit Nein! beantwortet worden. Die Gründe, womit sie ihre Behauptung unterstützen, sind theils von dem Beispiele hergenommen, welches England seit Jahrhunderten giebt, theils sollen sie in der Natur der Sache liegen. „Nur sehr wohlhabende National-„Repräsentanten, sagen sie, leisten, was sie zu leisten „bestimmt sind; denn nur in ihnen kann jene unabhän-„gige Denkungsart vorausgesetzt werden, welche zu einer „heilsamen Opposition führt. Der Reichthum ist ein-„mal das Einzige in der Welt, was eine unzweideutige „Achtung findet; und durch ihn allein laßen sich die „Gegengewichte bilden, ohne welche ein Regierungs-„System von keiner Dauer seyn kann. Wir haben es „erfahren, wie viel eine besoldete National-Repräsenta-„tion zu bewirken vermag; denn waren wir nicht troß „unserer National-Repräsentation, so wie sie in dem „Senat und dem Gesetzgebungsrathe dastand, die Opfer „des allerfurchtbarsten Despotismus, und würden wir „es gewesen seyn, wenn die Mitglieder jener beiden Be-„hörden durch Reichthum und Macht wahrhaft unab-„hängig gewesen wären?“

Ehe wir in eine Erörterung dieser Gründe eingehen, wollen wir sogleich bemerken, daß unser Raisonnement sich nicht auf denjenigen Theil der National-Repräsentation bezieht, den man das Oberhaus oder die Kammer der Pairs zu nennen pflegt. Es kann nämlich sehr nützlich und in mancher Hinsicht sogar nothwendig seyn, daß dieser Theil der National-Repräsentation zusammengesetzt werde aus lauter Mitgliedern, deren Reichthum und Wohlhabenheit von so großem Umfange ist, daß kein anderes Interesse auf sie einwirken kann, als das von Ihnen anerkannte allgemeine d. h. das des Vaterlandes. Indeß folgt hieraus keinesweges, daß die für diesen Theil Statt findende Regel auf die ganze National-Repräsentation ausgedehnt werden müsse. Denn es kann sehr wohl der Fall seyn, daß das, was der Würde des Oberhauses angemessen ist, sich nicht für das Unterhaus paßt, indem das erstere auf einen höheren Grad von Impassibilität berechnet seyn kann, als das letztere. Dies also vorherbemerkt, gehen wir sogleich auf die Sache selbst ein.

Was zunächst das Beispiel Englands betrift: so könnte man im Allgemeinen die Frage aufwerfen: „warum den gerade die organische Gesetzgebung Englands zum Muster genommen werden müsse?" Die, welche auf diese Frage zur Antwort geben: diese Gesetzgebung habe ihre Proben gemacht, vergeßen offenbar, daß das Leben der englischen Nation keinesweges vollendet ist, und daß einige Jahrhunderte in diesem Leben nicht viel sagen wollen. Sich auf eine Erfahrung berufen, welche in sich selbst unvollendet ist, bleibt eine sehr mißliche Sache;

alle Erfahrung in moralischen Dingen hat überhaupt nur in sofern einen Werth, als sie sich auf die höheren Gesetze der Erscheinungen beziehen und mit diesen in Uebereinstimmung bringen läßt. Gesetzt, das Unterhaus des englischen Parliaments wäre nicht so vollkommen organisirt, als es in der Ferne scheint: was werden Diejenigen antworten können, welche alles nur in sofern für musterhaft halten, als es von Großbritannien herrührt? Wir wollen hier nicht die bitteren Vorwürfe anführen, welche dem Unterhause von einem Burdett gemacht worden sind, wiewol sie schwerlich aus der Luft gegriffen seyn können: aber ist Burdett der erste und einzige, der über die Bestechlichkeit seiner Collegen Klage geführt hat? War nicht auch Pitt von der Nothwendigkeit einer Parliaments-Reform überzeugt? Waren es vor ihm nicht alle englische Patrioten? Soll für National-Repräsentanten keine Remuneration Statt finden, so entsteht sogleich die Frage: wie groß muß das Vermögen eines Jeden seyn, damit er an seiner Bestimmung nicht zum Verräther werde? Diese Frage aber läßt sich gar nicht beantworten, weil alles Vermögen relativ ist, und die Neigungen und Bedürfnisse eines Jeden über die Größe oder Geringfügigkeit desselben entscheiden. Gerade weil die Mitglieder des brittischen Unterhauses von ihren Committenten nicht remunerirt werden, muß ein großer Theil von ihnen seine Entschädigung in den Diensten suchen, welche er der Administration leistet; und daß dieser Theil des Unterhauses der anbrüchige sey, darüber findet wohl kein Zweifel Statt. Es läßt sich nicht läugnen, daß ein anderer Theil in seinem großen Vermögen

den Antrieb zur Unabhängigkeit in seinen Meinungen findet, und indem er die Oppositionspartei bildet, der Nation große Dienste leistet; allein würde es im brittischen Parliamente eine förmliche Oppositionspartei geben, wenn nicht der bei weitem größere Theil seiner Glieder zu einer blinden Gefälligkeit gegen die Administration hinneigte? und kann es als ein Vorzug dieses Parliaments gedacht werden, daß es nur zum Theil, und zwar zum geringsten Theil, aus Mitgliedern besteht, die ihre Beziehung auf die brittische Nation empfinden?

Die Gründe, welche für eine Nicht-Entschädigung der National-Repräsentanten von Englands Beispiel hergenommen werden, scheinen also in sich selbst zusammenzufallen.

Was aber den Reichthum als das Einzige betrift, was eine unzweideutige Achtung gewährt: so würde aus dieser Behauptung folgen, daß jeder Reiche, wie er auch im Uebrigen angethan sey, Achtung, und jeder Nicht-Reiche Verachtung finden müsse. Ist dem aber wirklich so? Geibt es nicht Reiche, welche verachtet, und giebt es eben so nicht Arme, welche geachtet werden? Ist man, ich sage nicht in der Würdigung von Schmeichlern uud Bedürftigen, wohl aber in der Würdigung seiner Mitbürger ein kenntnißreicher, einsichtsvoller und tugendhafter Mann, weil man jährlich 50000 Rthl. Einkünfte hat, und ist man in derselben Würdigung das Gegentheil von diesem allen, weil man notorisch arm ist? Vielleicht sollte noch beßer, als bisher, ausgemittelt werden, in welchem Verhältnisse Reichthum und Tugend für den Menschen stehen. Es giebt eine geistige Schwerkraft,

wie es eine körperliche giebt, und der Einfluß des Reichthums auf die innere Entwickelung des Menschen ist unverkennbar. Vorausgesetzt nun, daß die retardirende Kraft desselben bei weitem größer sey, als seine antreibende — und dafür spricht die Erfahrung — was würde eine aus lauter reichen Männern bestehende National-Repräsentation leisten? Ihr Beruf würde immer einer und derselbe seyn, nämlich bei des Ausbildung des allgemeinen Willens zu concurriren; aber wie schlecht würden sie diesen Beruf erfüllen, wie wenig den Vortheil ihrer Committenten ins Auge fassen, wie bereitwillig zu allem Ja! sagen, in der Voraussetzung, daß sie davon unberührt bleiben würden! Wer fühlt die Bedürfnisse seiner Nebenmenschen sicherer und beßer, der Reiche oder der Nicht-Reiche? Wer hat mehr Veranlassung gehabt, über die gesellschaftlichen Verhältnisse nachzudenken, der, welcher in seinem Vermögen das Mittel besaß, diese Verhältnisse zu beherrschen, oder der, der sie ehren mußte, weil er nicht reich war? Wer hat eine lebhaftere Tendenz nach einem beßerem Zustand der Dinge, der, dem alles gleichgültig ist, wenn er nur in seinem eigenen Seyn unangetastet bleibt, oder Derjenige, der sein Privatwohl nur in dem allgemeinen Wohl wiederfindet? Schon hieraus ist klar, daß durch den Reichthum, als solchen, nie eine wahre Opposition gebildet wird, und daß alles, was man von dem Gegengewicht der Reichen, als solchen, bemerkt, erträumt ist. In der That, eine aus lauter Reichen zusammengesetzte National-Repräsentation würde ihrem Zweck am allerwenigsten entsprechen; sie würde der Administration den möglich geringsten

Grad von Hemmung entgegenstellen; sie würde weit eher eine Beförderin als eine Abwenderin des Despotismus werden und der zweite Charakter der Regierung (die Gesellschaftlichkeit) würde durch ihre Existenz am wenigsten garantirt seyn. Durch dies alles soll nicht gesagt seyn, daß reiche Leute von der National-Repräsentation ausgeschlossen werden sollen; keinesweges! Da man als ein reicher Mann die Eigenschaften eines guten National-Repräsentanten eben so wohl haben kann, denn als ein Nicht-Reicher: so würde es eine große Ungerechtigkeit seyn, den Reichen absolut auszuschließen. Nur, als Reicher schlecht weg, kann er in keine Betrachtung kommen, wenn er mit seinem Reichthum nicht Eigenschaften verbindet, die ihn des hohen Berufs, bei der Ausbildung des Gesetzes zu concurriren, würdig machen: Eigenschaften, welche in dem Urtheil seiner Mitbürger ganz unzweideutig seyn müssen, wenn er als National-Repräsentant einen Werth haben soll.

Wenn die Franzosen behaupten, daß der Despotismus ihres Kaisers seinen letzten Grund in dem Umstande gehabt habe, daß ihre National-Repräsentation besoldet gewesen sey; so ist diese Behauptung zum Theil schon in dem Vorhergehenden widerlegt, und sofern das Phänomen ganz erklärt werden soll, muß man auf das besondere Verhältniß zurück gehen, worin Napoleon als Staatschef zu dem Senat und dem gesetzgebenden Körper stand. Allerdings hatten diese Behörden keine andere Bestimmung, als durch Vermittelung des kaiserlichen Willens mit dem National-Willen allen Despotismus abzuwenden; wenn sie aber in dieser Hinsicht

so gar nichts leisteten, so rührte dies nicht daher, daß sie besoldet waren, wohl aber daher, daß sie es mit einem Monarchen zu thun hatten, dessen persönliches Interesse dem National-Interesse schnurstracks entgegen gesetzt war und der eben daher Alles mit sich fortzureißeu suchen mußte. Frankreichs Interesse war nämlich, mit Europa in Frieden zu leben, weil hierauf sein ganzes Wohl beruhete; Napoleons Interesse hingegen war, Frankreich und das übrige Europa in einer beständigen Zwietracht zu erhalten, weil seine Wichtigkeit auf den Krisen beruhete, in welche er die Franzosen warf. Als erblicher Staatschef würde er eine ganz andere Politik gehabt haben. Da er dies nicht war, und für seine Person niemals werden konnte: so kam es fortgesetzt darauf an, den Schein hervorzubringen, als sei das Interesse der Franzosen eins und dasselbe mit dem seinigen. Daß die gesetzgebenden Behörden ihm hierbei trefflich zu Statten kamen, ist nicht zu verkennen: aber würde dies weniger der Fall gewesen seyn, wenn ihre Mitglieder aus lauter Personen von großem Vermögen bestanden hätten? Die unbedingte Achtung des Franzosen gegen die Macht, und seine damit in der engsten Verbindung stehende Geringschätzung des Gesetzes, thaten für Napoleon mehr, als alles Uebrige; denn, wenn weder jene, noch diese Statt gefunden hätte, so würde es unmöglich gewesen seyn, von einem Gesetzesvorschlag zum andern überzugehen und alle mit gleicher Leichtigkeit in allgemeine Willen zu verwandeln. Wie lange dies fortgedauert haben würde, wenn Paris nicht erobert worden wäre, läßt sich schwer bestimmen; denn, ob die Franzosen jemals über die wahre

Quelle von Napoleons Despotismus, so fühlbar er ihnen auch zuletzt wurde, ins Reine gekommen sind, ist zum wenigsten sehr problematisch. Aber eine merkwürdige Erscheinung war am Schlusse des Jahres 1813, daß, während der Senat in seiner Unterwerfung verharrte, der gesetzgebende Körper seinen Gehorsam aufkündigte. Hier sah man offenbar, daß die Annahme einer Remuneration von Committenten der freien Meinung keinen Abbruch thut; denn wenn dies der Fall wäre, so würde Frankreich nie einen Lainé und Raynouard kennen gelernt haben.

Wenn also weder in dem Beispiele von England, noch in der Natur des Reichthums, noch endlich in den Erfahrungen, welche man in Frankreich über diesen Gegenstand gemacht haben will, irgend etwas enthalten ist, das von einer Remuneration der National-Repräsentanten abschrecken könnte: so ist es der Mühe werth, uns die Gründe, um derentwillen sie sogar nothwendig ist, deutlicher zu entwickeln.

Erstlich. Es läßt sich allerdings annehmen, daß in jedem Reiche von einigem Umfange Personen zu finden sind, welche, um als National-Repräsentanten angestellt zu werden, sich an der Ehre genügen lassen, die ein großes Vertrauen in sich schließet. Allein kann es jemals in dem Interesse einer Nation liegen, nur von solchen Personen vertreten zu werden? Gewiß nicht. Denn wenn der Reichthum das erste, die Einsicht und Tugend hingegen das zweite Requisit bei einem National-Repräsentanten ist: so läßt sich daran zweifeln, ob überhaupt ein Repräsentation Statt finde.

Zwei=

Zweitens. Warum soll, da alles in der Gesellschaft zuletzt Dienst und Gegendienst ist, und die Gesellschaft wesentlich hierauf beruht, die Verrichtung eines National-Repräsentanten allein ohne Remuneration bleiben? Ist sie etwa ihrer Natur nach gering? Ist sie für den, von welchem sie ausgeht, mit keiner bedeutenden Anstrengung verbunden? Niemand wird dies zu behaupten wagen. Die Remuneration muß also nach den allgemeinsten Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit Statt finden.

Drittens. Gesetzt, die Wähler der einen oder der anderen Provinz hätten es in ihrer Gewalt, von zwei übrigens gleichen Candidaten den einen, weil er reich ist, ohne irgend einen Aufwand in der National-Repräsentation anzustellen: würde es in ihrem Interesse liegen, dies zu thun? Keinesweges; vorausgesetzt, daß sie ihr wahres Interesse kennen. Denn, wenn es sich nicht leugnen läßt, daß in ertheilten Gehalten eine bindende Kraft liegt: so gewinnen Committenten durch Verleihung eines Gehalts eine weit größere Sicherheit für die gewissenhafte Vertretung ihres Interesse, als sie ohne dieselbe haben würden. Auf das, was ungemeine, von irgend einer Begeisterung emporgetragene Charaktere zu leisten im Stande sind, kann bei menschlichen Einrichtungen keine Rücksicht genommen werden: wo es aber auf tägliche Aufopferungen der Kraft und Zeit ankömmt, damit bestimmte Pflichten treu erfüllt werden, da muß es auch einen Ersatz für diese Aufopferungen geben, weil sie sonst nicht vorhalten können.

Viertens. Wie weit man auch davon entfernt

seyn möge, Volk und Regierung in einem feindlichen Verhältnisse zu betrachten und das ganze politische Leben als einen Kampf zwischen Solchen, die da herrschen, und Solchen, die da frei seyn wollen, anzuschauen: so muß man doch zugeben, daß es die erste Pflicht eines National-Repräsentanten ist, nicht blindlings in die Entwürfe der Administration einzugehen, indem seine Bestimmung dadurch gänzlich würde verfehlt werden. Dies nun vorausgesetzt: wird der National-Repräsentant seine Bestimmung treuer und gewissenhafter erfüllen, wenn ein Gehalt ihn zu seinen Committenten zurückzieht, oder wenn dies nicht der Fall ist? Wer, der einen forschenden Blick in die Natur des Menschen gethan hat, kann Bedenken tragen, sich für die Remuneration zu erklären? Die Verrichtung des Repräsentanten wird aber dadurch keinesweges zu einer Tagelöhnerei. Vorausgesetzt, daß die Wahl selbst nicht eine unglückliche gewesen ist — welche Verrichtung ist in sich edler und alle Kräfte des Gemüths und Geistes anregender, als die eines National-Repräsentanten, sofern er bei der Bildung des Gesetzes concurrirt! Erhaben über alles, was Mechanismus genannt werden kann, nur in seinen Combinationen und in seinem Gewissen lebend, beständig auf die höchste Vollkommenheit des National-Willens bedacht, kann er durch ein Gehalt, wie groß oder wie klein es sey, nie werden, was er ist, nie leisten, was er leistet; und vielleicht sollte sein politisches Leben mehr ins Auge gefaßt werden, als es in der Regel geschieht. Da, wo es eine Oeffentlichkeit giebt, mag er in derselben Trost für vergeblich aufgewendete Tugend finden; wo es aber

keine Oeffentlichkeit giebt, muß er sich nur allzu oft durch das Bewußtseyn beruhigen, nach seiner besten Einsicht gehandelt zu haben, glücklich, wenn man nicht die Forderung an ihn macht, daß er noch etwas mehr als das Schädliche und Nachtheilige abwenden solle.

Dies zusammen scheinen mir die Gründe zu seyn, um derentwillen es für National-Repräsentanten eine Remuneration geben muß. Es ist aber nicht genug, daß eine Remuneration für sie Statt finde: sie müssen sie auch aus den Contributionen ihrer Committenten erhalten. Wollte man irgend einen Fond, er bestehe in liegenden Gründen, oder in Geldkapitalien, errichten, um daraus die Kosten der National-Repräsentation zu bestreiten: so würde die unmittelbare Folge davon seyn, daß das Verhältniß zwischen den Repräsentanten und ihren Committenten aufgehoben würde. Hieraus aber würde der doppelte Nachtheil entstehen, erstlich, daß dem Gemeingeist Abbruch geschähe, zweitens, daß auf die Bildung des Gesetzes weniger Sorgfalt verwendet würde. Die Nation nimmt an Denen, welche sie repräsentiren, nur in sofern Antheil, als sie von ihnen abhängen und ihr Vertrauen rechtfertigen; aber soll dieser Antheil lebhaft werden, so muß er auf dem Bewußtseyn beruhen, daß Opfer dargebracht werden. Die Repräsentanten ihrerseits erfüllen die mit ihrer Bestimmung verbundene Pflicht nur in sofern, als sie ihre Committenten immer im Auge behalten, was nothwendig wegfällt, wenn sie durch keine Remuneration an dieselben gebunden sind. Eine aus Staatskassen remunerirte Repräsentation würde sogleich zu einer Gesetzgebungs-Commission oder der-

gleichen etwas werden; und könnte dies geschehen, ohne die erhabene Idee der National-Einheit, welche allen Repräsentationen zum Grunde liegt, in ihrem Fundamente zu erschüttern?

So viel hängt mit dem scheinbar gleichgültigen Umstande zusammen, ob National-Repräsentanten von ihren Committenten remunerirt werden, oder nicht.

Dies ließe sich unstreitig noch weiter ausführen; da dies aber nur dann mit Erfolg geschehen könnte, wenn man sich auf Untersuchungen über die moralische Kraft des Geldes einließe — Untersuchungen, welche uns zu weit vom Ziele ableiten würden: so wollen wir unseren Lesern nur noch sagen, wie die alten Celten sich das Verhältniß der Regierten zu der Regierung dachten.

Sie stellten einen kraftvollen Greis dar, der mit dem Herkules nur in sofern eine Aehnlichkeit hatte, als seine Rechte mit einer Keule, seine Linke mit einem Bogen bewaffnet war, und um seine, in eine Löwenhaut gehüllte Schultern ein Köcher schwebte: Attribute der Gewalt, die keiner Regierung fehlen darf, aber da, wo diese sich auf Erfahrung und Weisheit stützt, nur den frevelhaften Uebertretern der Gesetze gefährlich wird. Der wohlwollende und freundliche Blick des Greises war einer zahllosen Menge zugewendet, welche die Regierten vorstellte; aber von der Zungenspitze des Greises ging eine feine, aus Bernstein und Gold zusammengesetzte Kette, die sich um die Ohren jener zahllosen Menge schlang. Der Greis zog, die Menge folgte; doch zeigte die Schlappheit der Kette, daß jener keine übermäßige Kraft anwendete, diese nicht widerstrebte: eine natürliche

Folge der aus Bernstein und Gold zusammengesetzten Kette, welche alles, was anziehende Kraft genannt werden kann, in sich schloß, und indem sie das Organ der Ueberredung mit dem des Gehörs verband, ein auf gegenseitige Vernunft gegründetes Verhältniß ausdrückte *).

Vielleicht ist eine übersinnliche Idee, welche so viel in sich faßt, als die einer Regierung, allegorisch nie vollkommner dargestellt worden; wie dem aber auch sey, so beweiset dies Gemälde der alten Celten, daß sie einen sehr deutlichen Begriff von der bindenden Kraft des Geldes hatten.

*) Siehe Lucian im 7ten Bande der Schmidtschen Ausgabe pag. 14 seq.

Von dem Verschwinden der Republiken aus der Reihe der europäischen Staaten.

In einem Zeitraume von ungefähr zwanzig Jahren sind, nach und nach, beinahe alle Republiken aus der Reihe der europäischen Staaten verschwunden; zuerst Polen, dann Venedig, dann Lucca, dann Holland, zuletzt, nach einer augenblicklichen Wiederherstellung, auch Genua. Nur zwei sind übrig geblieben, und werden unstreitig fortdauern: die Schweiz und St. Marino.

Viele Personen sind darüber bekümmert, und ihr Kummer hängt mit den Vorurtheilen zusammen, die wir — zwar nicht mit der Muttermilch, aber doch mit dem ersten gelehrten Unterricht auf Schulen erhalten. Denn ehe man uns mit dem Eigenthümlichen der Verfassung unseres Vaterlandes bekannt macht, lernen wir die Verfassung von Athen und Rom bewundern; und, indem diese Bewunderung fortdauert, fassen wir für alles, was Republik heißt, eine Vorliebe, überzeugt, daß Freiheit, Wohlhabenheit, Patriotismus und alles, was wir sonst noch achten, nur in Republiken zu Hause gehöre. Wir sind um so mehr geneigt, der republikanischen Verfassung den Vorzug vor jeder anderen zu geben, einmal, weil der Mensch gewohnt ist, das Ergänzende für das Beseligende zu halten; zweitens, weil nur eine sehr geringe Anzahl von uns dahin gelangt, das Mangelhafte jener Verfassung, sey es aus unmittelbarer An-

schauung, sey es nach den Darstellungen der vorzüglichsten Schriftsteller des Alterthums, kennen zu lernen. Die Politik des Aristoteles würde ausreichen, jeden des Nachdenkens fähigen Leser von der Vorliebe für die Republik zu befreien: aber wie Wenige lesen die Politik des Aristoteles!

Das Wort: Republik selbst ist ganz dazu gemacht, das Urtheil der meisten Menschen über den in Rede stehenden Gegenstand zu verwirren. Versteht man darunter ein Gemeinwesen, das durch Gesetze zusammengehalten wird: so ist offenbar Republik mit Staat synonym; denn auch dieser, man überlege die Sache von welcher Seite man wolle, ist ein durch Gesetze zusammengehaltenes Gemeinwesen. Allein in diesem Sinne wird das Wort Republik nicht genommen. Man versteht unter Republik vielmehr ein nur durch gute Gesetze zusammengehaltenes Gemeinwesen, und schreibt folglich der republikanischen Verfassung die Kraft zu, nur gute Gesetze hervorbringen zu können. Hierin liegt der Hauptirrthum, von welchem man nicht eher zurückkömmt, als bis man sich einen deutlichen Begriff von den verschiedenen Wegen gemacht hat, welche seit Jahrtausenden gewählt worden sind, um zu dem höchst-möglichen Grad bürgerlicher Freiheit zu gelangen.

Gewiß ist, daß, da die Gesellschaft nur durch die Ordnung bestehen kann, die man in sie bringt, diese Ordnung aber nur durch Gesetze zu bewirken ist, man zu allen Zeiten das Bedürfniß gefühlt hat, guten Gesetzen zu gehorchen; denn von den schlechten versteht es sich ganz von selbst, daß sie ohne die beabsichtigte Wir-

kung bleiben mußten. Allein, wie zu guten Gesetzen gelangen? Die Sache war von jeher um so schwieriger, je mehr die Gesellschaft in sich selbst aufgehört hatte, eine Familie zu seyn, d. h. je größer und zusammengesetzter sie war. Um mit einiger Methode zu Werke zu gehen, hätte man sich vor allen Dingen klar machen sollen, erstlich, was die ewige Bestimmung der Regierung ist, zweitens durch welche Mittel diese Bestimmung allein erfüllt werden konnte. Man würde alsdann eingesehen haben, daß eine Regierung, welche die Charaktere der Einheit und Gesellschaftlichkeit in sich schließt, ihre Bestimmung mit unausweichlicher Nothwendigkeit erfüllt. Doch, indem man bei weitem mehr seinen Leidenschaften, als einer deutlichen Einsicht in die Natur der Dinge folgte, schwankte man von dem einen Extrem zu dem anderen über. Bald schrieb man die Leiden, welche aus dem Mangel guter Gesetze hervorgingen, dem Umstande zu, daß ein Einzelner das Vorrecht genoß, das Gesetz hervorzubringen; und in diesem Falle wurde die Monarchie, unter welcher man bis dahin gelebt hatte, in eine Republik, d. h. in eine Antimonarchie verwandelt; wobei beständig der Gedanke war, daß eine Körperschaft nicht gegen sich selbst statuiren könne. Bald fand man die starken Bewegungen, welche die neue Schöpfung mit sich führte, unerträglich, und um nicht erschöpft und aufgerieben zu werden, warf man sich wieder in die Arme eines Einzigen; und in diesem Falle verwandelte sich die Antimonarchie aufs Neue in eine Monarchie; wobei der Gedanke war, daß der Einzelne wenigstens Ruhepunkte gewähren werde. In dem einen,

wie in dem anderen Falle, wurde das vorliegende Problem nicht rein gelöst. Es kam darauf an, der Regierung den doppelten Charakter der Einheit und der Gesellschaftlichkeit zu geben. Statt dessen gab man ihr den einen oder den anderen von diesen beiden Charakteren, und die natürliche Folge davon war, daß man sich zwar anders, aber nicht besser fühlte. Um zu guten bürgerlichen Gesetzen zu gelangen, hätte man damit anfangen sollen, die besten organischen Gesetze zu erdenken; denn das gute bürgerliche Gesetz will auf das gute organische Gesetz geimpft seyn. Allein, indem man jene erste Arbeit vermied, konnte man nie zum Zweck gelangen, bis man endlich im Laufe der Zeiten zu der Einsicht und Ueberzeugung gelangte, daß in jedem guten Regierungs-System Republik und Monarchie vereinigt seyn müssen, und zwar dadurch, daß nur die Macht Gesetze zu vollziehen centralisirt ist, keinesweges aber die Macht, Gesetze zu geben.

Hiernach ist das Wesen der Republik, als Gegensatzes der Monarchie, nicht länger zweifelhaft. Will man also dies Wesen genauer bestimmen, als es zu geschehen pflegt: so muß man sagen: sie sey diejenige Regierungsform, durch welche der Charakter der Gesellschaftlichkeit auf Kosten des Charakters der Einheit in der Regierung fixirt werde. In der That, wo und zu welcher Zeit auch Republiken existiren mochten, da waren sie an diesem Zeichen zu erkennen. Eigentlich wollten sie den Charakter der Einheit ganz verbannen, gerade wie die strenge Monarchie den Charakter der Gesellschaftlichkeit zu verbannen strebt; da sich aber weder das eine

noch das andere vollkommen bewirken läßt: so begnügte man sich in den Republiken damit, den Charakter der Einheit zur Abhängigkeit und Knechtschaft herab zu würdigen. Polens Beispiel hat gelehrt, daß die Republik selbst den Königstitel nicht ausschließet. Aber Polen war deshalb nicht minder eine Republik, sofern nämlich der Charakter eines politischen Systems aus der Art und Weise, den allgemeinen Willen hervorzubringen, erkannt wird. Um keine Republik zu konstituiren, hätte Polens Verfassung nicht jedem Landtags-Deputirten das Recht ertheilen müssen, durch ein willkürliches, oft ganz launenhaftes Veto die wichtigste Berathschlagung zum Stillstand zu bringen; in einer solchen Verfassung ist der erste beste Landtags-Deputirte bei weitem mehr der König, als derjenige, der den Titel eines Königs führt, und der erste Charakter der Regierung, der der Einheit, wird dadurch auf das grausamste verletzt. Auf gleiche Weise war Venedig eine Republik, ob es gleich in diesem Staate eine herzogliche Würde gab, welche auf Lebenszeit ertheilt wurde; die Hervorbringung des allgemeinen Willens war ausschließlich dem Senate übertragen, und der Doge nichts mehr und nichts weniger, als der erste Vollstrekker jenes Willens in allen Theilen des venetianischen Gebiets, d. h. das Werkzeug eines fremden Willens. Dieselbe Bewandniß hatte es, wiewohl mit gewissen Modifikationen, mit dem Doge von Genua, dem Gonfaloniere von Lucca, kurz mit allen Depositären der Einheit in den italienischen Republiken. Die Combinationen, die sich in dieser Hinsicht machen lassen, sind sehr mannichfaltig; allein alle bezwecken doch zuletzt eins und dasselbe,

nämlich möglich-größte Vernichtung des Charakters der Einheit in der Regierung. Republiken unterscheiden sich zwar unter einander dadurch, daß sie entweder Aristokratien oder Demokratien sind; allein, da die Demokratie zuletzt doch nichts weiter, als eine ausgedehnte Aristokratie, und diese nichts weiter, als eine zusammengedrängte Demokratie ist, ohne daß sich der Punkt angeben läßt, wo die eine aufhört und die andere anfängt: so ist der Unterschied zwischen beiden als gleichgültig zu betrachten, und das einzige Wesentliche in Verfassungen dieser Art besteht darin, daß beide den Charakter der Einheit von der Regierung ausschließen, so viel an ihnen ist. In einer Aristokratie gelingt dies noch besser, als in einer Demokratie, weil in jener Verabredungen und Halten auf Grundsätze leichter sind; dafür aber hat die Demokratie den Vorzug, daß sich in ihr der Charakter der Einheit, troß allen ihn proskribirenden Gesetzen, leichter wieder herstellt und festsetzt.

Welches sind aber von jeher die Wirkungen republikanischer Verfassungen gewesen, sie mochten existiren, wann und wo sie wollten?

Um hierüber mit Unpartheilichkeit zu urtheilen, muß man diejenigen Republiken, die sich dem Wesen einer vollständigen Regierung am meisten näherten, sorgfältig von denen unterscheiden, die sich am meisten davon entfernten. Jenes ist der Fall, wenn es in dem republikanischen System einen bleibenden Depositär der Einheit giebt, wie es in Venedig, Genua u. s. w. einen solchen gab; dieses, wenn die Erzeugung des Depositärs der Einheit der Natur der Dinge, d. h. dem Zufalle über-

lassen worden ist. In den Republiken der ersteren Art fand immer eine große Stätigkeit der Gesetzgebung Statt, hervorgebracht — nicht, wie einige geglaubt haben, durch eine weise Vertheilung der Gewalten, noch viel weniger durch die Rotation der Staatsämter — denn beides hätte, der Natur der Dinge gemäß, das baare Gegentheil bewirken müssen — wohl aber durch das besondere Interesse der gesetzgebenden Corps, alles, so viel als immer möglich, beim Alten zu lassen. Nicht so in den Republiken der letzteren Art. Wenn jene die Impulsionskraft unnatürlich fürchteten: so kann man von diesen sagen, daß sie die Opfer derselben wurden. Die Idee war freilich immer, dem Despotismus dadurch zu entrinnen, daß man der Regierung den Charakter der Einheit nahm; der Zweck aber wurde durch dies Mittel so wenig erreicht, daß man dem Despotismus nur um so mehr ausgesetzt war. Wo nämlich jeder Bürger das Recht hat, mit Gesetzesvorschlägen hervorzutreten und sie, so viel an ihm ist, geltend zu machen, da kann es niemals fehlen, daß man sich vor der Menge der Gesetzesvorschläge gar nicht zu retten weiß, und die natürliche Folge davon ist, daß die Gesellschaft, wie es in allen Demokratien der Fall ist, von einer Krisis in die andere geräth. Mag alsdann, um den Charakter der Einheit verbannt zu halten, jeder, der zu einer größeren Autorität gelangt, durch den Ostrazismus, oder den tarpejischen Felsen, oder die Guillotine bedroht seyn: der charaktervolle Mann bricht sich Bahn, und wie Viele auch darüber zu Grunde gehen mögen, so fehlt es doch nicht an Solchen, die in ihre Fußtapfen treten, bis sich

die Einheit auf irgend ein Haupt niederläßt, und auf demselben ausruhet. Hierin liegt das Geheimniß des Glanzes, den Republiken erwerben, und zwar um so mehr, je demokratischer sie sind. Aber man lasse sich durch diesen Glanz nicht verblenden. Er wird durch die Ruhe der ganzen Gesellschaft erkauft, welche nie genau weiß, woran sie mit sich selbst ist. Die Einsichtsvollsten unter den alten Schriftstellern haben dies vollkommen durchschaut, und einer von ihnen sagt mit dürren Worten: „man sollte dem Volke die verneinende Stimme oder das Recht, die Vorschläge der Magistratspersonen zu verwerfen, aber nicht eine bejahende oder das Recht, neue und andere Verfügungen zu machen, geben: sondern, im Falle daß ein Vorschlag verworfen würde, sollte die Sache von neuem vor die obrigkeitlichen Collegia kommen. Leider verfährt man in vielen Staaten gerade auf die entgegengesetzte Weise: die Wenigen, oder die Magistratspersonen, haben das Recht zu verwerfen und zu cassiren, was vom Volke vorgeschlagen wird, aber sie haben nicht das Recht etwas anderes positiv festzusetzen, sondern die Sache muß alsdann von neuem vor das Volk gebracht werden *)." Das Unnatürliche solcher Verfassungen springt besonders dann in die Augen, wenn man bemerkt, daß die in ihr lebenden Staatsbürger nicht eher zu irgend einer Ruhe und irgend einem Genusse gelangen, als bis das Gegentheil von dem eingetreten ist, was jene fordern. Athen gelangte zu

---

*) Siehe die Politik des Aristoteles, viertes Buch, vierzehntes Capitel.

seinem höchsten Flor während der Periode des Perikles; Perikles aber existirte allen Staatsgesetzen zum Trotz, und seine ganze Verwaltung hatte nur den Charakter der Monarchie, wenn gleich nicht den der gesetzmäßigen, sondern derjenigen, die sich krümmen und winden muß, um sich behaupten zu können. In Rom waren die Volkstribunen noch weit mehr die Depositäre der Einheit, als selbst die Consuln; und wenn der römische Staat, wie es nur allzu oft der Fall war, in dem Kampfe der verschiedenen Willen, von welchen sich jeder auf Kosten der übrigen geltend zu machen suchte, seinem Untergange entkam: so riefen dieselben Gesetze, welche das Königsthum und die damit verbundene Einheit proskribirten, einen Dictator auf, der das Recht hatte, sich über alles Recht hinauszusetzen. In Florenz, so lange es eine Republik war, vertrat die sogenannte Balia den Dictator. Und dies alles beweiset, daß der Charakter der Einheit einer Regierung eben so nothwendig ist, als der Charakter der Gesellschaftlichkeit, und daß, wenn jener fehlt, die Regierten in eine Unruhe gerathen, welche alle Vortheile des gesellschaftlichen Lebens zerstört und keinem inneren Verhältnisse fortzudauern gestattet.

Noch weit gefährlicher ist die Verbannung des Charakters der Einheit aus dem Regierungs-System für die Behandlung der äußeren Verhältnisse. Was Europa in den letzten 20 Jahren an Frankreich erlebt hat, war nur eine Wiederholung dessen, was die Geschichte über die Denkungsart und das Verfahren aller Republiken aussagt, die es jemals gegeben hat, so daß man sich zu dem Ausspruche genöthigt sieht: Organische Gesetze, sie

mögen gut oder schlecht seyn, wirken mit einer solchen Nothwendigkeit, daß sie den Naturgesetzen zur Seite gestellt werden können. Alle wahre Republiken sind kriegerisch; und alle sind es aus einem und demselben Grunde. Da nämlich die Regierten in die Regierung kein Vertrauen setzen können, eben weil ihr die Einheit fehlt: so ist diese genöthigt, die Wirkungen des Mißtrauens von sich auf benachbarte Staaten abzuleiten. Vergrößerungs- und Raubsucht kommen hinzu; jene für die Regierer, welche sich sichern, diese für die Regierten, welche sich bereichern wollen. Welches auch die Vorwände zum Kriege seyn mögen: der Krieg selbst ist von Seiten der Republiken immer ein Angriffskrieg, und ist es um so mehr, je weniger Stamm sie haben. Sie können nämlich die Vortheile nicht entbehren, welche mit dem Angriff verbunden sind. Es kömmt aber noch hinzu, daß ihre Vertheidigungskraft in der Regel sehr mittelmäßig ist. Gewohnt, den Krieg mit der Leidenschaft eines Souveräns zu führen, der für seine eigene Rechnung kämpft, fühlt sich der republikanische Soldat aus seinem Elemente gerissen, sobald er auf die Defensive beschränkt ist; und dieser Mangel an Energie wird dadurch nicht wenig vermehrt, daß nach einer erlittenen Niederlage sogleich Factionen zum Vortheil des Feindes wirksam werden. Daher giebt es gegen Republiken kein besseres Schutzmittel, als die Verwandlung des Vertheidigungskriegs in den aller entschlossensten Angriffskrieg. Man muß sich nur in seinem Urtheil über Republiken dadurch nicht irre machen lassen, daß es von jeher Staaten gegeben hat, welche diese Benennung führten, ohne

daß sich von ihnen aussagen ließ, was hier behauptet worden ist. Solche Staaten konnten, vermöge ihrer Lage, dem republikanischen Princip nie die nöthige Entwickelung geben, und sahen sich daher genöthigt, das aus ihrer Verfassung zu verbannen, was ihren Untergang beschleunigt haben würde. Ewig denkwürdig bleibt der Ausspruch des Themistokles, welcher, aufgefordert, die Leyer zu spielen, zur Antwort gab: „darauf verstehe er sich nicht, wenn es aber darauf ankomme, aus einem kleinen Staat einen großen zu machen, so sey Er der rechte Mann." In Wahrheit, diese Kunst, die sehr wohl einer Theorie fähig ist, muß bei weitem mehr von dem Gesetzgeber, als von dem Helden geübt werden; denn die Helden entstehen dann von selbst, wenn die organische Gesetzgebung ihr Daseyn nothwendig macht, und jede Republik erhält ihren Glanz und ihren ganzen Ruhm nur durch die Anstrengungen, welche der verbannte Charakter der Einheit macht, sich, allen Gesetzen zum Trotz, festzustellen und zu behaupten.

Erwägt man alles dieses: so wird man das Verschwinden der Republiken aus der Reihe der europäischen Staaten sehr begreiflich finden. Im Allgemeinen könnte man sagen: es habe nur so lange Republiken in der europäischen Welt geben können, als diese in Hinsicht guter organischer Gesetze im Dunkeln geschwebt habe. Wirklich verdankt das 19te Jahrhundeet dem ephemeren Daseyn einer französischen Republik den großen, nicht genug zu preisenden Vortheil, über das, was zu einer guten Verfassung gehört, bei weitem mehr ins Reine gekommen zu seyn, als man es in einer früheren Periode

war;

war; und je mehr die gegenwärtige Generation von dem, was in den Erscheinungen der letzten zwanzig Jahre bloß persönlich ist, abstrahirt, um die Erfahrungen dieser Periode desto besser verallgemeinern zu können, desto größer wird der Nutzen seyn, der sich daraus ziehen läßt. Sofern nun, wie es uns scheint, die Tendenz des gegenwärtigen Jahrhunderts keine andere ist, als den Monarchieen das zu geben, was ihnen bisher zu vollständigen Regierungs-Systemen fehlte: wie könnte sich mit dieser Tendenz die Fortdauer, oder auch die Wiederherstellung der Republiken vertragen? Was in denselben Gutes war, geht durch das Repräsentativ-System auf die bisherigen Monarchieen über; was aber Schlechtes und Gefährliches in ihnen war, verschwindet. Die Rolle, welche sie in den letzten Zeiten gespielt haben, mag sehr unschuldig scheinen, sie ist es aber nicht gewesen. Die Franzosen würden im Jahre 1796 in Italien keine große Fortschritte gemacht und folglich nie ein so entscheidendes Uebergewicht errungen haben, wenn sie in den italienischen Republiken nicht eine Unterstützung gefunden hätten, welche, troß den Anstrengungen der Gegenkraft, den Vorthril auf ihre Seite brachte. Wie viel verdankt Frankreich nicht dem bloßen Beistande der Genueser! Die, welche noch immer die letzte Theilung Polens bejammern, vergessen zum wenigsten, wie sehr Polen durch seine Verfassung dazu herausgefordert hat: eine Verfassung, die in sich selbst unheilbar war, und durch den National-Charakter, den sie allein gebildet hatte, allen benachbarten Reichen nur um so beschwerlicher

wurde *). Holland ist wiederhergestellt worden; aber nicht als Republik, sondern als Monarchie: es bedurfte einer Verbesserung seiner Verfassung, und diese war leicht, weil der National-Charakter keine bedeutenden Hindernisse in den Weg legte. Die Schweiz und St. Marino dauern fort; beide um ihrer Unschuld willen, welche für die Schweiz auf der Getrenntheit des Gebiets, für St. Marino auf dem geringen Umfang desselben beruht.

Uebrigens ist es gewiß kein Unglück für Europa, wenn einzelne Reiche sich auf Kosten des alten gesellschaftlichen Zustandes dieses Erdtheils vergrößern oder abrunden. Familien-Interessen mögen dadurch zum Theil verletzt werden; aber die Wohlfahrt der großen Familie, menschliches Geschlecht genannt, kann dadurch nur gewinnen. Außerdem giebt es eine Natur der Dinge, welche nicht erkannt werden kann, ohne sich geltend zu machen trotz allen Hindernissen, die ihr in den Weg treten. Was man Rechtszustand nennt, kann immer nur

---

*) Jetzt ist die Rede von einer Wiederherstellung Polens; allein man irrt, wenn man sich diese als leicht denkt. Erstlich, was will man mit diesem Ausdruck sagen? Wenn von Polens früherer Verfassung die Rede ist, so läßt sich behaupten, daß die Wiederherstellung derselben, selbst wenn sie möglich wäre, gegen das Interesse aller europäischen Mächte seyn würde. Zweitens, wenn Polen eine andere, und zwar eine bessere Verfassung erhalten soll: so entsteht die Frage, in wiefern dieselbe durch den National-Charakter beschützt wird? Es ist besonders zu untersuchen: ob der Charakter der Einheit sich in der polnischen Regierung feststellen und behaupten könne, so lange das Reich keine Küsten hat?

in so fern ehrwürdig seyn, als es sich in Kraft der Naturgesetze vertheidigt; die Natur aber schreibt den Reichen ihren Umfang nur in sofern vor, als sie verlangt, daß Kraft und Gegenkraft in ihnen auf eine leichte Weise verbunden seyn sollen. Hiernach können sich die meisten europäischen Reiche noch ansehnlich vergrößern. Die Regierungsmittel, sofern sie auf den Erfindungen des Compasses, der Buchdruckerei, der Posten, des Pulvers und der Telegraphie beruhen, sind allen gemein, und diese Mittel vertragen sich mit einer weit ausgedehnteren Anwendung, als sie in der Regel finden. Was entgegen wirkt, kann nur Vorurtheil genannt werden; aber diese Vorurtheile werden in eben dem Maaße verschwinden, in welchem die Menschen vollständiger über die Natur der Regierung belehrt werden und die Ueberzeugung gewinnen, erstlich, daß die Regierung, welche ihrem Organismus nach die vorzüglichere ist, auch ihrer Wirksamkeit nach die beste sey; zweitens, daß keine Regierung der gegenwärtigen Zeit irgend etwas wollen könne, was dem wahren Volksinteresse entgegen wäre. Es ist daher angenehm, zu denken, daß die Antipathieen des Augenblicks sich schnell verlieren werden. Unstreitig werden andere an ihre Stelle treten; aber, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, so ist ihr edlerer und größerer Charakter durch die Fortschritte verbürgt, welche die Regierungen selbst seit den drei letzten Jahrhunderten in ihrer Entwickelung gemacht haben. In der europäischen Welt ist es lange noch nicht dahin gekommen, daß sie den Gipfel ihres Wachsthums erreicht hätte, und

was man jetzt Gleichgewicht der Macht nennt, wird nach 50 oder 100 Jahren in einer ganz anderen Gestalt da stehen, und, bestimmt oder bestimmend, ganz andere Ideen anregen.

Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien.

(Beschluß.)

Seit der Zerstörung der Flotte und seit der Expedition nach der Gränze von Syrien, waren 6 Monate verflossen, und diesen Zeitraum hatte Buonaparte zur Befestigung seiner Macht angewendet. Den Wirkungen seiner Reden und Proklamationen wenig vertrauend, war er nur darauf bedacht gewesen, seine Verluste zu ersetzen und eine solche Stellung zu nehmen, daß man ihm so leicht nichts anhaben könnte. Gern hätte er im Darfour acht bis zehntausend Schwarze gekauft, um sie zu bewaffnen; allein auf der einen Seite fehlte es ihm dazu an Geld, auf der andern würde diese Maaßregel einen allzu großen Aufwand an Zeit erfordert haben. Auf die mitgebrachten Truppen beschränkt, mußte er, was diesen an Zahl abging, durch die Kunst ersetzen. Cairo wurde also mit zahlreichen Verschanzungen umgeben; und von welchem Umfange diese Stadt auch seyn mochte, so war sie doch gegen die Ueberraschungen der Araber

und Mamelucken gesichert. Andere Verschanzungen waren an den Gränzen Syriens und an dem Ufer des Meers angelegt. Es fehlte der Armee nicht ganz an Reiterei, nachdem einige neue Schwadronen waren beritten gemacht worden; außerdem gab es eine Legion von Dromedaren, welche zugleich Infanteristen-Dienste leisten konnte.

Hätte sich Buonaparte auf die Defensive beschränken wollen: so hätte er sich noch lange in Aegypten halten können. Seine Feinde waren noch weit davon entfernt, ihn auf eine ernstlichere Weise anzugreifen. Die Engländer hatten sich nach der Schlacht bei Abukir damit begnügt, die Mündungen des Nil zu blokiren, und die daselbst zurückgelassenen Geschwader beschränkten sich darauf, die Depeschen der Franzosen aufzufangen. Die Mamelucken, unter den Befehlen von Murad und Ibrahim Bey, hielten zwar zwei Divisionen in Zaum; allein sie wagten nichts Entscheidendes, nachdem sie die französische Infanterie kennen gelernt hatten. Die Pforte, von deren außerordentlichen Rüstungen ganz Europa wiederhallte, war noch mit keinem einzigen Kriegsfahrzeuge an den Küsten von Aegypten erschienen; und eben so wenig hatte sie ein einziges Bataillon nach Syrien gesendet. Sie verließ sich, was die Vertheidigung dieser Gegend anlangte, auf Djezar Pascha, den sie noch kurz zuvor als einen Rebellen behandelt hatte. Dies alles gereichte Buonaparten zum Vortheil; und hätte er Kaltblütigkeit und Stätigkeit genug gehabt, um seinem ersten Plane getreu zu bleiben: so würde sein Aufenthalt in Aegypten von langer Dauer gewesen seyn.

Er hatte sich einige Mühe gegeben, Djezar Pascha für sich zu gewinnen; wenigstens hatten seine Emissäre diesen Pascha durch glänzende Verheißungen zu locken versucht. Allein, wie groß auch Djezars Unwille gegen die Pforte seyn mochte, so war sein Mißtrauen gegen Buonaparten doch noch größer. Djezar verbarg in seinem Pallaste einen beträchtlichen Schatz, die Frucht seiner Erpressungen; und dieser war es eigentlich, was seine Politik bestimmte. Da es auf der ganzen Welt keinen Ort gab, wo er seine Reichthümer in Sicherheit bringen konnte; so wollte er sie in seiner Hauptstadt vertheidigen, gleich spröde gegen die Anforderungen, welche der Großsultan und Buonaparte an ihn machten. Sein Calcul würde ganz richtig gewesen seyn, wenn Buonaparte, von dem Daseyn dieses Schatzes unterrichtet, nicht den Gedanken gefaßt hätte, sich desselben zu bemächtigen.

In der That war dies der Hauptbeweggrund zu der Expedition nach Syrien. Zwar hat er in seinen offiziellen Berichten behauptet, der Zweck dieser Expedition sey kein anderer gewesen, als seinen Feinden zuvorzukommen und einen nach dem anderen zu erdrücken, ehe sie Zeit gewönnen, sich zu einem Angriff auf ihn zu vereinigen; zwar haben alle seine Lobredner dies gewissenhaft wiederholt: allein, wenn man seine ganze Lage ins Auge faßt, so macht man leicht die Entdeckung, daß er unter anderen Antrieben gestanden habe. Erstlich hatte er um so mehr Ursache, seine Armee zu verschonen, je mehr sie bereits gelitten hatte und je schwieriger ihre Ergänzung geworden war. Zweitens konnte es ihm nicht entgehen, daß er sich dem Mittelpunkte des otomanischen Reiches

in eben dem Maaße näherte, in welchem er sich von seinen Vertheidigungsmitteln entfernte. Drittens hatte er, wenn er in Aegypten blieb, den großen Vortheil, sich noch sechs Monate vorzubereiten; und wenn seine Feinde, sey es an den Küsten von Aegypten, sey es an den Gränzen von Syrien, erschienen, so konnte er ihnen mit ausgeruheten Truppen entgegen ziehen, um sie an einer Landung oder am Vorgehen zu verhindern. Viertens war die Verpflegung der Armee in Aegypten unendlich leichter, als in den Gegenden, die er heimzusuchen gedachte. Fünftens war der Transport des schweren Geschützes mit so viel Schwierigkeiten verbunden, daß, wenn der Gegenstand des neuen Marsches groß und ernst gewesen wäre, jenes nicht hätte zurückbleiben dürfen. Sechstens mußte er zur Vertheidigung Aegyptens von seinen Truppen so viel zurücklassen, daß er sich nur mit 12000 Mann höchstens in Bewegung setzen konnte; wie wenig aber ließ sich mit 12000 Mann ausrichten, wenn es noch auf etwas mehr, als eine Ueberrumpelung des Djezar Pascha ankam! Aus allen diesen Gründen zusammengenommen ist klar, daß der Zweck der neuen Expedition wenigstens nicht der war, welcher in den amtlichen Berichten angegeben wurde; und wollte man einwenden, Buonaparte sey von allzu geschickten Generalen umgeben gewesen, um noch etwas mehr zu thun, als das Nothwendige; so würde die Antwort seyn: er habe sich in einem solchen Falle am wenigsten um guten Rath bekümmert, und immer nur das gethan, was seine Leidenschaft ihm eingegeben.

Er marschirte also den 10 Februar 1799 von Cairo

ab, und nahm seine Richtung nach Syrien. Seine ganze Armee bestand aus ungefähr 10000 Mann Infanterie, 900 Pferden und einigen Schwadronen Dromedare. Belagerungsgeschütz mitzunehmen, war unmöglich; selbst von dem Feldgeschütz wurde nur die Hälfte des nöthigen mitgeführt. Zwar versuchte man, einiges grobe Geschütz zu Wasser zu transportiren; allein dies war um so gefährlicher, weil die Engländer Alexandrien in eben dem Augenblick bombardirten, wo sich die Colonne in Bewegung setzte. Dieser wichtige Umstand veränderte nichts an Buonapartes Entschlusse; und obgleich die Küsten bedroht waren, und Ober-Aegypten von Murad Beys Mameluken durchschwärmt wurde, so trug er doch kein Bedenken, mit einer Handvoll zur Eroberung von Syrien zu schreiten.

Sobald nun die Armee Aegypten verlassen hatte, befand sie sich in den schrecklichsten Wüsten. Die Divisionen waren genöthigt, um mehrere Tagesmärsche hinter einander zurück zu bleiben, bloß damit die Brunnen nicht erschöpft würden. Nicht selten geschah es, daß sie sich verirrten; denn der schwächste Wind verwehete jede Spur in dem beweglichen Sande, durch welchen sie marschiren mußten. Kein Fuhrwesen begleitete sie; von dem ersten Tage an mußten sie sich vom Fleische der Esel und Kameele ernähren. Dabei litten sie den brennendsten Durst. Dies waren keine Gegenden, wo der Krieg den Krieg ernährt; dies waren vielmehr Gegenden, wo die Vorsicht und Menschlichkeit des Generals sich im glänzendsten Lichte zeigen. Doch diese Tugenden besaß Buonaparte nie; und was seine Armee auch leiden

mochte, er selbst blieb dagegen unempfindlich. Seiner Gewohnheit nach, hatte er auf die Lebensmittel gerechnet, welche der Feind ihm überlassen würde; und wenn dieser sich nur zwei Tage zu El-Arisch und zu Gaza gehalten, wenn er die in diesen beiden Plätzen aufgehäuften Vorräthe nicht auf den ersten Angriff ausgeliefert hätte: so würde die Armee, gleich im ersten Anfange des Feldzuges, vor Hunger umgekommen seyn.

Nach funfzehntägigen Beschwerden und Entbehrungen langte die Armee vor Jaffa an; einem Platze, der mit einer alten Mauer ohne Graben umgeben ist, und von einigen Thürmen flankirt wird. Die Garnison bestand aus 2000 Türken und 3000 Arnauten und Mograbinen. Alle Bewohner der umliegenden Gegend hatten sich hieher geflüchtet. Was konnte geschehen? Belagerungsgeschütz hatte die Armee nicht. Zwei Zwölfpfünder wurden gegen die Mauer gerichtet. Doch ehe eine Bresche geschossen war, hatten die Belagerten bereits zwei mörderische Ausfälle gemacht. Zurückgetrieben, machten sie jeden Fußbreit Erde mit Erbitterung streitig; man weiß, daß die Türken, wie schlecht sie sich auch im Blachfelde schlagen mögen, sich hinter Verschanzungen aufs Tapferste vertheidigen. Zweimal sammelten sie sich wieder; zweimal kehrten sie zum Angriff auf die Colonnen zurück, welche in die Stadt eindrangen. So viel Tapferkeit setzte die Franzosen in Erstaunen; sie hatten die Türken derselben nicht fähig geglaubt. Indeß drangen sie deshalb nicht weniger in Jaffa ein. Da sie den Befehl hatten, alles über die Klinge springen zu lassen, so wurde zwar viel gemordet, doch noch weit mehr gefan-

gen genommen, theils weil man nicht umhin kann, den tapferen Feind zu ehren, theils weil selbst die Grausamkeit ihre Gränzen hat. Welchen Anblick Jaffa darbot, ist von einem Augenzeugen beschrieben worden, der sich darüber folgendermaßen ausdrückt: „Einwohner, blaß vor Schrecken; Soldaten, die mit Gebrüll durch die Straßen streifen; verirrte, ihrer Schleier beraubte Weiber, die auf jeden Tritt über Todte oder Sterbende hinschreiten müssen, und unter verstümmelten Leichnamen ihre Verwandte, ihre Freunde wiederfinden; Hausgeräth und Stoffe aller Art auf dem Erdboden zerstreut; der Soldat unter Trümmern wühlend; hier eine Tochter, die ihre Mutter zu Hülfe ruft, um der Schändung zu entgehen; dort ein Vater, den man so eben abschlachtet; kein Asyl; das Blut in den Straßen rinnend; auf jeden Schritt ein sterbendes Wesen!" Schrieb doch selbst Buonaparte, „daß er in dieser Stadt alle Schrecknisse des Krieges gesehen, und daß diese Geißel der Menschheit ihm nie abscheulicher vorgekommen sey."

Während dieser furchtbaren Auftritte hatte sich ein Theil der Garnison in ein Fort und in Moscheen geflüchtet, wo er sich vertheidigen zu wollen schien. Man schlug ihm vor, er möchte sich ergeben, und er legte die Waffen nieder. Er kapitulirte folglich, und es war eine entschiedene Unwahrheit, wenn Buonaparte in seinen amtlichen Berichten behauptete, man habe ihn, die Waffen in der Hand, gefangen genommen. Diese Gefangenen wurden sogleich nach dem Zelte des Oberfeldherrn gebracht, wo sie die erste Nacht verlebten. Am folgenden Tage ließ man ihnen etwas von den Lebensmitteln

zu Gute kommen, die man in der Stadt gefunden hatte. Sodann erlaubte man ihnen, nach Wasser zu gehen. In dieser Lage brachten sie acht Tage zu. Sie hatten von der Menschlichkeit, von der Großmuth der Europäer reden gehört; sogar von Völkerrecht und Kriegsgesetz. Auf jeden Fall hatten sie das Wort der Franzosen, und im Vertrauen auf dasselbe, schliefen sie ganz ruhig an der Seite ihrer Feinde.

Am neunten Tage, um 2 Uhr Nachmittags, befahl man ihnen, zusammen zu treten; und dies thaten sie ohne Argwohn. Es waren ihrer 4000. Sie wurden von zwei Halbbrigaden in die Mitte genommen, und so im tiefsten Schweigen nach dem Meeresufer hingeführt. Aus Neugierde war ein großer Theil der Armee nachgelaufen; dumpfe Gerüchte wogten unter den Truppen, und man wollte erfahren, ob so viel Unmenschlichkeit vollbracht werden könnte. Die Schlachtopfer wurden von ihrer Bestimmung unterrichtet. Mit unglaublicher Ruhe vernahmen sie ihr Todesurtheil; sie vergossen keine Thräne, sie stießen keine Klage aus, sie ergaben sich auf der Stelle in ihr Schicksal, und gingen dem Tode eben so sicheren Trittes entgegen, wie die, welche sie führten. Verwundete, welche nicht hatten folgen können, waren schon unterweges niedergestoßen worden; unstreitig, um die Uebrigen vorzubereiten. Als diese jetzt, eine Stunde von Jaffa, auf den Dünen bei einem kleinen See angelangt waren, sonderte der commandirende Offizier sie in mehrere Haufen, die er von seinen Soldaten nach verschiedenen Punkten führen ließ. Sie mußten sich nun in Eine Linie stellen, und vier Schritte von ihnen stell=

ten sich die bewaffneten Soldaten ihnen gegenüber auf. So wurden jene niedergeschossen, und Seitengewehr und Bajonet vollendeten, was das Feuer nicht hatte bewirken können.

Dies Gemetzel dauerte mehrere Stunden, und während derselben vernahmen die am See zurückgebliebenen Schlachtopfer schweigend die Schüsse, welche ihre Kameraden niederstreckten. Ohne einen Seufzer auszustoßen, ohne einen Laut von sich zu geben, warteten sie den Augenblick ab, wo die Reihe auch an sie kommen mußte. Ruhig wuschen sie sich in dem Wasser zu ihrer Seite, legten, nach Art der Muselmänner, die Hand an das Herz und an den Mund, um sich auf ewig Lebewohl zu sagen, und traten alsdann zusammen, um sich niedermachen zu lassen. Einer von ihren Anführern, um nicht mit dem großen Haufen vermischt zu werden, ließ sich im Sande eine Grube aushöhlen, befahl den Seinigen, ihn nach seiner Hinrichtung mit Erde zu bedecken, nahm freundlichen Abschied von ihnen, und starb darauf in ruhiger Fassung. Ein Einziger, ein Jüngling von achtzehn Jahren, schien den Tod zu fürchten. Er flehete das Mitleid des französischen Commandanten an, indem er sich vor ihm niederwarf und fragte: was er denn Böses gethan hätte? Aber seine Bitten und Thränen waren vergeblich. Die letzten Hinrichtungen waren um so abscheulicher, weil der Soldat eines widerstandlosen Gemetzels überdrüssig war, und weil, um den Tod zu empfangen, die Schlachtopfer sich auf die Bajonette und Seitengewehre werfen mußten. Die ungewissen Stöße brachten so viel bloße Verwundungen zuwege, daß der

kommandirende Offizier, um seine Pflicht vollständig zu erfüllen, die blutigen Leichname noch einmal durchstoßen lassen mußte.

Buonaparte sah diesem Gemetzel durch ein Fernrohr von einer Anhöhe, nicht weit von Jaffa, zu. Vielleicht hatte er befürchtet, daß der französische Soldat sich nicht hergeben werde zu einem so schändlichen Dienste, als er hier von ihm forderte; doch die Verwilderung desselben stand für alles ein, und Buonaparte hatte die Freude, seinen Befehl buchstäblich vollzogen zu sehen. Seine Bewunderer haben nie gewagt, die Schandthat zu leugnen, welche bei Jaffa begangen wurde; aber sie haben geglaubt, sie dadurch entschuldigen zu können: einmal, daß die Verpflegung der Armee allzu vielen Schwierigkeiten ausgesetzt gewesen sey, als daß man sich mit 4000 Gefangenen hätte befassen können; zweitens, daß diese Armee allzu schwach gewesen sey, um eine so große Zahl von Gefangenen zu behalten, oder nach Aegypten zu transportiren. Was den ersten Entschuldigungsgrund betrifft, so liegt seine Richtigkeit darin, daß, nachdem die Armee die Wüste einmal im Rücken hatte, sie sich dem Jordan und den fruchtbaren Fluren Palästina's näherte, wo sie den reichsten Ueberfluß fand; und was den zweiten anlangt, so darf man nicht vergessen, daß 300 Mann ausreichten, die gefangenen Muselmänner nach Aegypten zu führen. Auf jeden Fall muß man die Unvorsichtigkeit des Generals anklagen, der sich in ein Unternehmen einläßt, welches nur mit Aufopferung der ersten Menschenpflichten durchgeführt werden kann. In eben diesen Gegenden hatte, während der Kreuzzüge, der

furchtbare Richard Löwenherz 5000 gefangene Muselmänner ermorden lassen, und diese That als eine Handlung der Wiedervergeltung zu rechtfertigen gesucht; allein der große Saladin, sein Nebenbuhler, war einer solchen Schandthat unfähig, und so allgemein wurde Richards Verfahren selbst in jenen für barbarisch gehaltenen Jahrhunderten verabscheut, daß Philipp August, der die Franzosen anführte, sich auf der Stelle von seinem Verbündeten trennte. Wenn übrigens Einige glauben sollten, es habe sich mit der Ermordung der Garnison von Jaffa nicht so verhalten, wie es hier dargestellt worden ist: so mögen sie erwägen, was es mit der Aussage einer Unzahl von Augenzeugen auf sich hat, welche über diese That vollkommen übereinstimmen. So lange Buonaparte im Besitz der Gewalt war, durfte in Frankreich davon freilich nicht öffentlich die Rede seyn; allein seit sechs Monaten hat niemand mehr einen Grund, die Wahrheit zu verschweigen, und es leben noch Tausende, die sie bestätigen können und wirklich bestätigt haben. Die Engländer Wittmann und Wilson, welche, wenige Monate nach geschehener That, sich an Ort und Stelle begaben, haben zwar zuerst in ihren Berichten davon gesprochen; allein sie sind nicht die Einzigen geblieben, und es ist eine bekannte Sache, daß noch drei Jahre nach diesem fürchterlichen Ereigniß die Kinder den Reisenden die Gebeine ihrer Väter zeigten, welche unbeerdigt blieben. Die Natur selbst rächte die Schandthat auf eine doppelte Weise: einmal dadurch, daß durch die Kleider der Ermordeten, so wie sie von den französischen Soldaten getragen wurden, eine pestartige Krankheit in

der Armee verbreitet wurde; zweitens dadurch, daß der unerträgliche Gestank der unbeerdigt gebliebenen Leichname dieselbe Wirkung hervorbrachte.

Nach dem Sturm auf Jaffa setzten die Franzosen ihren Marsch längs der Küste fort, von Zeit zu Zeit Halt machend, um die Mamelucken und Araber, welche sie unablässig neckten, nach dem Jordan zurückzutreiben. So kamen sie zu Caiffa an, wo die von den Muselmännern zurückgelassenen Kriegs- und Mundvorräthe sie noch einmal verhinderten, der Unvorsichtigkeit ihres Oberfeldherrn inne zu werden. Endlich, den 18 März 1799, erschien Buonaparte vor St. Jean d'Acre. Er hatte zu seiner Rechten Judäa und den Jordan, und weiterhin die Stadt Damas, deren Reichthümer wenigstens eben so sehr lockten, als die Schätze des Djezar; allein alle muselmännischen Truppen hatten sich nach St. Jean d'Acre zurückgezogen, theils weil die Vertheidigung dieses Platzes leicht war, theils weil sie, von hier aus, sowohl den Rücken, als die rechte Flanke der französischen Armee bedroheten, wenn sie nach Palästina vorging. Buonaparte hatte seinen linken Flügel an das Meer gelehnt; doch die Nachbarschaft desselben, weit entfernt, ein Gegenstand der Beruhigung zu seyn, war vielmehr ein Gegenstand unaufhörlicher Besorgnisse wegen der englischen Schiffe, welche hier den Meister spielten. Ueberhaupt war seine Lage die mißlichste von der Welt. Sollte er umkehren? Dies vertrug sich nicht mit dem Ansehn eines Oberfeldherrn, welcher seiner Armee immer, mehr oder weniger, in dem Lichte der Unfehlbarkeit erscheinen muß. Sollte er sich auf eine Belagerung

von St. Jean d'Acre einlassen? Dazu fehlte es ihm an dem nöthigen Belagerungsgeschütz; hatte er doch, wie wir wissen, nicht einmal hinreichendes Feldgeschütz. Sollte er vordringen? Dies erlaubte die starke Besatzung von St. Jean d'Acre nicht, die ihm sogleich in dem Rücken war, und in diesem Platze immer einen sicheren Zufluchtsort fand. Er entschloß sich zuletzt zu einer Belagerung, weniger weil er irgend eines Erfolges gewiß, als weil er mit den äußeren und inneren Schwierigkeiten unbekannt war. Zu dem ersteren gehörten eine starke Mauer, ein breiter Graben und gut angelegte Thürme, die sich aus früheren Jahrhunderten erhalten hatten; zu dem letzteren, außer der Widerstandskraft der Muselmänner hinter Verschanzungen und Mauern, der Charakter zweier Personen, die ihm für die Erreichung seiner Zwecke gleich hinderlich waren. Die eine derselben war der englische Commodore Sir Sidney Smith, ein Mann von eben so viel Entschlossenheit als Gewandheit, und zugleich ein entschiedener Feind der Franzosen; die andere der Ingenieur Philippeaux, ein Mann, der in derselben Militairschule mit Buonaparten war erzogen worden, sein Metier sehr gut verstand, und sich glücklich schätzte, endlich einmal eine Gelegenheit gefunden zu haben, wo er sich mit seinem ehemaligen Mitschüler messen konnte. Er war es, der den Befestigungswerken von St. Jean d'Acre in kurzer Zeit alle Entwickelung gab, deren sie fähig waren. Unter seiner Leitung wurden in dem kurzen Zeitraum von acht Tagen Bastionen nnd spanische Reiter angelegt, Graben und Minen ausgehöhlt, und das nöthige Geschütz von den englischen Schiffen auf

die Wälle gebracht, wobei noch der Umstand bemerkt zu werden verdient, daß dies das französische Geschütz war, welches die Engländer in der Schlacht bei Abukir erobert hatten.

Unbekannt also mit diesen Schwierigkeiten, schritt Buonaparte zur Belagerung, oder vielmehr zum Sturm von St. Jean d'Acre. Seine Voraussetzung war, hier ungefähr eben so viel Widerstand anzutreffen, wie er in Alexandrien oder in Jaffa gefunden hatte. An Errichtung von Batterien war nicht zu denken; dazu fehlte es an Geschütz. Kaum hatte er die Wälle oberflächlich in Augenschein genommen, als er seinen Soldaten nicht einmal die Zeit ließ, einen schlechten bedeckten Weg im Sande zu vollenden; auf 150 Toisen von dem Platze mußten sie unter einem fürchterlichen Feuer die erste Parallele eröffnen. Vergeblich machte General Kleber aufmerksam auf die Unzulänglichkeit der Angriffsmittel; er fand kein Gehör. Alles was die Franzosen gegen die Wälle von St. Jean d'Acre richten konnten, bestand in drei Zwölfpfündern. Wie wenig sich aber auch damit ausrichten ließ, so gelang es doch, eine Bresche zu Stande zu bringen, welche Buonaparte sogleich zu einem Sturm zu benutzen gedachte. Daß dieser sehr übel ablief, ist leicht zu erachten. Indeß waren die Franzosen von diesem Augenblick an mit den Hindernissen bekannt, die ihnen entgegenstanden: mit der dicken Mauer, welche die Stadt auf der Landseite beschützte; mit dem 15 Fuß breiten Graben, der die Mauer umgab; mit der Lage der Fortificationen; mit der Bedienung des feindlichen Geschützes durch englische Kanoniere u. s. w.

Es würde eben so schwer als überflüssig seyn, dem Leser einen angemessenen Begriff von dem Schauspiel zu machen, welches, vierzig Tage hindurch, dieser fürchterliche Kampf gewährte, worin Belagerte und Belagerer sich nicht selten auf die Entfernung eines halben Flintenschusses begegneten. Nie war die französische Tapferkeit auf eine stärkere Probe gesetzt worden; nie hatte ein General noch mehr von seinen Soldaten verlangt. Kein Augenblick Ruhe war ihnen vergönnt; kaum daß man ihnen Zeit ließ, den Hunger zu stillen. Der unbedeutendste Posten wurde mit Erbitterung streitig gemacht, und ein elender alter Thurm — vielleicht derselbe, welchen die Kreuzfahrer des zwölften Jahrhunderts den vermaledeiten oder den Teufels-Thurm genannt hatten — wurde unaufhörlich minirt und gegenminirt, von den Kämpfenden genommen und wiedergenommen; bisweilen sogar von den Muselmännern und den Franzosen zu einer und derselben Zeit besetzt, und man kann denken, mit welchem Verlust auf beiden Seiten! Von den Belagerern wurden einige Minen bis an die Mauern der Stadt hingeleitet, und diese sprangen mit fürchterlichem Geprassel; andere wurden von dem geschickten Philippeaux entdeckt und unwirksam gemacht. Gegen die Mitte der Belagerung wurde dieser brave Offizier schwer verwundet; allein die Vertheidigung des Platzes litt darunter nicht. Die Garnison fuhr fort, seine Einrichtungen zu benutzen, und widerstand mit immer gleichem Erfolge. In häufigen Ausfällen vernichtete sie nicht selten die Arbeiten der Belagerer. Dreimal drangen diese in die Stadt, und dreimal wurden sie

durch die Tapferkeit der Muselmänner und die Geschicklichkeit englischer Offiziere wieder vertrieben. Diese zeigten eine Entschlossenheit, als ob sie für den eigenen Heerd gestritten hätten; und als der Hauptmann Asfield, einer von den tapfersten Offizieren der englischen Armee, bei einem Ausfalle eine tödtliche Wunde erhielt, die ihn in die Hände der Franzosen brachte, frohlockten diese in dem Wahne, daß Philippeaux getödtet sey. Sobald die Nachricht bis zu Buonaparten drang, ließ er sich sogleich den Leichnam bringen, und bedauerte unstreitig sehr, daß sein ehemaliger Mitschüler verschont geblieben war.

Unstreitig hatte das Verfahren gegen die Besatzung von Jaffa den Muth der Muselmänner in St. Jean d'Acre noch mehr entzündet. Uebrigens waren diese nicht die Einzigen, welche bekämpft werden mußten. Mehr als einmal mußten die Franzosen die Angriffe von türkischen Corps abwehren, welche von Damas aus die Belagerung aufzuheben versuchten. Der bedeutendste Versuch dieser Art war der, welcher die von Buonaparten so genannte Schlacht vom Berge Tabor herbeiführte. In sich selbst verhielt es sich mit dieser Schlacht nicht anders, als mit dem Gefechte bei Chebreiss und bei den Pyramiden; die Corps der Muselmänner bestanden in höchstens 5000 Mann ungeregelter Reiterei, und es war von Seiten der französischen Infanterie, selbst wenn sie, der Zahl nach, weit geringer war, keine schwere Aufgabe, solche über den Jordan zurückzuweisen.

Nach einem so leichten Erfolge vereinigte sich die ganze französische Armee aufs Neue unter den Mauern von St. Jean d'Acre, und die Belagerung, welche seit

eini-

einigen Tagen nachgelassen hatte, wurde noch einmal begonnen. Täglich erhielt der Platz Verstärkungen, und Buonaparte mußte daran verzweifeln, daß er sich seiner bemächtigen werde. Doch nichts vermochte seinen Starrsinn zu besiegen. Sein ganzes Geschick schien auf der Einnahme dieser Festung zu beruhen. Das Schicksal des Orients ist in diesem Neste, sagte er eines Tages zu dem General Murat, indem er ihm die Mauern von St. Jean d'Acre zeigte. Mit einer solchen Ansicht konnte ihm freilich kein Opfer zu groß scheinen; und man weiß, daß das Leben der Soldaten ihm zu allen Zeiten den geringsten Kummer machte.

Indeß langten, einige Tage nach seiner Zurückkunft vom Berge Tabor, vier Vierundzwanzigpfünder an, welche allen Gefahren des Meeres entronnen waren. Sie wurden sogleich in Batterie gestellt, und verursachten einige unvollkommene Breschen, welche der ungeduldige General für praktikabel hielt. Er befahl sogleich neue Stürme; und kaum war der eine Versuch fehlgeschlagen, so mußte ein zweiter gemacht werden. Endlich war die erste Umgebung der Stadt über den Haufen geworfen; aber zu ihrem großen Erstaunen fanden die Truppen eine zweite, noch stärker als die erstere, welche die Belagerten mit einer ungeheuren Anstrengung ihrer Kräfte zu Stande gebracht hatten. Unter diesen Umständen würde jeder andere General auf den Besitz eines solchen Nestes Verzicht gethan haben; nur Buonaparte nicht. Sein Starrsinn artete sogar in Verbrechen aus. Denn wohin konnte der Besitz von Acra führen? Wollte er nach Aegypten zurück, so war es eine baare Unmöglichkeit, eine Be-

satzung zu beschützen, von welcher unermeßliche Wüsten ihn getrennt haben würden. Wollte er hingegen, wie es wahrscheinlicher ist, vordringen und auf Konstantinopel marschiren; so stieß er auf den Libanus und auf die Gebirgskette, welche die Alten den Taurus nannten; ein Gebirge, das, wenn gleich nicht so hoch wie die Alpen, doch weit unzugänglicher ist. In diesen furchtbaren Engpässen schmolzen die zahllosen Armeen der Kreuzfahrer, welche auf dem Wege von Konstantinopel nach Palästina vordringen wollten, zusammen, weil sie eben so, wie Buonaparte's Armee, ohne Lebensmittel und andere Vorrichtungen marschirten; und doch hatten sie oft nur Hindernisse dieser Art zu besiegen, während Buonaparte mit einer Armee von 10000 Mann gegen ein mächtiges Reich marschirte. Alles dies leuchtete der gewöhnlichsten Beurtheilung ein; nur der französische Oberfeldherr war blind für solche Betrachtungen.

Nicht eher entsagte er seiner Schimäre, als bis der Unwille und die Muthlosigkeit der Armee ihn für seine eigene Sicherheit besorgt machte. Schon war mehr als ein Drittel derselben von den Beschwerden, von dem Widerstande des Feindes und von der Pest hingerafft worden; und mehr als einmal hatte es in den heftigsten Angriffen so sehr an Munition gefehlt, daß der französische Soldat der Wuth der Muselmänner mit dem Bajonet hatte widerstehen müssen. Unter den Todten zählte man Generale von großem Verdienste, wie Bon, Caffarelli und Raimbaud. Von keiner Seite waren Gefangene gemacht worden. So groß war die Erbitterung, daß man selbst die Todten nicht begrub. Die Graben, der be-

deckte Weg, die Breschen und Trancheen, waren mit pesthauchenden Cadavern angefüllt, von welchen die Franzosen noch weit mehr zu leiden hatten, als selbst die Belagerten. In den letzten Tagen weigerten sich die Soldaten auf das allerbestimmteste, in die Graben herabzusteigen, nicht weil sie das Schwerdt der Feinde fürchteten, sondern weil sie die Pest scheueten. Vergeblich trug Buonaparte bei Djezar Pascha auf einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten an; da er den Vertilgungskrieg begonnen hatte, so wollte man ihm in einem Vertilgungskriege widerstehen.

Endlich, nach drei und vierzig Tagen beinahe unaufhörlicher Kämpfe, als die Armee ganz muthlos geworden und auf zwei Drittel zusammengeschmolzen war, als die Munition beinahe gänzlich fehlte, und alle die bisher gemachten unnützen Anstrengungen und Opfer eine schauderhafte Zukunft ankündigten — jetzt erst leistete Buonaparte auf sein Unternehmen Verzicht. Ehe er sich aber von einer Stadt entfernte, wo er zum erstenmal in seinem Leben einen, seiner würdigen Widerstand angetroffen hatte, wollte er noch Spuren seines Zorns und seiner Rache zurücklassen. Er selbst hat in seinem Berichte an das Direktorium der Welt bekannt gemacht, was er in dem Augenblicke that, wo er die Bühne seiner Schande meiden mußte. „Ich ließ," sagt er in demselben, „eine Batterie von Vierundzwanzigpfündern bilden, um Djezars Pallast und die Hauptgebäude der Stadt zu zertrümmern; mehr als tausend Kugeln wurden hineingeworfen, welche in einem so engen Raume beträchtlichen Schaden angerichtet haben müssen. Das

Feuer verzehrte siebenzig Stunden hindurch die Stadt, und mein Zweck wurde erreicht. Ich hätte mich," fügte er hinzu, „ihrer bemächtigen können; allein ich fürchtete die Wirkungen der Pest, die daselbst ausgebrochen war." Eine Lüge, die keiner Widerlegung bedarf.

Uebrigens, da er nicht vorgehen konnte, blieb ihm keine andere Wahl, als auf demselben Wege zurückzugehen, auf welchem er gekommen war. Wie sehr er sich dadurch gedemüthigt fühlte, geht aus einer Proklamation hervor, die er im Augenblick seines Abmarsches an seine Armee erließ — nicht sowohl um diese zu täuschen, (es ist sogar ungewiß, ob sie dieselbe jemals gelesen), als vielmehr um in Frankreich und dem übrigen Europa den Wahn zu unterhalten, daß es bei seinem Unternehmen noch auf etwas mehr, als ein bloßes Abentheuer angekommen sey. „Ihr habt," sagte er zu seinen Soldaten, „die Wüste, welche Afrika von Asien trennt, mit größerer Schnelligkeit durchlaufen, als selbst eine arabische Armee. Das Heer, welches auf dem Marsche nach Aegypten war, ist vernichtet; ihr habt seinen Anführer, seine Feld-Equipage, seinen Troß, seine Schläuche, seine Kameele genommen. Alle festen Plätze, welche die Brunnen der Wüste vertheidigen, sind von euch genommen worden, und in den Gefilden des Berges Tabor habt ihr die Armee zerstreut, welche aus allen Theilen Asiens zusammengelaufen war, um Aegypten zu plündern. Jene dreißig Schiffe, die ihr vor zwölf Tagen vor Acra anlangen sahet, brachten die Armee, welche Alexandrien belagern sollte. Genöthigt, Acra zu Hülfe zu eilen, hat sie ihre Bestimmung erfüllt; denn ein Theil ihrer Fahnen

wird euren Einzug in Aegypten zieren. Kurz, nachdem wir mit einer Handvoll Leuten den Krieg drei Monate hindurch in dem Herzen von Syrien unterhalten, vierzig Feldstücke und funfzig Fahnen genommen, 6000 Gefangene gemacht und die Festungswerke von Gaza, Jaffa, Caiffa und Acra dem Erdboden gleich gemacht haben, kehren wir nach Aegypten zurück, wohin uns die Jahreszeit der Landungen ruft. Wenige Tage noch, und ihr hattet die Hoffnung, den Pascha in seinem eigenen Pallaste gefangen zu nehmen. Doch in dieser Jahreszeit wiegt der Besitz von Acra nicht den Verlust von einigen Tagen auf; und außerdem sind die Braven, die ich darüber verloren haben würde, für wesentlichere Operationen nothwendig. Soldaten! unsere Bahn ist voll Beschwerden, voll Gefahren. Nachdem wir den Orient außer Stande gesetzt haben, uns zu schaden, müssen wir vielleicht die Anstrengungen eines Theils des Occidents zurückweisen. Ihr werdet neue Gelegenheit finden, Ruhm zu erwerben; und wenn inmitten von diesen Kämpfen jeder Tag mit dem Verluste eines Braven bezeichnet ist, so müssen sich neue Brave bilden, die an die Stelle der Gefallenen treten, um in Gefahren den Aufschwung zu geben, der dem Siege gebietet."

Welches konnte der Zweck solcher Proklamationen seyn? Die französische Armee wußte gewiß nur allzu gut, wie es um sie stand, und was sie geleistet hatte. Aber Buonaparte ahnete die Vorwürfe, die ihm über die Verwegenheit seines Unternehmens würden gemacht werden, und der Hauptzweck seiner Proklamationen war, zu beweisen, daß er einen Zweck verfolgt, und Resultate

erhalten habe. Diese lagen freilich nur allzu sehr am Tage. Mehr als 4000 Franzosen waren geblieben, und ihre Kameraden sahen sich genöthigt zu einer Rückkehr nach dem traurigen Aegypten, welches sie mit so viel Vergnügen verlassen hatten. Mit Zurücklassung des Geschützes, des Fuhrwesens, der Kranken und der Verwundeten, marschirten sie unter Leichnamen, Trümmern und Brand. Noch einmal mußten sie die Wüste durchlaufen, und kaum hatten sie die Ufer des Nil erreicht, als die muselmannischen Truppen, von welchen ihnen verheißen war, daß sie ihre Bestimmung in Acra vollendet hätten, an den Küsten Alexandriens zu landen begannen; und kaum hatte die französische Armee diesen Angriff abgeschlagen, als sie sich vertheidigen mußte gegen 60,000 Türken, welche, von dem Großvezier geführt, aus eben dem Orient hervorbrachen, den man außer Stande gesetzt hatte, Schaden zu thun.

Doch ehe wir den Leser nach Aegypten zurückführen, müssen wir ihn bekannt machen mit allen den Unfällen, welche die französische Armee auf jedem Tritte auf ihrem Rückzug aus Syrien begleitete. Die erste, und die unglaublichste dieser Calamitäten, ist unstreitig die Vergiftung der Verwundeten und Kranken der französischen Armee, auf den ausdrücklichen Befehl ihres Anführers. Gerade dies Verbrechen hat Buonaparte mit der größten Sorgfalt zu verheimlichen gesucht, unstreitig, weil er fühlte, daß es den Unwillen des französischen Heeres am meisten anregen werde. Es würde ihm damit auch gelungen seyn, wenn seine That nicht ganz dazu geeignet gewesen wäre, die ganze Welt in Erstau-

nen zu setzen. Die ersten Nachrichten von der Vergiftung der französischen Soldaten zu Jaffa kamen nach Europa durch reisende Engländer, welche bald nach diesem schrecklichen Ereigniß durch Syrien gingen. Englische Blätter verbreiteten sie. Buonaparte, gerade damals auf dem Gipfel seiner Größe, beklagte sich darüber bei dem englischen Gesandten, der, nach dem Frieden von Amiens, sich in Paris niedergelassen hatte; und als Lord Withworth ihm zur Antwort gab, daß, in einem ähnlichen Falle, seinem Könige selbst kein anderes Mittel übrig bleiben würde, als seine Beschwerde vor dem Landestribunale zu führen: so trug Buonaparte seinem Botschafter in London auf, die Journalisten als Verläumder zu verfolgen. Vor Gericht gestellt, beriefen sich die Schriftsteller auf Zeugen, und mehrere Militär-Personen, welche den Feldzug in Syrien mitgemacht hatten, sagten vor den Richtern aus: die Ermordung der Gefangenen und die Vergiftung der Kranken zu Jaffa, auf Buonaparte's Befehl, sey etwas durchaus notorisches. Es läßt sich also an der That selbst keinen Augenblick zweifeln. Die näheren Umstände aber waren folgende:

Nachdem Buonaparte dem Feinde sein Fuhrwesen und sein Geschütz überlassen hatte, fehlte es ihm durchaus an Transportmitteln für seine Verwundeten und Kranken. Eine große Zahl derselben wurde ohne Mitleid unter den Mauern von Acra zurückgelassen; andere vertraute man, auf gut Glück, den Wellen, die sie nach Alexandrien bringen sollten; noch andere wurden, weil sie noch einige Kräfte hatten, zwar mitgenommen, aber auf dem Marsche verlassen. Die größte Zahl dieser unschuldigen

Schlachtopfer befand sich in den Hospitälern von Carmel und Jaffa. Die meisten von ihnen lagen an der Pest danieder; allein nicht alle waren davon in gleichem Grade ergriffen, und mit einiger Sorgfalt hätten sie erhalten und gerettet werden können. Vielleicht hätten selbst die Muselmänner sich ihrer angenommen; in solchen Fällen wirkt das Mitleid bisweilen bewundernswürdig. Doch selbst den Fall angenommen, daß die Türken ihrer Rache freien Lauf gelassen hätten: was verschlug dies einem General, wenn er einmal außer Stande war, die Unglücklichen zu retten? Besser war es wenigstens, daß sie von der Hand des Feindes starben. Allein schon auf dem Wege nach Jaffa hatte Napoleon mehrere Kranke vergiften lassen; vorzüglich auf dem Berge Carmel, wo das Hospital während der Belagerung von Acra gewesen war. Als er nun in Jaffa selbst angelangt war, ließ er den Oberstabschirurgus Desgenettes zu sich kommen, und that ihm den kaltblütigen Vorschlag, die Kranken vergiften zu lassen, die sich im Hospitale befänden. Als Desgenettes hierauf zur Antwort gab: seine Pflicht sey, der leidenden Menschheit beizustehen; erwiederte Buonaparte: er habe geglaubt, sein Oberstabschirurgus habe mehr Verstand. „Nun gut," fügte er hinzu, „ich werde mich an Andere wenden." Wirklich that er dies, und der Oberfeldapotheker Royer, ein gewissenloser Mann, ließ sich bereit finden, den Befehl des Obergenerals zu vollstrecken. Gleich am folgenden Tage starben 300 Franzosen an den Opiaten, die er ihnen als Arzneimittel gegeben hatte; und überhaupt mochte sich die Zahl der Vergifteten auf 500 belaufen. Die

ganze Armee kannte Royers Verbrechen. Bei jeder Gelegenheit warf man ihm dasselbe vor, und als er sich nach Frankreich mit einschiffen wollte, war der Unwille so groß, daß er in Cairo zurückbleiben mußte, wo ihn die Türken einige Monate darauf verhafteten, und als Spion hinrichteten.

Wenige Stunden nach der Vergiftung rückten türkische Truppen in Jaffa ein. Sie fanden die französischen Soldaten im Todeskampf begriffen, und einige von diesen Unglücklichen zeigten noch das Getränk, das sie so weit gebracht hatte. Sie mochten sich nicht einmal darüber beklagen, und wollten lieber an einen Irrthum, als an eine Bosheit glauben. Die Lage dieser Schlachtopfer der Grausamkeit ihres Generals, rührte Djezar's Soldaten. Arnauten und Mograbinen vergaßen der Rache, und schafften Gegengifte herbei. Auf diese Weise entrannen zwölf von ihnen dem Tode, die nach dem Frieden von El-Arisch nach Frankreich zurückgesendet wurden, und zum Theil noch leben.

Es ist unstreitig öfter der Fall gewesen, daß ein kommandirender General in außerordentlichen Lagen zu einer Ermordung der Gefangenen hat seine Zuflucht nehmen müssen; und, wenn man hierüber auch nur das Beispiel von Richard Löwenherz hätte, so würde es statt tausend anderer dienen. Allein, daß ein General seine eigenen Soldaten vergiften läßt — Menschen, die dem Vaterlande und ihrem Anführer ihr ganzes Daseyn aufgeopfert haben: dies wird in der Geschichte Buonaparte's einzig bleiben. Was aber den Geist dabei noch weit mehr in Erstaunen setzet, ist die Verkettung der Begeben-

heiten. Um nicht 5000 Gefangene auf dem Halse zu behalten, entschließt Buonaparte sich, sie ermorden zu lassen. Unbeerdigt blieben sie eine Stunde Weges von dem Orte, wo sie gefangen gemacht wurden, am Meeresufer liegen, und verbreiteten die Pest. Einige Zeit darauf kehrt Buonaparte nach diesem Orte zurück; und soll seine Armee von der Pest verschont bleiben, so muß er sich entschließen, die Mörder der Gefangenen vergiften zu lassen. So rächt sich jede Unthat; und nie hoffe der Erfreuliches zu erndten, der des Drachen Zähne aussäet. Allerdings konnten die Soldaten zu ihrer Entschuldigung sagen, daß sie als Mörder der Gefangenen nur den Befehl des Feldherrn vollstreckt hatten; allein fordert die militärische Zucht unbedingten Gehorsam? Und lassen sich nicht wenigstens einige Fälle denken, wo die Tugend auf Seiten des Nichtgehorchenden ist?

Der Rückzug von St. Jean d'Acre war der erste Unfall, der Buonaparten auf seiner militärischen Laufbahn getroffen hatte. Ein großer Mann bewährt sich im Unglück; und auch Buonaparte hätte sich in seiner nachtheiligen Lage als ein Held zeigen können. Statt dessen ließ er seinem Rachegefühl freien Lauf. Alles wurde auf seinem Rückzuge verheert und zerstört; und man würde Mühe haben, in der Geschichte der Eroberer ein Verfahren zu entdecken, welches dem des französischen Generals gleich käme. Im buchstäblichsten Sinne des Worts ging die Armee auf Leichen und Trümmern nach Aegypten zurück; gerade so, wie im Jahre 1812 von Moskau nach Wilna. Sie marschirte beim Glanz von Feuersbrünsten. „Der Wind," sagte ein Augen-

zeuge, „trieb die Flammen selbst in die Gebirge, und die Erde gewährte das Bild der Verheerung; und während das Vieh brüllend entfloh, betrachteten die Einwohner, voll Ingrimm, die Zerstörungen, welche wir anrichteten, ohne auch nur einen Finger zur Abwendung derselben in Bewegung zu setzen." Bei seiner ersten Erscheinung vor Acra hatte Buonaparte den Bewohnern der umliegenden Gegend angekündigt, daß er gekommen sey, sie von den Bedrückungen Djezar Pascha's zu befreien. Dies hatten die Einfältigen geglaubt, und sich dem französischen Heere vertrauensvoll genähert. Durch sie war das französische Lager mit allem Nothwendigen bis zum Ueberfluß versehen worden, so lange es sich in der Nähe von Acra befand; selbst die Drusen waren von ihren Gebirgen herabgestiegen, um Buonaparten zu begrüßen und ein französisches Heer kennen zu lernen. Jetzt wurden alle diese Unglücklichen, so weit sie erreicht werden konnten, der Plünderung Preiß gegeben. Selbst die Erndten wurden nicht verschont, und dieses abscheuliche Verfahren erstreckte sich bis jenseits Jaffa, so daß Syrien und der Theil von Palästina, welcher auf dem linken Jordan-Ufer liegt, gleichzeitig in Brand gesteckt wurden, und man damit nicht eher aufhörte, als bis nichts mehr zu verheeren war. Und damit man dies nicht für eine Uebertreibung halte, so führe ich die Autorität des General Berthier, Chefs vom Generalstabe dieser Armee, an. Der Tagesbefehl lautet: „die Colonne des Generals Regnier und die des Mittelpunkts, haben den Befehl, die Dörfer und die Erndten zu verbrennen, und die Reiterei hält sich zur Rechten der Straße, um die flie-

henden Heerden aufzufangen." *) Außerdem lieset man in dem Bericht an das Direktorium folgende Worte: „Die Wohnungen sind in Asche verwandelt, die Heerden fortgetrieben, die Saatfelder abgebrannt." Solcher Aeußerung braucht man nichts hinzuzufügen, um sie verständlich zu machen.

Nach einigen Tagesmärschen kam die Armee wieder in Aegypten an. Sie hatte, weil es ihr an nichts gebrach, auf dem Rückwege bei weitem weniger gelitten, als auf dem Hinweg. Indeß, wie groß auch die mitgebrachte Beute seyn mochte, so war sie doch um mehr als ein Drittel vermindert, und in sich trug sie den Keim zu ansteckenden Krankheiten. Buonaparte, der mehrere Tage hindurch über das allgemeine Mißvergnügen sehr unruhig gewesen war, bemerkte mit Freuden, daß die Stimmung sich verbessert hatte. Auch hatten Betrachtungen dieser Art vielleicht keinen geringen Antheil an dem Mißgeschick, welches die Bewohner von Palästina und Syrien traf. Die Unzufriedenheit der Soldaten nahm seit der Belagerung von St. Jean d'Acre mit jedem Tage überhand, und der Oberfeldherr, der sie zu beschwichtigen wünschte, bediente sich abwechselnd der Gewaltthätigkeit und der Verführung. So ließ er beim Durchzuge durch El=Arisch, zu eben der Zeit, wo er alles in die Willkühr der Soldaten stellte, acht Dragoner erschießen, weil ihnen der Vorwurf gemacht wurde, daß sie nicht hätten Sturm laufen wollen.

---

*) Bericht von den Feldzügen in Aegypten und Syrien, Seite 109 und 110.

Um den Aegyptern, welche seit langer Zeit nicht mehr an die Rückkehr weder des Generals noch seiner Armee glaubten, einen Verweis zu geben, ließ Buonaparte sein Heer mit großem Gepränge vor ihnen vorbei defiliren; seine Rückkehr nach Cairo aber sollte das Ansehn eines Triumphzuges haben. Zu diesem Endzweck erhielt sein Divan den Befehl, ihm entgegen zu kommen. Zu gleicher Zeit mußte dieser Divan eine Proklamation bekannt machen, in welcher man ganz deutlich sah, daß seine Inbrunst für den Koran in eben dem Maaße zunahm, in welchem seine Armee zusammenschmolz und seine Furcht vor den Muselmännern sich vermehrte. In derselben hieß es: „Der General Buonaparte, der die „Religion Mahomeds liebt, ist mit seiner Armee in Cairo „angekommen. Zu Quoubbe hat er Gott für die Wohl„thaten gedankt, womit er ihn überschüttet hat. Durch „das Siegesthor ist er Freitag den 10ten des Monats „Mohharram, im Jahre 1214 der Hegira, mit einem „großen und glänzenden Gefolge eingezogen. Es war „eine Lust, so wackere Soldaten zu sehen. Dies war „ein großer Tag, wie man nie einen gesehen hat. Alle „Bewohner von Cairo sind ihm entgegen gegangen, um „sich zu überzeugen, daß es derselbe General Buonaparte „sey, auf dessen Rechnung so viel Lügen verbreitet wor„den. Er hat die Soldaten Djezars geschlagen, welche „sich Cairo's und der Provinzen Aegyptens bemächtigen „wollten. Als die Bewohner von Jaffa seinen Schutz „nicht annehmen wollten, übergab er sie in seinem ge„rechten Zorn der Plünderung und dem Tode, und es „sind ihrer über 5000 umgekommen. Zugleich hat er

„die Wälle zerstört und alles plündern lassen, was sich „daselbst befand; dies war Gottes Wille, der den Din„gen ihr Seyn giebt. Die Aegypter, welche sich daselbst „befanden, hat er verschont, geehrt, genährt, gekleidet; „aber 5000 von Djezars Soldaten, welche sich zu Jaffa „befanden, hat er vernichtet, so daß nur wenige ent„kommen sind. Von Jaffa begab er sich nach dem Ge„birge Nablus, wo er 5 Dörfer verbrannt hat; was im „Verhängniß lag, ist geschehen; der Herr der Welt han„delt mit immer gleicher Gerechtigkeit. Hierauf hat er „die Mauern von Acra und den Pallast Djezars zerstört, „so daß kein Stein auf dem andern geblieben ist; so „endigen die Wohnungen der Tyrannen. Nach Aegyp„ten ist er aus einem doppelten Beweggrunde zurückge„kommen: einmal, weil er den Aegyptern dies verheißen „hatte, und sein Versprechen ihm heilig ist; zweitens, „weil er erfuhr, daß einige schlechte Menschen, Mame„lucken und Araber, den Saamen der Zwietracht aus„zustreuen versucht haben. Seine Ankunft hat sie ver„scheucht. Immer war sein Ehrgeiz, die Bösen zu ver„nichten, und seine Lust, den Guten Gutes zu thun. „Wendet euch also, ihr Geschöpfe Gottes, zu Gott; un„terwerft euch seinen Befehlen, denn ihm gehört die „Erde; befolgt seinen Willen und wisset, daß er über „die Macht verfügt, und sie nach Herzenslust vertheilt. „Seit seiner Rückkehr in Cairo hat der Oberbefehlshaber „seinem Divan kund gethan, daß er die Muselmänner „liebt, daß er sich mit dem Koran vertraut macht, daß „er ihn täglich mit Aufmerksamkeit lieset. Auch wissen „wir, daß er damit umgeht, eine Moschee zu bauen,

„wie die Welt noch keine hat, und die muselmännische „Religion zu umfassen"

Aus dieser Proklamation sieht man, daß Aegypten, während der Abwesenheit der Armee, nicht ganz ruhig geblieben war, und daß die Bewohner dieses Landes die Schwäche der französischen Garnisonen zu Aufständen auf verschiedenen Punkten hatten benutzen wollen. Diese Versuche waren zwar im Entstehen unterdrückt worden; indeß entwickelten sich mit jedem Tage neue. Der bedeutendste von allen war der einer Sekte, die sich die Erleuchteten nannten. Diese Fanatiker hatten ihre Sendung zu Damanhur durch die Ermordung eines Postens von 60 Franzosen beurkundet. General Lannes marschirte gegen sie, und tödtete mit Kartätschen eine große Zahl, die sich, als unverwundbar, auf die Kanonen warfen. Er drang darauf in die Stadt, verbrannte dieselbe, und ließ 1500 Einwohner über die Klinge springen. „Ein Schutthaufen," sagt der Amtsbericht, „zeigt die Stätte von Damanhur." So verfuhren die Stifter einer Kolonie. Unstreitig gab es für den General Lannes kein wirksameres Mittel, eine Empörung zu dämpfen; indeß unterblieben deshalb die Aufstände in Nieder-Aegypten keinesweges. Sie glichen der Hydra, welche hundertmal besiegt, sich immer von neuem erhebt. Einige Mamelucken-Schwärme, welche General Desaix in Ober-Aegypten mit Mühe in Zaum hielt, standen mit diesen Empörern in Verbindung, so wie mit Arabern, die sich ein Vergnügen daraus machten, die Franzosen bekämpfen zu helfen. Täglich verminderte sich die französische Armee; täglich wuchs die Zahl ihrer Feinde.

Das Schlimmste war, daß in einem Lande, wie Aegypten, weder für ihre Bekleidung, noch für ihre Verpflegung hinreichend gesorgt werden konnte. Geld hatte man nicht; und welche Bedrückungen man sich auch erlaubte, so gaben diese doch kein Resultat, das der Rede werth gewesen wäre.

Wie wenig es dem französischen Obergeneral auf die Stiftung einer Kolonie ankam, dies erhellet vorzüglich aus seinem Verfahren gegen die unglücklichen Bewohner Aegyptens: ein Verfahren, das alle Mameluckenherrschaft, wie viel Nachtheiliges man auch von dieser sagen mag, bei weitem übertraf. Herr Poussielgue, welcher an der Spitze der französischen Administration in Aegypten stand, hat in seinem Schreiben an das Direktorium vom 21 Sept. 1799 das Geheimniß so vollkommen verrathen, wie Diejenigen es nur wünschen können, denen es um Wahrheit zu thun ist. „In einem Lande, welches seit 19 Monaten keinen Handel „kennt" — sagt dieser Administrator, „sind keine „außerordentlichen Beisteuern zu erwarten. Das Geld „der Christen ist erschöpft, und von den Türken könnte „man nichts verlangen, ohne eine Empörung zu „veranlassen. Außerdem würde man nichts von ih„nen erhalten; denn die Türken haben die Gewohnheit, „das Geld zu verscharren, und lassen sich lieber todt „schlagen, als daß sie ihre Schätze entdecken sollten. „Einige von ihnen haben sich wirklich die „Köpfe abschlagen lassen, ohne ihr Geheimniß zu „verrathen. Die Bauern halten noch weit mehr auf „das Geld, als die Bewohner der Städte; sie zahlen

„nur

„nur im höchsten Nothfall, und Dreier für „Dreier. Ihr Geld halten sie verborgen; ihre Vor„räthe nicht minder. Kommt eine Truppen-Kolonne, so „entfliehen sie mit Weib und Kind und Vieh, und man „findet nur leere Nester; sind sie die Stärkeren, so „schlagen sie sich, und rufen benachbarte Dörfer, oder „auch Araber zu Hülfe. Bisweilen gelingt es uns, ei„nen Vorsteher zu fangen. Wir schleppen ihn so„dann ins Gefängniß, wo er so lange bleibt, bis das „Dorf zahlt; allein nicht immer hat dies Verfahren den „bezweckten Erfolg. Viele von ihnen lassen sich „ihre Kameele, ihre Büffel und Heerden neh„men, sehen gelassen zu, wenn sie verkauft „werden, und machen sich darauf gefaßt, Hun„gers zu sterben. Wir müssen also in jeder von den „16 Provinzen Aegyptens beständig 60 bis 100 Mann „halten, die keine andere Bestimmung haben, als die „Zahlung beizutreiben; und nur allzu oft kehren „sie, nach einem höchst beschwerlichen Tage, mit leeren „Händen zurück. Welche Bedrückungen, Beschädi„gungen und Unordnungen mit diesem Verfahren „verbunden sind, ist leicht zu erachten. Die Herbeischaf„fung des Getreides ist, wo möglich, noch schwieriger. „Mit dem Bajonet muß man die Dörfer dazu „zwingen. Die Aegypter sind übrigens ein sehr sanf„tes Volk, und haben nur den Fehler, daß sie uns „nicht lieben." So war also die Lage der Dinge in Aegypten bei Buonaparte's Zurückkunft von Acra.

Es läßt sich glauben, daß seine Gegenwart die Gährung, in welcher sich die Gemüther befanden, für einige

Augenblicke unterdrückte. Indeß mußte er sich auf weit ernstlichere Angriffe gefaßt machen. In Englands Häfen wurde eine Expedition ausgerüstet; und die Pforte, welche so lange gezögert hatte, weil sie nicht wußte, woran sie mit England und mit Rußland war, schickte eine starke Armee durch Syrien nach Aegypten, während eine zweite auf der Insel Rhodus an den Küsten von Alexandrien zu landen bestimmt war, und aus der Nähe drohete. Die Araber und Mamelucken unter Ibrahim und Murad, von welchen in den Amtsberichten gesagt wurde, daß sie vernichtet wären, waren von diesen Anstalten belehrt, und setzten sich in den Stand, ihre Kräfte mit denen der Engländer und Türken zu vereinigen. Buonaparte war also von allen Seiten bedroht, und sein ungerechter Angriff hatte Völker vereinigt, welche unter allen übrigen Umständen würden getrennt geblieben seyn. Solches waren die Folgen eines Unternehmens, welches unversiegliche Quellen der Wohlfahrt für Frankreich eröffnen sollte. Es ist bekannt, welche Macht von dem Umsturze der alten Regierung von Malta Vortheil zog; es ist eben so bekannt, welcher Souverain den Sturz der Mamelucken am besten benutzt hat. Doch, wir wollen uns nicht in der Erzählung vorgreifen.

Kaum hatte sich die französische Armee, einen Monat hindurch, von den Beschwerden des Feldzugs in Syrien erholt, als Buonaparte in Erfahrung brachte, daß die Mamelucken von Ober-Aegypten sich in zwei Corps getheilt hätten, von welchen das eine sich auf dem rechten Nil-Ufer mit Ibrahim-Bey in Verbindung setzen wollte, während das andere, unter Murad-Bey,

nach dem Meere zog, um zu den Landungstruppen zu stoßen. Ein solcher Plan konnte traurige Folgen haben, wenn er die Ausführung desselben gestattete. Indeß befand er sich in einer Central-Stellung, worin er die Bewegungen aller feindlichen Corps sehr gut beobachten konnte. Nichts war leichter für ihn, als sich mit seiner Hauptmacht auf den Feind zu werfen, der zuerst vernichtet werden mußte. Er marschirte zuerst gegen den linken Flügel von Murad-Bey, der bis zu den Pyramiden von Gizeh vorgedrungen war, und die bloße Erscheinung der Franzosen war hinreichend, die Mamelucken in die Wüste zurück zu jagen. Inzwischen erfuhr Buonaparte hier die Ankunft Mustapha-Paschah's auf der Rhede von Abukir mit einer Flotte von 100 Segeln und einer Landungsarmee, von welcher die Vorhut, 3000 Mann stark, bereits auf der Halbinsel gelandet war, und sich der Schanze and des Forts bemächtigt hatte. Sein Entschluß war sogleich gefaßt. Er ließ in Cairo nur so viel Truppen zurück, als nöthig waren, um den Mißvergnügten und den Mamelucken, wenn sie zurückkehren sollten, die Stirne zu bieten, und brach mit dem ganzen Ueberrest nach Abukir auf.

Die Türken waren 9000 Mann stark gelandet, und mochten in ihrer Vereinigung mit einigen Aegyptern und Arabern sich auf 10000 belaufen. Noch hatten sie sich nur eine halbe Stunde Weges von dem Fort entfernt, und noch waren sie damit beschäftigt, sich auf der Halbinsel zu verschanzen, als Buonaparte sich mit seiner ganzen Armee zeigte. Jene waren ungeschickt genug, ihn in einer Stellung zu erwarten, worin der kleinste Nachtheil,

den sie erfuhren, die Folge haben mußte, daß sie ins Meer geworfen wurden; denn ihre Verschanzungen auf losem Sand errichtet, waren theils nicht vollendet, theils in sich selbst zu schwach, um sich mit einer anhaltenden Vertheidigung zu vertragen. Buonaparte, dem in seiner beschwerlichen Lage sehr viel an einem Siege gelegen seyn mußte, begriff die sich ihm darbietenden Vortheile auf den ersten Anblick. Er marschirte den 23 Juli mit 10000 Mann Infanterie und 1000 Pferden gegen die lächerliche Stellung der Türken, welche ihm zwar eine gleiche Anzahl Truppen, aber ohne alle Reiterei entgegen stellten, weil sie auf die Araber und Mameluken gerechnet hatten. Die Türken hatten zwei Linien in allzu weiter Entfernung von einander gebildet, so daß sie sich nicht zu Hülfe kommen konnten. In der Mitte der ersteren befand sich eine Ebene, welche sie zu besetzen vergessen hatten, und in welche die französische Reiterei, vom ersten Augenblick der Schlacht an, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, drang. Diese Reiterei befand sich im Rücken des rechten und des linken Flügels, richtete ein großes Gemetzel an, und trieb einen großen Theil ins Meer. Mit größeren Schwierigkeiten war der Angriff auf die zweite Linie verbunden. Sechshundert Klafter von ihrer Vorhut entfernt, war sie ein bloßer Zuschauer der Niederlage gewesen; aber mehrere Umstände verhinderten, daß sie nicht ein gleiches Schicksal zu befürchten hatte. Erstlich war sie zahlreicher; zweitens hatte sie weniger Erdreich zu vertheidigen, indem die Meerenge auf diesem Punkte sehr gering war; drittens waren ihre Seiten von dreißig Kanonier-Schaluppen gedeckt. Außer-

dem war das Dorf Abukir, welches sich in der Mitte der Stellung befand, verrammelt und mit Infanterie besetzt. Inzwischen konnte diese von keiner Bedeutung seyn, weil die französische Reiterei sogleich in das Dorf eindrang, und sich dann in den Rücken der beiden türkischen Flügel warf, welche gleichzeitig von vorn durch die Infanterie angegriffen wurden. Die Muselmänner verließen hierauf ihre Verschanzungen, und fielen unter den Hieben der Reiterei, welche zum zweitenmale ein großes Gemetzel anrichtete. Alle starben mit den Waffen in der Hand, oder ertranken, bis auf 200, welche sich mit dem Pascha ergaben. Am Schlusse des Tages war von dieser Armee, auf welche die Pforte so große Hoffnungen gebauet hatte, nichts weiter übrig, als die Besatzung des Forts, ungefähr 2000 Mann. Auch diese mußte sich nach einem achttägigen Bombardement ergeben; und sie that es, nachdem sie auf ein Drittel zusammengeschmolzen war. Am neunten Tage warf sich dieses Drittel, von Hunger entkräftet, dem Sieger zu Füßen.

So endigte sich die Schlacht an der Meeresküste. Der Sieg war hauptsächlich durch die französische Reiterei errungen worden. Zum erstenmale hatte sie in Aegypten so ausgezeichnete Dienste geleistet; aber auch zum erstenmale hatten sich die Muselmänner ohne Reiterei in eine Schlacht eingelassen, so daß der Erfolg minder glänzend gewesen seyn würde, wenn die Mamelucken und Araber sich mit den Landungstruppen hätten vereinigen können. Die Gerechtigkeit, die man dem französischen Obergeneral wiederfahren lassen muß, besteht also in der Anerkennung, daß er seine Central-Stellung vortrefflich

benutzte: einmal, um Murad-Beys Mameluden in die Wüste zurückzuwerfen; sodann, um die türkische Armee zu einer Zeit zu überraschen, wo sie noch keine Fortschritte in Aegypten gemacht hatte, allwo die Stimmung der Gemüther ihr nur allzu günstig war. Der Commodore Sir Sidney Smith erschien mit einem zweiten Convoy auf der Rhede in eben dem Augenblick, wo die Vernichtung der türkischen Armee vollendet war. Diese Landung wurde von den Gegnern der Franzosen so schlecht geleitet, daß die Ausschiffung, welche gleichzeitig zu Damiette erfolgen sollte, erst einen Monat nach der von Abukir erfolgte, und von denselben Truppen hintertrieben wurde, welche sich den 23 Juli so ausgezeichnet hatten.

Nach diesem glorreichen Tage wurde der gefangen genommene Pascha nach Cairo gebracht, und Buonaparte übersandte seine drei Roßschweife dem Direktorium. Er behandelte ihn übrigens mit großer Achtung, und ließ in seiner Gegenwart ein Mahomeds-Fest geben, bei welchem er noch einmal als der Gesandte des Propheten erschien. Wiewohl der Pascha bedeutende Fehler als Militär gemacht hatte, so war er doch ein braver Mann, und von nicht gemeinem Verstande. Eines Tages sagte Buonaparte zu ihm: er werde den Großherrn mit dem ausgezeichneten Betragen bekannt machen, welches Mustapha in der verlornen Schlacht bewiesen hätte; dieser aber antwortete: er möchte sich diese Mühe ersparen, denn der Großherr kenne ihn besser, als Buonaparte.

Im Ganzen hatte der Sieg bei Abukir dem französischen Oberfeldherrn nur eine Sicherheitsfrist von eini-

gen Monaten gegeben. Auf Rhodus wurden neue Rüstungen gemacht, und russische Truppen sollten Theil nehmen an der neuen, von Sidney Smith geleiteten Landung. Der Großvezier war an der Spitze einer zahlreichen Armee zu Damas angelangt, und vereinigte sich mit den siegreichen Truppen des Pascha von St. Jean d'Acre. Außerdem war eine Landungsflotte in Begriff, aus den englischen Häfen auszulaufen. Von so vielen Feinden zu gleicher Zeit bedroht, und ohne alle Aussicht auf Hülfe und Beistand, hatte Buonaparte alle Ursache, mit seinem Schicksal zu Rathe zu gehen. Sein Unternehmen, welche Idee demselben auch ursprünglich zum Grunde gelegen haben mochte, war aufs Vollkommenste gescheitert. Es schien ihm nichts anderes übrig zu bleiben, als eine Kapitulation, welche seinen militärischen Ruf für immer vernichtet haben würde. Voll von diesem Gedanken, den er aufs lebhafteste verabscheute, war er lange unschlüssig; indem er aber alle ihm bevorstehenden Gefahren berechnete, glaubte er, durch eine unerwartete Rückkehr nach Frankreich, seinem Schicksal noch einmal eine günstige Wendung geben zu können. Von dem, was in Aegypten vorgegangen war, hatte Europa sehr wenig erfahren. In Frankreich besonders hatte man von ihm noch immer eine sehr vortheilhafte Meinung, die sich auf seine Siege in Italien und auf den Frieden von Campoformio stützte. Das Direktorium war verhaßt, verabscheut. Allerdings konnte er darauf rechnen, daß dieses, um die Schuld des fehlgeschlagenen Feldzugs in Aegypten von sich abzuwälzen, ihn zur Rechenschaft fordern würde; und wenn er ohne Befehl zurückkam, so

konnte er um so sicherer sich darauf gefaßt machen, daß man ihn am Leben bestrafen würde. Allein es kam darauf an, ob es nicht möglich wäre, das Direktorium zu stürzen, und so jeder Verantwortlichkeit zu entrinnen.

Mit diesem Plan entschloß er sich zu einer schnellen Rückkehr nach Frankreich. Die Anstalten dazu wurden sehr geheim gemacht, theils um die Armee nicht zu beunruhigen, theils um die vor dem Hafen von Alexandrien kreuzenden Engländer nicht aufmerksam zu machen. In diesem Hafen lagen noch immer zwei Fregatten und ein Avisschiff. Der Gegenadmiral Gantheaume erhielt also den Befehl, sich zum Absegeln in Bereitschaft zu halten; zu welchem Zweck er die auf den Wällen von Alexandrien befindliche Artillerie zu Schiffe bringen lassen mußte. Gegen die Zeit der Abfahrt begab sich Buonaparte mit seiner Guiden-Compagnie und einer kleinen Anzahl ergebener Offiziere nach dem Meeresstrande. Dem General Kleber wurde der Oberbefehl über die Armee übertragen, indem man ihn glauben machte, Buonaparte sey durch das Direktorium abberufen worden. Von seinen Begleitern wußte niemand, was er vorhatte. Er ging an Bord, ohne daß jene seine Absicht ahneten, und erst auf der offenen See machte er sie damit bekannt. Mitten unter den englischen Flotten war er noch einmal allen Gefahren des Meeres ausgesetzt; allein das Schicksal wollte, daß er ihnen entrinnen und die Schandbühne, die er in Aegypten verlassen hatte, gegen die höchste Macht vertauschen sollte. Unter preußischer Flagge, sagt man, kam er in dem Hafen von Frejus an.

Ganz Frankreich empfing ihn mit Entzücken, als seinen

Befreier von dem Joche des Direktoriums. Das Schicksal der Fünfmänner war entschieden, ehe er in Paris anlangte; denn alles bot ihm die Hand, als es darauf ankam, den 18 Brumaire zu machen. Wie würde man ihn zurückgestoßen haben, wenn man gewußt hätte, was in Afrika und Asien von ihm ausgegangen war! Für Kleber trat sehr bald die Krisis ein, welcher Buonaparte hatte ausweichen wollen. Dieser große General behauptete sich indeß noch einige Monate; er trug sogar an der Spitze von 8000 Mann jenen glänzenden Sieg von Heliopolis davon, welcher vielleicht der ehrenvollste ist, den französische Waffen jemals erkämpft haben, indem Kleber es mit nicht weniger als 60000 Mann zu thun hatte. Nicht lange nach diesem Siege wurde Kleber ermordet, und der Oberbefehl ging auf den General Menou über. Viele haben vermuthet, daß Klebers Ermordung Buonaparte's Werk gewesen sey; allein dazu ist nie ein Grund vorhanden gewesen: denn obgleich Buonaparte in Kleber einen furchtbaren Nebenbuhler hatte, so waren doch seine Verbindungen mit Aegypten zerrissen von dem Augenblick an, wo er den Hafen von Alexandrien verlassen hatte; und wozu überhaupt eine ungewisse Anklage gegen einen Mann, dem so viele andere, vollkommen bewahrheitete, Verbrechen zur Last gelegt werden können?

Sofern der verunglückte Feldzug in Aegypten die nächste Veranlassung zu dem 18 Brumaire und zu allen den Wirkungen war, welche der Sturz des Direktoriums nach sich zog, ist er für Europa nur allzu wichtig geworden. Man denke sich in Buonaparten einen gewöhnlichen General, der sich begnügt, seine Pflicht zu thun,

und der das Abentheuer, als solches, verabscheut; und die ganze Reihe von Begebenheiten, welche die Geschichte der vierzehn ersten Jahre dieses Jahrhunderts ausmachen, wird zu einer Schimäre. Freilich kam ihm dabei nichts so sehr zu Statten, als daß Frankreich in einer Art von politischem Wahnsinn sich in eine Republik verwandelt hatte; denn, wenn dies nicht vorhergegangen wäre, so würde die Welt nie einen Buonaparte kennen gelernt haben. Was ihn aus dem Abgrund der Schande mit einemmale auf den Gipfel der Größe und des Ruhms erhob, war gerade die Verfassung, mit welcher Frankreich nicht länger fortdauern konnte; sie leistete ihm um so größere Dienste, je weniger sie bis dahin als unsinnig und zerstörend für ein großes Reich war begriffen worden. Aus dem ersten Konsul wurde nach wenigen Jahren ein erblicher Kaiser der Franzosen; allein indem der Geist der französischen Republik unter ihm fortdauerte, und Europa in allen seinen Theilen bewegte und erschütterte, wurde er, in der Hand des Schicksals, ganz gegen seinen Willen, nur das Werkzeug, wodurch Frankreich sich wieder mit seiner alten Dynastie vereinigen sollte.

Historische Untersuchungen über die Deutschen.

Die Deutschen sind stolz auf ihre Ursprünglichkeit, seitdem sie in der Abhandlung eines römischen Schriftstellers gelesen haben: er sey geneigt, sie für ein ursprüngliches Volk zu halten *).

Aber was ist **Ursprünglichkeit** in Beziehung auf Nationen?

Will man durch diesen Ausdruck sagen: der Ursprung einer Nation lasse sich nicht angeben; so befinden sich alle, mehr oder weniger, in demselben Falle. Das Meer der Vergangenheit ist unermeßlich, und Vieles, das einer Aufzeichnung werth gewesen wäre, ist auf eine unwiederbringliche Weise in dasselbe versunken. Ehe eine so wichtige Kunst, wie die Schreibkunst, erfunden werden konnte, mußten Tausende von Generationen von der Erde verschwinden, ohne eine Spur von sich zurück zu lassen. Unsere Chronologie ist, selbst nach den unverwerflichsten Denkmälern, nur von gestern her, und was man in Europa Geschichte nennt, ist nicht viel mehr, als der Entwickelungs-Prozeß desjenigen Theiles der Menschheit, der, seit ungefähr vier Jahrtausenden, an den Küsten des

---

*) Tacitus sagt: Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse arbitrantur.

mittelländischen Meeres zu einem höheren Bewußtseyn erwacht ist, und für sein Daseyn bald die eine, bald die andere Form versucht hat.

Als ursprünglich mußten die Germanen einem römischen Schriftsteller schon um deswillen erscheinen, weil sie sich, ihrem Wesen nach, nur allzu sehr von den Bewohnern des europäischen Occidents unterschieden. Allein waren sie deshalb Autochthonen? Das Wort ist ohne Sinn, wenn man es genauer untersucht. Die Zersetzungen, welche das menschliche Geschlecht im Laufe von Jahrtausenden erfahren hat, gehen hinaus über alle Darstellung. Warum, wenn Gallier in einer Periode, über welche selbst die Geschichte Rechenschaft ablegt, über den Bosphorus dringen und ihre Wohnsitze im Vorder-Asien aufschlagen konnten — warum sollten ursprüngliche Perser sich nicht nach dem Westen gewendet, und ihre Wohnsitze in dem gegenwärtigen Deutschland aufgeschlagen haben? Noch immer giebt es unter den persischen Provinzen eine, welche Kerman (Caramanien) heißt; und wenn man sich versucht fühlen sollte, über die Aehnlichkeit dieser Benennung mit Germanien zu lachen: so bestreite man zugleich die auffallende Aehnlichkeit, welche die persische Sprache noch jetzt, nachdem Jahrtausende eine unbesiegliche Kluft zwischen Deutschland und Persien hingestellt haben, in ihren Benennungen, Wortfügungen, Endungen u. s. w. mit der deutschen hat; eine Aehnlichkeit, die so groß ist, daß Sprachforscher in der persischen Sprache mehr als 2000 Wörter entdeckt haben, denen eben so viele deutsche in Klang und Bedeutung aufs genaueste entsprechen. Wie könnte dies zufällig seyn? Und was würden die

Deutschen darunter verlieren, wenn sie gleichen Ursprungs mit den Caramaniern wären, und mit diesen etwa gleichzeitig den Kaukasus verlassen hätten?

Was die orientalische Abkunft der Germanen beinahe außer Zweifel setzt, ist das Nomaden-Leben, das sie so viele Jahrhunderte geführt haben; ist die Trennung in so viele Volksstämme, die ihnen noch jetzt eigen ist, und vielleicht noch lange eigen bleiben wird. Für die Entwickelung der Nationen entscheidet nichts so sehr, als die erste Anlage, die, je nachdem sie mehr stadtmäßig oder mehr hordenmäßig ist, die verschiedensten Wirkungen hervorbringt. Von dem Städtewesen sind alle politischen Systeme ausgegangen, während Horden dagegen immer höchst gleichgültig geblieben sind. Die Bewohner einer Stadt bedürfen für ihr Daseyn und die Fortdauer desselben, feststehender Gesetze; die Mitglieder einer Horde hingegen bedürfen nur eines Anführers. Jene werden daher zu Schöpfern von Republiken, diese zu Schöpfern von Monarchieen. In den großen Reichen des Orients kam es nie auf gute Gesetze und auf eine davon hergeleitete unerschütterliche Ordnung, sondern nur auf Unterjochung und Tribute an. Eine Völkerschaft erhob sich leicht über die andere, machte reißende Fortschritte in der Eroberung ganzer Länder, und behauptete sich nie länger, als bis der Luxus, den reichliche Tribute herbeizuführen nicht verfehlen konnten, sie verweichlicht hatte, worauf denn eine neue Revolution erfolgte. Nie hat der Orient den Patriotismus des Occidents gekannt.

Die Abhandlung, welche Tacitus über die Sitten der Germanen geschrieben hat, ist vielleicht am merkwürdigsten dadurch, daß nur von ihren Sitten die Rede seyn konnte. Der große Schriftsteller würde über die Gesetzgebung der Germanen geschrieben haben, wenn diese sich ausgezeichnet hätte; denn aus vielen Stellen seiner unsterblichen Werke geht hervor, daß Gesetzgebung (organische sowohl als bürgerliche) ein Gegenstand seines Nachdenkens war. Doch von dieser Seite boten die Germanen nichts Anziehendes dar, konnten sie nichts Anziehendes darbieten, weil sie noch auf einer so niedrigen Stufe der Civilisation standen. Ihre Sitten waren, mit sehr geringen Abweichungen, die aller Nomaden-Völker, und das Anziehende in denselben beruhete zuletzt mehr auf dem Gegensatze, worin sie zu den römischen standen, als auf ihrer inneren Güte. Ein mit seinem Zeitalter so unzufriedener Mann, wie Tacitus, fand in der Darstellung dieser Sitten nur darum so viel Vergnügen, weil ihm dies Gelegenheit gab, seinem Herzen über seine Zeitgenossen Luft zu machen. Wie der Patriot in ihm wirkte, sieht man besonders in der Stelle, wo er sich darüber freut, daß in einem germanischen Bürgerkriege 60000 geblieben sind.

Man übertreibt die Freiheitsliebe und den Patriotismus der alten Deutschen. Hätte es sich damit so verhalten, wie man in der Regel annimmt, so hätte es in Cäsars Heeren, nach der Eroberung von Gallien, keine Germanen geben können, so würden diese Germanen keine

Kriegsdienste bei den Römern gesucht und gefunden haben. Von dem Patriotismus der Nomaden-Völker kann überhaupt nicht die Rede seyn. Denn worauf sollte er sich beziehen? Auf eine feststehende Verfassung? Sie hatten keine Ahnung davon. Auf den vaterländischen Grund und Boden? Sie hatten keine bleibenden Wohnsitze. Nicht viel besser steht es um ihre Freiheitsliebe; wenigstens kann sie nicht als eine aufgeklärte gedacht werden.

Ueberhaupt aber war das Verhältniß der Germanen zu den Römern gewiß ganz anders, als es gemeiniglich gedacht und dargestellt wird. Germanien blieb in jenen Zeiten nicht frei von dem römischen Joche, weil seine Bewohner einen von den Römern nicht zu besiegenden Widerstand leisteten; es blieb vielmehr frei, weil es für die Römer kein Gegenstand der Eroberung war. Hätte es sich mit Germanien eben so verhalten, wie mit Gallien: so würde sich für das erstere eben sowohl ein Eroberer gefunden haben, wie für das letztere. In Kraft ihrer Verfassung mußten die Römer von einer Eroberung zur andern übergehen; allein, indem sie diesem unwiderstehlichen Antriebe folgten, waren sie auch klug genug, sich nur mit solchen Ländern zu befassen, welche für die auf die Eroberung verwendeten Kosten entschädigten. Wäre demnach Deutschland zur Zeit der ersten römischen Imperatoren so angebaut gewesen, wie es 15 Jahrhundert später war; hätten die Germanen außer ihren Heerden und ihren dürftigen Vorräthen an Getreide, noch irgend etwas besessen, was der Rede werth gewesen wäre; hätten sie besonders Gold und Silber gehabt: so ist sehr wahrscheinlich, daß die Römer, nach der Erobe-

rung von Gallien, alle Triebfedern in Bewegung gesetzt haben würden, um sich zu Gebietern über die Deutschen zu machen; und wer wagt es, zu behaupten, daß es ihnen damit nicht gelungen seyn würde? Wer leugnet die Vortheile der Kriegskunst über bloße Tapferkeit? Germanien blieb also frei, nicht weil es tapfer, sondern weil es arm war, und einen gesellschaftlichen Zustand in sich schloß, der von keiner Seite zu der übrigen Römerwelt paßte. Als Besitzer von Gallien hatten die Römer alles von einem benachbarten Nomadenvolke zu fürchten; allein es war ihnen nur die Wahl gelassen, ob sie sich in Deutschland zu Grunde richten, oder auf den Besitz dieses Landes Verzicht leisten wollten, und die Folge dieser Alternative war, daß sie sich auf solche Kriege beschränkten, welche bloß darauf berechnet waren, die Germanen in Zaum zu halten; hierin klüger als die Franzosen unserer Zeit, die, indem sie es auf eine Eroberung Rußlands anlegten, ihrem Untergange sporenstreichs entgegen gingen.

Herrmanns Thaten verlieren in dieser Darstellung des wahren Verhältnisses zwischen den alten Germanen und den Römern eben so wenig von ihrer Verdienstlichkeit, wie Kutusows Thaten im Jahre 1812. Man thut in solchen Fällen, was der Drang der Umstände mit sich bringt, ohne eine weitaussehende Zukunft im Auge zu haben. Nichts ist übler angebracht, als den Helden einer gegebenen Zeit Ideen beizulegen, welche viele Jahrhunderte erst haben entwickeln können.

Unstrei-

Unstreitig trug die Macht, welche die Römer von Gallien aus über Deutschland ausübten, nicht wenig dazu bei, daß sich die Wohnsitze der Germanen immer mehr fixirten, d. h. daß diese immer mehr dem Nomaden-Leben entsagten. Daß ihre Fortschritte in der Civilisation nur sehr allmählig seyn konnten, versteht sich wohl von selbst. Indeß war durch die Verwandlung der römischen Republik in eine Monarchie der Grund gelegt zu allen den großen Veränderungen, welche von Deutschland über die europäische Welt ausgehen sollten.

In republikanischen Verfassungen liegt eine wunderbare Erweiterungskraft, welche bisher viel zu wenig beachtet worden ist. Daher die Fortschritte, welche Rom in der Vergrößerung seines Gebietsumfanges in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume gemacht hatte. Diese Fortschritte fanden ihre Gränze, sobald die Verwandlung der Republik in eine Monarchie Statt gefunden hatte, wofern man nicht etwa sagen will: die Unmöglichkeit, im Westen über die afrikanischen Wüsten, im Osten über den Euphrat hinauszugehen, habe jene Verwandlung bewirkt; denn in den Erscheinungen des Lebens ist nichts schwieriger, als die Ausmittelung dessen, was Ursache und was Wirkung ist. Wofür man sich aber auch entscheiden möge: das Absterben alles Gemeingeistes und aller Thatkraft im Römer-Reiche war die nächste Veranlassung zu den Versuchen, welche die germanischen Völker im zweiten und dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung machten, über ihre Gränzen hinauszugehen, und des Grades von Furchtbarkeit, den sie in diesen Versuchen gewannen.

Von dem, was während dieser frühen Periode in Deutschland selbst vorgegangen ist, wissen wir sehr wenig; denn das, was die römischen Geschichtschreiber darüber mittheilen, ist gewiß der geringste Theil von dem, was sich wirklich zugetragen hat. Tacitus spricht von Bürgerkriegen, und aus seinen Annalen sehen wir, daß eins von den angesehensten Volkshäuptern sich nach Italien zurückziehet, und daselbst unter dem Schutze römischer Imperatoren lebt und stirbt. Wie hätten Bürgerkriege unter einem Nomadenvolke ausbleiben können, das in viele Stämme zerfallen war, die sich unter einander sehr hinderlich werden mußten! Was gegenwärtig Gränzzölle und dergleichen sind, dasselbe waren in jenen Zeiten Wiesen, Triften, zum Theil auch Aecker. Welches aber auch die Veranlassungen zu Bürgerkriegen seyn mochten: so hatten sie wenigstens das Gute, daß Volksstämme in einander flossen und sich consolidirten. So entstanden unstreitig die Alemanier, die Franken, die Gothen: Volksstämme, welche Tacitus nicht gekannt zu haben scheint. Die Angriffskraft der Deutschen wuchs also auf eine doppelte Weise: einmal negativ, durch die Abnahme der Widerstandskraft der Römer; zweitens positiv, durch die Verstärkung der Volksstämme. In den Kämpfen der Römer, von den Zeiten Marc Aurels an bis herab zu den Zeiten eines Diocletian und Constantin, läßt sich genau die Stufenfolge bemerken, nach welcher die Germanen immer mehr Raum gewinnen, immer unwiderstehlicher werden, bis die Erscheinung der Hunnen in Europa endlich den Ausschlag giebt. Die Gothen erobern einen Theil von Gallien, und ganz Spanien sammt der

afrikanischen Küste. Die Franken schlagen ihre Wohnsitze in Gallien auf, während sogenannte Ostgothen Italien erobern. Das westliche Römer-Reich geht unter, und auf den Trümmern desselben bilden sich neue Reiche. Man könnte dies den Triumph der Horden-Verfassung über eine unvollkommene Städte-Verfassung nennen.

Seit der Eroberung Galliens durch die Franken, war das westliche Römer-Reich Deutschland geworden; woher in der Folge die nicht ganz unschickliche Benennung des römischen Reiches deutscher Nation, das man ein heiliges nannte, weil die Kirche das politische System beherrschte. In Spanien, Italien und Deutschland ging die deutsche Sprache unter, weil die Eroberer den Einwirkungen der Eroberten nicht widerstehen konnten; im eigentlichen Deutschland erfolgte dies nicht, weil hier nicht dieselben Ursachen wirksam waren.

Durch eine so große Ausbreitung, wie die über Frankreich, Italien und Spanien war, hatte sich die nomadische Kraft erschöpft; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß die Civilisation der Germanen in dieser Periode anhob, wenn gleich die Unruhe noch lange fortdauerte.

Was man auffallend finden könnte, ist die schnelle Ausartung der Merowinger; allein sie ist erklärt genug, wenn man erwägt, daß sie eine natürliche Folge des Stillstandes nomadischer Bewegungen waren. Auch der Orient hat viele tapfere Anführer hervorgebracht; sobald sie aber ihre Zwecke erreicht hatten, wurden sie der Raub

der Weichlichkeit und Verzärtelung in ihren Serails. Vielweiberei war den ersten fränkischen Königen gar nicht fremd, und durch diese kamen alle die Schicksale über das Reich, die jemals im Oriente erhört worden sind. Das Elend wurde dadurch noch größer, daß Chlodowig dasselbe unter seine vier Söhne theilte. Von einer regelmäßigen Erbfolge, und von den glücklichen Wirkungen derselben für die Wohlfahrt der Unterthanen, scheint man in diesen Zeiten keine Idee gehabt zu haben. Das Schwierige in der Lage der Könige machte Hausmeier nöthig. Ganz irrig denkt man dabei an eine Beschränkung der königlichen Gewalt; es war nur eine Uebertragung derselben, und diese war um so gefährlicher, weil man in einem Zeitalter lebte, wo die Tugend eines Kriegers allein geehrt war. Daher denn auch der förmliche Uebergang der Königswürde auf die Hausmeier, die, nachdem sie sich zur Erblichkeit erhoben hatten, in schrankenloser Autorität da standen.

In Spanien verdarb das Reich der Gothen aus denselben Ursachen, und die Erscheinung der Sarazenen auf der pyrenäischen Halbinsel war eine ganz natürliche Wirkung davon.

Theoderich, König der Ostgothen in Italien, ist der einzige achtungswerthe Regent dieser Periode; allein Theoderich hatte seine Bildung am Hofe zu Konstantinopel empfangen. Italien würde glücklich geworden seyn, wenn der Geist seiner Regierung sich hätte verewigen lassen; daran aber fehlte so viel in einem Zeitalter, wo die Persönlichkeit alles entschied, daß man sagen kann, das Reich der Ostgothen sey mit ihm untergegangen.

Das eigentliche Deutschland bietet in dieser Periode keinen Stoff zu Bemerkungen dar. Nicht daß es daran gefehlt hätte; dies war gewiß nicht der Fall. Aber während in Frankreich, Spanien und Italien sich einige Ueberreste von Kunst und Wissenschaft erhielten, blieben beide den Deutschen noch immer fremd. Was daher auch bei ihnen vorgehen mochte, so blieb es so unbemerkt, wie dem Meere die Bewegung seiner Wellen.

Das Emporkommen des Hauses Heristal durch Pipin, ist für die weitere Entwickelung der neueuropäischen Reiche auf den Trümmern des Römer-Reichs, von den allerentscheidendsten Folgen gewesen, sowohl durch die Züge Karl Martels gegen die Sarazenen, als durch die Bekämpfung der Longobarden in Italien durch Pipin, als endlich durch Karls des Großen Eroberungen.

Im Allgemeinen kann man die Kriege, welche Karl der Große und seine Vorgänger bis auf Karl Martel führten, in dem Lichte einer Rückwirkung betrachten, welche die stätig gewordene Nation der Franken auf die unstätig gebliebene der Longobarden, der Baiern, der Sachsen, der Avaren und der Sarazenen ausübte. Karl der Große, um seine Zwecke zu erreichen, mußte Eroberer werden; denn in der Eroberung lag das einzige wirksame Mittel, den Nomadengeist zu bändigen. Was ihm dabei allein nachtheilig wurde, war der Umstand, daß die Civilisation noch nicht Fortschritte genug gemacht hatte, um sich mit einem sehr großen Reiche zu vertragen. In einem Zeitalter, dem es noch an allen Mitteln fehlte,

eine in sich zusammenhängende, mit Schnellheit und Unwiderstehlichkeit wirksame Regierung zu bilden, konnte ein Reich von allzu großer Ausdehnung keine Dauer haben; und Gegenrevolutionen mußten um so geschwinder eintreten, je weniger die Persönlichkeit in einem erblichen Systeme gesichert ist. Karl der Große wollte ein politischer Heros seyn; er war aber viel zu sehr Barbar, um es jemals werden zu können. Das Schicksal machte ihn zu einem kirchlichen Heros; und dies lag nur allzu sehr in der Natur der Dinge. Denn in einem Zeitalter, das nicht auszumitteln vermag, worauf die Güte des menschlichen Gesetzes beruht, entscheidet die Interpretation des göttlichen Gesetzes, wie sie auch ausfallen mag, und Priester sind in einem solchen die einzigen und wahren Regenten.

Indeß ist durch Karl den Großen immer sehr viel für die europäische Welt geleistet worden. Er hat das große Verdienst, die nomadische Unruhe zum Stillstand gebracht zu haben; und wie sehr dies in seinen Zwecken lag, zeigt sein Verfahren gegen die Irminsäul der Sachsen und den sogenannten Ring der Avaren; denn da die Beute der Hauptzweck des Nomadisirens war, so kam es vor allen Dingen darauf an, sich der Niederlagen zu bemächtigen, um das Handwerk zu verleiden. Im Uebrigen lag der Untergang seiner politischen Schöpfung in den Mitteln, welche er anwendete, um zu seinen Zwecken zu gelangen. Er hatte das mit dem französischen Kaiser der neueren Zeit gemein, daß er sein Privat-Interesse auf Kosten des allgemeinen Interesse's der fränkischen Nation geltend machte; und vielleicht waren seine

Gründe dazu die nämlichen. Die fränkischen Könige des siebenten und achten Jahrhunderts fühlten sich durch die Macht der großen Vasallen (Herzöge, Grafen u. s. w.) gedrückt. Karl glaubte zur Freiheit aufzusteigen, indem er dieselben in unaufhörlichen Kriegen beschäftigte. Der Erfolg entsprach seiner Erwartung so wenig, daß er die Großen seines Reichs nur noch größer machte; und dem mußte so seyn, weil man in den eroberten Provinzen Beamte gebrauchte, die nur aus ihrer Mitte genommen werden konnten. Karl nahm zwar den Titel eines occidentalischen Kaisers an, um desto glänzender hervorzugehen; allein in einem gesellschaftlichen Zustande, der sich mit keiner bedeutenden Abstufung der Autorität vertrug, weil die Remuneration der Beamten nicht in baaren Gelde gegeben werden konnte, war der bloße Titel von keiner Erheblichkeit.

Ludwig der Fromme, Karls des Großen Nachfolger, fühlte die Last des unnatürlich erweiterten Reichs so sehr, daß er, so viel er immer konnte, eilte, es unter seine Söhne zu vertheilen. Pipin bekam Aquitanien, Ludwig Baiern zu regieren; Lothar sollte das Uebrige, sammt dem kaiserlichen Titel haben. Dieser Entwurf, zur Lebenszeit des Kaisers ausgeführt, hatte die wichtigsten Folgen für die persönliche Ruhe desselben, wie für die Wohlfahrt des Reichs. Man sieht aus dem, was die Geschichte hierüber aussagt, wie das Regieren noch immer genommen wurde; und wäre es möglich, alles zu wissen, was in dieser unglückseligen Periode vorging: so

würde man zurückschaudern vor der Barbarei, in welcher die Dinge lagen. Deutschland erhielt indeß in einem von Ludwigs des Frommen Söhnen seinen besonderen König, und dies diente zur Beförderung seiner Entwickelung auf eine so ausgezeichnete Weise, daß, nach allem was vorhergegangen war, eine neue Aera für dasselbe begann. Ist die Geschichte der Deutschen die ihres politischen Systems; so kann man auch behaupten, ihre Geschichte beginne mit Ludwig, erstem Könige der Deutschen aus dem Hause der Carolinger.

Der Grund zu dem Schicksal, das die Deutschen als Nation bisher verfolgt hat, wurde auf der im Jahre 851 zu Marsne gehaltenen Versammlung gelegt, wo Ludwig der Deutsche, jüngerer Sohn Ludwigs des Frommen, das eidliche Versprechen gab, daß er die Stände bei ihren Rechten und Privilegien erhalten, ihre Meinungen und Rathschläge befolgen, und in allen Regierungsangelegenheiten sie als seine Gehülfen und Mitarbeiter ansehen wolle.

Wer waren diese Stände?

Es waren nicht die Beauftragten der Nation, nicht die, welche wir in der gegenwärtigen Zeit die Repräsentanten derselben zu nennen pflegen, um bei der Bildung der Gesetze zu concurriren; es waren vielmehr die ersten Administratoren der Provinzen, die Herzöge, die Grafen, die Bischöfe, die Aebte, kurz, derjenige Theil, der, weil er es nur mit der Vollziehung der Gesetze zu thun hat, die Klasse der Staatsdiener bildet.

Indem nun diese sammt und sonders bei der Bildung der Gesetze concurriren wollten, konnte ihre Absicht schwerlich eine andere seyn, als von der königlichen Autorität immer unabhängiger zu werden; und ihre Forderung schloß zweierlei in sich: nämlich einmal, daß die Aristokratie mit dem Königsthume zerfallen war; zweitens, daß man keinen deutlichen Begriff von dem Wesen einer Regierung hatte. Um den letzteren zu haben, wäre vor allen Dingen nöthig gewesen, sich einen deutlichen Begriff von dem Wesen der Gesellschaft zu machen; dazu aber hätte es Anschauungen bedurft, von welchen diejenigen immer am meisten frei geblieben sind, denen es mehr um Rechte als um Pflichten, mehr um Genuß als um Arbeit zu thun war. Das Streben ging in diesen Zeiten nach Erblichkeit der ersten Staatsämter, und dieses Streben war in nichts so sehr gegründet, als in dem Mangel des beweglichen Reichthums. Wer einmal mit Land und Leuten ausgestattet war, der wollte die damit verbundenen Vortheile nicht verlieren; und in sofern dies die allgemeine Ausstattung der Staatsämter war, vertheidigte man sich in ihrem Besitz um der Ausstattung willen; die Vertheidigung aber war um so leichter, von je größerem Umfange die Provinzen waren. Lehne waren in ihrem Ursprunge Staatsämter; die Erblichkeit der Staatsämter aber lag in dem Wesen ihrer Ausstattung. Die Könige dieser Zeit dachten über diesen Gegenstand nicht anders, als die Staatsbeamten. Auch für sie war das Regieren nur eine Sache des Genusses, und der Thron nichts weiter, als ein Eigenthum, worüber sie mit Freiheit verfügen konnten. Darum vertheilte Ludwig

der Deutsche, nach dem Beispiele seines Vaters, sein Reich unter seinen drei Söhnen: Karlomann, Ludwig dem Jüngeren, und Karl dem Dicken, von welchen der erste König von Baiern, der zweite König von Sachsen, der dritte König von Schwaben wurde. Die Natur der Dinge trug auch über diese Verfügungen Ludwigs den Sieg davon, indem Karl der Dicke zuletzt König von ganz Deutschland und Lothringen wurde; indeß behauptete er sich nicht in dieser Würde, und seine Absetzung im Jahre 887 war die natürliche Folge der von seinem Vater beschwornen Beschützung von Rechten und Privilegien, welche in dem damaligen Zustande der Gesellschaft nicht verfehlen konnten, den ersten Charakter der Regierung, die Einheit, wo nicht zu zerstören, doch mächtig zu erschüttern und in einer unnatürlichen Abhängigkeit zu erhalten.

Man irrt sehr, wenn man annimmt, die Liebe der deutschen Völkerschaften für ihre Dynastieen sey immer so groß gewesen, als sie sich in den letzten Jahrhunderten gezeigt hat. Die ältesten Deutschen kannten keine Dynastieen, konnten sie nicht kennen, weil, so lange sie Nomaden waren, die persönlichen Eigenschaften ihrer Anführer entschieden. Wurden Streifzüge unternommen, so wählte man den König, und dieser war in der Regel der entschlossenste Mann, welchen der Gau kannte. Die Erblichkeit trat erst mit den festen Wohnsitzen ein, und war, wie diese, den ursprünglichen Neigungen der Deutschen ganz entgegen. Ob sie ihren Ursprung in einer Idee Karls des Großen gehabt habe, darüber läßt sich

nichts bestimmen. Indeß waren die ersten karolingischen Könige in Deutschland Erbkönige; und sie konnten es mit um so besserem Erfolge seyn, je mehr der Nomadengeist, der in sich immer ein Geist der Eroberung ist, von den Deutschen zu weichen begann. Was ihnen allein nachtheilig war, das war die Denkungsart der großen Vasallen, die, weil man alles aufbot, die Erblichkeit ihrer Aemter und Würden zu verhindern, es durchaus nicht an sich fehlen ließen, die Erblichkeit auch aus der Königswürde zu verdrängen. Ein wesentlicher Schritt zu diesem großen Ziele geschah durch die Absetzung Karls des Dicken; ein noch wesentlicherer durch die Wahl Arnulfs, natürlichen Sohnes des Königs Karlomann, zum Könige der Deutschen. Von diesem Augenblick an, war das, was in jedem politischen System den festen Punkt ausmachen muß, ich meine die Erblichkeit der Königswürde, aufgehoben, und die Wahl der deutschen Könige gewissermaßen gesetzlich gemacht; und es erfolgte, was allenthalben erfolgen muß, wo der zweite Charakter der Regierung (die Gesellschaftlichkeit) den Ausschlag giebt über den ersten (die Einheit), nämlich Unruhe und Anarchie.

Das Einzige, was unter diesen Umständen noch einigen Trost gewährte, war, daß, obgleich die Erblichkeit der Königswürde im Entstehen verschwand, doch die übrigen Staatsämter und Staatswürden noch niemals förmlich erblich geworden waren. Die ganze Aufmerksamkeit der nicht-erblichen Könige mußte also darauf gerichtet seyn, wie sie dies noch ferner verhindern wollten, während die Herzoge, Grafen und Barone nur darauf

denken konnten, die Erblichkeit für sich herbeizuführen. Indeß war in diesem Kampfe, der durch die Geschichte des deutschen Reichs vom 9ten Jahrhundert bis auf unsere Zeiten geht, und zwar so sehr, daß man sagen könnte, er mache den ganzen Inhalt derselben aus — alles bei weitem mehr zum Vortheil der großen Vasallen, als zum Vortheil der Könige. Die Wahl Ludwigs des Kindes, eines Sohnes Arnulphs, bewies auf eine auffallende Weise, daß es jenen nicht um einen kraftvollen König zu thun war. In dem Vater hatten sie einen Bastard, in dem Sohn ein Kind gewählt; und als sie in dem für ihre Wünsche viel zu frühen Absterben des Kindes die deutsche Krone mit Uebergehung Karls des Einfältigen, Königs von Frankreich, und einzigen rechtmäßigen Erben der Karolinger in Deutschland, an einen fränkischen Großen, Namens Conrad übertrugen, welcher Herzog und Statthalter des rheinischen Franziens war: da zeigte sich von neuem, von welchem Gesichtspunkte ihre Politik bei der Wahl ihrer Könige ausging. Ihr Gedanke war nämlich schwerlich ein anderer, als von allen Fürsten denjenigen zum Könige der Deutschen zu haben, von dessen Widerstande sie das Wenigste für ihre Rechte und Privilegien zu befürchten hatten. Schon war es dahin gekommen, daß der deutsche Staatskörper aus den fünf Herzogthümern, Franken, Sachsen, Lothringen, Schwaben und Baiern bestand, unter welchen nur ein schwacher Zusammenhang Statt fand; denn in Sachsen und Baiern hatten sich die Herzöge Otto und Arnulph so gut als völlig unabhängig gemacht, Lothringen und Schwaben waren in mehrere

Theile zerfallen, und Franken, das die rheinischen Kreise in sich begriff und als karolingische Provinz fast aus lauter königlichen Tafel- und Kammergütern bestand, wurde durch eine Aristokratie beherrscht, an deren Spitze der Erzbischof von Mainz, als erster Bischof der Franken, und Konrad, einer von den mächtigsten weltlichen Herrn, standen.

Was den Deutschen in der Wahl ihrer Könige nicht selten begegnet ist, die bloßen Machtmittel für Macht zu halten, und den Charakter und Geist in einen allzu geringen Anschlag zu bringen, dasselbe begegnete ihnen auch bei der Wahl Konrads. Konrad war wohl der Mann, die königliche Würde geltend zu machen. Sein ganzes Königsleben war ein Kampf mit rebellischen Vasallen. Zuerst wollte er die unruhigen Magnaten in Lothringen unterwerfen; aber diese entschlüpften nach Frankreich. Dann band er mit dem Nachfolger des sächsischen Herzogs Otto an; ein Bürgerkrieg, der noch zu rechter Zeit durch die Vermittelung mehrerer Fürsten abgewendet wurde, welche, wenn Heinrich besiegt worden wäre, für ihre eigene Existenz zu zittern Ursache gehabt hätten. Die Einzigen, mit welchen Konrad durch Waffengewalt etwas ausrichtete, waren Arnulph von Baiern, und Erkanger und Berthold von Schwaben; jener wurde, weil er nicht gehorchen wollte, aus dem Lande gejagt; diese, weil sie dem königlichen Befehl entgegen gehandelt hatten, wurden, auf den Ausspruch einer Reichsversammlung, als ungehorsame Vasallen enthauptet, und den Schwaben vergönnt, sich einen andern Herzog zu wählen. Man sieht hieraus, welche Stellung ein König der

Deutschen gegen die ersten Staatsbeamten hatte, und wie gering der Zusammenhang war, worin die Regierung mit sich selbst stand. Die Idee war immer, dem Reiche Einheit in der Person eines Königs zu geben; aber mit den Mitteln, diese Einheit zu bewirken, wollte man nichts zu thun haben.

Die Bewohner Ungarns benutzten diese Kämpfe des Königs mit den großen Vasallen zu Invasionen, die sich bis Fulda, ja bis nach dem Elsaß und nach Lothringen erstreckten; so gewiß ist es, daß die Schwäche des einen Reichs die Grundlage für die Stärke des anderen ist, wenn in demselben nicht die nämlichen politischen Gebrechen Statt finden. Aeußerst unzufrieden mit seinem Geschick, und zuletzt voll Grames über die Unmöglichkeit, seine königliche Pflicht nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, empfahl Konrad auf seinem Sterbebette den deutschen Fürsten eben den Herzog von Sachsen, den er hatte bekämpfen wollen, zu seinem Nachfolger; und indem die Verheerungen der Ungarn seiner Empfehlung das Wort redeten, kam die höchste Magistratur von Deutschland an ein Haus, dessen Macht viel zu furchtbar war, als daß man, ohne die dringendste Noth, in demselben hätte einen König suchen sollen.

Es giebt in der That wenige Regenten, welche man mit Heinrich den Vogler vergleichen könnte. Alles ist an diesem außerordentlichen Manne merkwürdig: seine Tapferkeit, seine Klugheit, seine Mäßigung, sein schöpferisches Genie, selbst die Art und Weise, wie er zur deut-

schen Königswürde gelangt. Konrad war freilich ohne Erben; allein sein Bruder Eberhard war ein Mann, dem es weder an Reichthum noch an Verstand, noch an anderen guten Eigenschaften fehlte. Jener konnte also ungewiß darüber seyn, ob er die königliche Würde nicht auf seinen Bruder forterben lassen sollte. Doch ohne auf die Stimme des Bluts zu achten, beredete er Eberharden, auf die königliche Würde Verzicht zu leisten, und seinem ehemaligen Gegner die Insignien zu überbringen. Nichts scheint Konraden so sehr zu diesem außerordentlichen Schritte bestimmt zu haben, als die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß, wenn das Königthum für Deutschland jemals gedeihlich werden sollte, die königliche Krone sich auf das Haupt eines der größten Vasallen niederlassen müsse. Was durch Verstand und Tapferkeit geleistet werden konnte, das war durch ihn geleistet worden; dabei aber hatte er, während seines Regentenlebens, nur allzu deutlich eingesehen, daß, wenn es auf die Ausübung von Macht ankommt, die Machtmittel nicht fehlen dürfen, wie dies nur allzu sehr bei ihm der Fall war, der, als König der Deutschen, jedem einzelnen Herzog in Hinsicht der Machtmittel nachstand.

Als König der Deutschen macht Heinrich den Anfang damit, daß er die Herzöge auf dem Wege der Güte für sich zu gewinnen weiß. Dann wendet er sich gegen die Feinde Deutschlands: die Normänner, die Slaven, die Ungarn. Alle versteht er zu besiegen, indem er nie über die Gränzen hinausgeht, welche seine Kraft ihm vorschreibt. Den Invasionen der Ungarn kommt er da-

durch zuvor, daß er Städte erbauet und befestigt; ein Mittel, welches zugleich dahin wirkt, den Deutschen mehr Stätigkeit zu geben, und ihren gesellschaftlichen Zustand zusammengesetzter zu machen. Um auch die Slaven in Zaum zu halten, legt er Meißen an. Die Normänner sucht er in ihren eigenen Wohnungen auf, was vor ihm niemand gethan hatte; und indem die Slie die Gränze Deutschlands im Norden wird, ist Deutschland nur um so mehr gesichert. Bei allen diesen Verdiensten beleidigt er Keinen der Großen durch Forderungen, oder Anmaßungen. Alle sind seine Freunde, und die Franken, ehemals die entschiedensten Feinde der Sachsen, söhnen sich gänzlich mit diesen aus, und Heinrich verweilt unter ihnen, wie unter eigenen Unterthanen.

Unstreitig verdankte es Heinrich seinen persönlichen Eigenschaften, daß die Fürsten des Reichs seinem Sohne Otto die königliche Krone zusicherten. Indeß, obgleich die Vortheile einer regelmäßigen Succession weder für Deutschland im Allgemeinen, noch für die Vortheile der großen Vasallen insbesondere zu verkennen waren: so hörten diese doch nicht auf, für sich zu fürchten, und ihre Befürchtungen waren wenigstens in so fern gegründet, als sich vorhersehen ließ, daß die königliche Macht, wenn sie Raum gewönne, sich nur auf Kosten der Vielherrschaft feststellen könne. Daher das Festhalten der Idee eines Wahlkönigs. Selbst wenn die Krone von dem Vater auf den Sohn überging; so war dadurch doch nichts mehr und nichts weniger ausgedrückt, als

eine

eine individuell bewilligte Erblichkeit, die in sich nichts anderes war, als eine anticipirte Wahl, und zwischen dieser und einer zum Gesetz gewordenen Erblichkeit blieb noch eine Kluft befestigt, welche sich schwer ausfüllen ließ. Während also die Könige der Deutschen dahin strebten, die großen Vasallen von sich abhängig zu erhalten, strebten diese nach einer Freiheit, welche sich nur dadurch behaupten ließ, daß die Könige von ihnen abhängig waren. Heinrich der Vogler hatte angefangen, fast alle Aemter im Reiche mit Sachsen zu besetzen; und dies so natürliche Mittel konnte nicht verfehlen, eine große Wirkung hervorzubringen, sofern es auf Feststellung der Einheit ankam. Aber bald nach seinem Tode traten die alten Verhältnisse wieder ein, indem die Reichsfürsten die königlichen Beamten verjagten, und die von Heinrich angelegten festen Plätze sogar verbrannten. Otto der Erste, Heinrichs Nachfolger, gerieth auf den Einfall, die Gewalt der großen Vasallen dadurch zu brechen, daß er der weltlichen Aristokratie ein Gegengewicht in der Geistlichkeit zu geben suchte. Indeß erreichte er seine Absicht so wenig, daß er seine Nachfolger nur um die Machtmittel betrog, die das Fundament ihres Ansehens ausmachten: denn, indem er einen beträchtlichen Theil seiner Domainen zur Ausstattung der von ihm errichteten Bisthümer und Abteien in der Voraussetzung hergab, daß die Kirchenfürsten sich dafür dankbar beweisen würden, erzog er der königlichen Würde noch einen Feind mehr, als sie bis dahin gehabt hatte. Ein zweiter Fehlgriff Otto's war, daß er auf Zureden des Pabstes Johann, des Zwölften, die seit acht und

dreißig Jahren erledigte Kaiserwürde mit der Würde eines deutschen Königs verband. Was ihn dazu bewog, ist leicht zu errathen; er wollte aus der Gleichheit hervortreten, worin er, als König, mit Vasallen stand, deren Domain leicht eben so groß war, wie das seinige. Aber das Mittel war schlecht gewählt, indem jene Verbindung zweier ganz verschiedenen Würden zu einer Complication von Pflichten führte, welcher Otto selbst dann nicht würde gewachsen gewesen seyn, wenn sein Staat einen weit größeren Umfang gehabt hätte. Mit Wahrheit läßt sich behaupten, daß die römische Kaiserwürde eine von den Ursachen ist, um derentwillen das erbliche Königthum in Deutschland keine Wurzeln treiben konnte; jene leistete den großen Vasallen allzu viel Vorschub in den unaufhörlichen Kriegen, worin die deutschen Könige mit Italien verwickelt wurden. Weit besonnener handelten die französischen Könige des dritten Geschlechts. Auch in Frankreich waren die ersten Staatsämter erblich geworden, und die Könige zu bloßen Schutzherrn (Suzerains) herabgesunken. Was thaten sie aber von Hugo Capet an? Anstatt einem unzeitigen Ehrgeize nachzugeben, benutzten sie die glückliche Lage ihres besonderen Domains zur Bedrohung der großen Vasallen; und als sich ihnen in der Folge durch die Kreuzzüge eine bequeme Gelegenheit darbot, ihr besonderes Domain durch die Vereinigung mit Vasallen-Domainen zu vergrößern, ließen sie es nicht an sich fehlen, die höchst beschwerliche Suzeraineté in Souverainetät zu verwandeln. Es ist ein interessantes Schauspiel, zu sehen, wie vom eilften Jahrhundert an bis auf unsere Zeiten herab, in Frank-

reich sich allmählig alles zur Einheit gestaltet hat, während in Deutschland das politische System immer verwickelter, und eben dadurch zwieträchtiger geworden ist.

Es ist also wohl kein Wunder, wenn die Könige aus dem sächsischen Hause keine Fortschritte in der Entwickelung ihrer reellen Macht thaten; die auf das Königthum geimpfte Kaiserwürde verhinderte sie daran. Unglücksfälle kamen freilich hinzu; solche waren die frühzeitigen Hintritte Otto's des Zweiten und Otto's des Dritten. Doch, so wie nichts in der Welt zufällig genannt werden kann, so waren es auch diese Hintritte nicht. Die Züge nach Italien veranlaßten dieselben; sie veranlaßten zugleich alle die Unruhen, welche Deutschland in dieser Periode theils durch die Todesfälle in seinen Fürstenhäusern, theils durch die Angriffe seiner Nachbarn litt.

Die, welche gewohnt sind, deutschen Geist und deutsche Sitten über Alles zu erheben, und die alten Deutschen als die abgesagtesten Feinde aller Ausländerei darzustellen, mögen sich erinnern, daß Otto's des Zweiten Gemahlin, Theophania, eine griechische Prinzessin, Tochter des Kaisers Romanus, war; daß durch sie griechische Sprache und griechische Sitten nach Sachsen verpflanzt wurden; daß ihr Sohn, Otto der Dritte, nichts zu schaffen haben wollte mit der sächsischen Rohheit; daß er, ohne den Deutschen eben sehr anstößig dadurch zu werden, das Ceremoniel des konstantinopolitanischen Hofes, so gut es sich thun ließ, bei sich einführte, und

daß er sogar damit umging, seinen Sitz nach Rom zu verlegen, welches unstreitig geschehen seyn würde, wenn die Römer ihm seinen letzten Aufenthalt in ihrer Stadt weniger verleidet hätten, und er nicht bald darauf, in einem Alter von 22 Jahren, gestorben wäre. Man wird freilich sagen: Otto der Dritte habe in allen diesen Dingen sehr unüberlegt gehandelt; aber darf man vergessen, daß es für ihn, als König und Kaiser, darauf ankam, irgend eine Auszeichnung zu gewinnen?

Der Umfang des Reichs war unter Heinrich dem Vogler durch Lothringen, unter Otto dem Ersten durch Italien vergrößert worden, und enthielt folglich zwei Drittheile von dem Machtgebiete Karls des Großen. Aber man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, die Macht des deutschen Reichs sey dadurch vermehrt worden. Nur die Elemente derselben hatten zugenommen; die Macht selbst war vermindert, weil diese auf der Ordnung beruht, die Ordnung aber nur durch eine gute Verfassung herbeigeführt werden kann, welche wiederum nur in sofern möglich ist, als man sie zu schaffen versteht. Soll ein großes Reich sich behaupten, so bedarf es der Einheit einer Gewalt, die mit Schnelligkeit handelt und die Mittheilungen von dem einen Ende zum andern erleichtert; stehender Heere, welche die Ruhe im Innern beschützen; natürlicher Gränzen, welche gegen die Einfälle der Feinde wohl vertheidigt sind; endlich solcher Einkünfte, die mit dem Bedürfniß des Staats in dem gehörigen Verhältnisse stehen. Alle diese Erfor-

dernisse fehlten dem deutschen Reiche. Wir dürfen uns daher nicht darüber wundern, daß die Kaiser aus dem sächsischen Hause das Problem, die Königswürde in ihrer Familie erblich zu machen, nicht lösseten, und bei ihrem Abtritt von der Weltbühne das Verhältniß eines deutschen Königs zu den Reichsvasallen noch schlimmer zurückließen, als sie es gefunden hatten. Mit Mühe brachte Herzog Heinrich, ein Neffe Otto's des Ersten, es dahin, daß er die deutsche Königskrone erhielt; mit noch größerer Mühe behauptete er sich in dem Besitz derselben. Der Hauptfehler der deutschen Verfassung mußte sich immer mehr entwickeln; und wenn sie, troß allen Gebrechen, fortdauerte, so lag der Grund bei weitem mehr in der politischen Schwäche von Deutschlands sämmtlichen Nachbarn, welche dieselbe Verfassung mehr oder weniger mit ihm gemein hatten, als in irgend etwas anderem. Wäre Frankreich in jenen Zeiten das gewesen, was es im 17ten und 18ten Jahrhundert war: so würde Deutschland seine Eigenthümlichkeit nicht lange behauptet haben. So gewiß ist es, daß Staaten, wie Individuen, sich unter einander erziehen.

Heinrich der Zweite war der letzte deutsche König aus dem sächsischen Hause. Er starb 1024, und an die Stelle der bisherigen Dynastie, die sich, wunderbar genug, über ein Jahrhundert gehalten hatte, trat die des rheinischen Franziens, die man auch die salische nennt.

Konrad der Zweite, welcher der erste deutsche König aus diesem Hause war, vereinigte bekanntlich das König-

reich Burgund, sonst auch das arelatische genannt, mit dem deutschen Reiche. Aber in dieser Vereinigung lag die Veranlassung zu einer rascheren Entwickelung des Feudal-Systems für Deutschland. Die Könige und Kaiser aus dem sächsischen Hause hatten keine Erblichkeit der Reichslehne gestattet; Otto der Erste hatte derselben vielmehr aufs entschlossenste entgegen gewirkt, vorzüglich dadurch, daß er die Mitglieder seiner Familie, so viel es ihm immer möglich gewesen war, an die Stellen der großen Reichsvasallen gebracht hatte. Nun hatte zwar Konrad der Zweite, als König der Deutschen, durchaus kein Interesse, über diesen Punkt nachgiebiger zu seyn, als seine Vorgänger es gewesen waren. Sobald aber die Vereinigung von Burgund mit dem deutschen Reiche zu Stande gebracht war, lag in ihr die dringendste Veranlassung zu einer Abweichung von den bisherigen Grundsätzen der deutschen Könige. Zwischen dem Rhein, der Rüß, dem Jura, der Saone, dem Rhonefluß und den Alpen gelegen, war das burgundische Reich unter einer gewissen Anzahl von Statthaltern und Grafen vertheilt, welche durch die Schwäche der letzten burgundischen Könige, Konrad und Rudolph, Erbeigenthümer ihrer Statthalter- und Grafschaften geworden waren. Die vornehmsten unter diesen burgundischen Lehnsherrn waren die Grafen von Provence, von Vienne, von Savoyen, von Burgund, von Mümpelgard; die Erzbischöfe von Lyon, Besançon und Arles; endlich der Bischof von Basel. Durch ihren Trotz war der König Rudolph bewogen worden, die Kaiser, Heinrich den Zweiten und Konrad den Zweiten, seine nahen Verwandten, um Schutz

zu bitten; sobald er aber eingesehen hatte, daß die Wirkungen dieses Schutzes sehr vorübergehend seyn, und weder ihm noch irgend einem seiner Nachfolger wahrhaft zu Statten kommen würden, hatte er sich entschlossen, das ganze Königreich dem deutschen Kaiser als Demjenigen zu vermachen, welcher allein im Stande wäre, Vortheil davon zu ziehen. So wie nun Konrad nach dem im Jahre 1032 erfolgten Tode Rudolphs von dem neu erworbenen Königreiche Besitz nahm, mußte ihm sogleich einleuchten, daß er sich in demselben nur in so fern werde behaupten können, als er die einmal erworbenen Rechte der Großen anerkenne, welche nur unter dieser Bedingung geneigt waren, ihm den Vorzug vor dem Grafen von Champagne einzuräumen; indem er aber nachgiebig war, hatte er es nicht mehr in seiner Gewalt, den deutschen Lehnsherrn die Erblichkeit zu versagen.

So wurde, was durch mehrere Jahrhunderte vorbereitet war, der Reife immer näher geführt. Konrad würde sich unstreitig weniger übereilt haben, wenn es nicht bereits dahin gediehen gewesen wäre, daß die deutschen Kaiser nicht mehr wußten, ob sie ihre Würde zur Basis für die Königswürde, oder, umgekehrt, diese zur Basis für jene machen sollten. Das Chimärische, was die Kaiserwürde mit sich führte, gab in ihren Augen den Ausschlag über das Reelle, welches die Königswürde zu begleiten pflegt; und ob sie gleich als Kaiser nicht die Aussicht hatten, sich jemals über das Sbirren-Geschäft zu erheben, so sagte dies, wie es scheint, ihrer vorherrschenden Neigung zu Abentheuern, diesem letzten Ueberrest des Nomadengeistes, so zu, daß sie lieber in einer

beständigen Bewegung bleiben und mit der Kriegskeule in der Hand gebieten, als von einem festen Punkt aus mit Besonnenheit und in Kraft der Gesetze regieren wollten.

Nachdem also die Fortschritte des erblichen Feudal-Systems in Deutschland lange aufgehalten waren, war es Konrad der Zweite, welcher erlaubte, daß die Lehne, d. h. die ersten Staatsämter, auf die Söhne und Enkel übergehen sollten. Eine Nachgiebigkeit, die, wie gut sie auch gemeint seyn mochte, das bisherige Gleichgewicht zwischen dem König und den großen Vasallen zum Vortheil der letzteren aufhob; denn, während diese die königliche Würde nur auf eine bestimmte Person aus der Familie des Königs forterben ließen, und sie folglich in ihrer Wählbarkeit erhielten, gestattete man ihnen die Erblichkeit ihrer Lehne für ihre Söhne und Enkel, vorläufig zwar noch mit Ausschließung der Seitenlinien, die aber, wie sich vorhersehen ließ, nicht für immer ausgeschlossen bleiben würden.

Die Regierung von Deutschland war von diesem Augenblick an, ihrer organischen Beschaffenheit nach, das Umgekehrte von dem, was sie hätte seyn sollen. Ihr allgemeiner Charakter bestand darin, daß im Mittelpunkte die Schwäche, im Umkreise die Stärke war. Jene Erblichkeit, welche man den großen Vasallen bewilligt hatte, durfte, nach allen Aussprüchen der Erfahrung, nur dem Könige zu Theil werden; und jene Wählbarkeit, die den Königen aufgedrungen war, hätte ewig die Attribution der großen Vasallen bleiben sollen. Ueber das Unglück und Elend, welches aus dieser Stellung der Hauptorgane

der Regierung für Deutschland hervorgegangen ist, sollte man sich billig so wenig wundern, daß man nur das Gegentheil, wenn es hätte Statt finden können, bewundernswürdig finden sollte. Die Deutschen wollten eine allgemeine Regierung, d. h. eine, welche das ganze Deutschland umfaßte; allein, da sie unbekannt waren mit den Bedingungen, unter welchen sich eine solche allein ins Leben rufen läßt: so war wohl nichts natürlicher, als daß die nach grundfalschen Prinzipien gebildete Regierung nicht leistete, was sie zu leisten bestimmt war, und daß das Reich in eben so viele Staaten zerfiel, als es Herzogthümer zählte, welche unter einander in bloß völkerrechtlichen Verhältnissen standen. Die Kaiserwürde trug hierzu nicht wenig bei. Um ihrer Bestimmung zu entsprechen, hätte sie sich auf eine Macht stützen müssen, welche stark genug gewesen wäre, allen von ihr abhängigen Mächten zu gebieten; und da dies nur dann der Fall seyn konnte, wenn der Kaiserstaat alle übrigen Staaten nicht bloß an Umfang, sondern auch an Organisationskraft übertraf, so hätte man dahin arbeiten sollen, daß ein Reich von ungetheilter Gewalt der besondere Wirkungskreis desjenigen Königs würde, den man Kaiser nennen wollte. Daran aber fehlte nicht weniger, als Alles. Wenn die Königswürde nicht auf die Nachkommenschaft des letzten Inhabers derselben überging: so wurde unter den deutschen Herzogen ein König gewählt, der, sofern er die Kaiserwürde erhalten wollte, genöthigt war, an der Spitze eines größeren oder geringeren Heeres nach Italien zu gehen, in einer von den größeren Städten dieses Königreichs die italienische Königswürde

anzunehmen, und sich dann von dem römischen Bischofe zu Rom zum römischen Kaiser krönen zu lassen. War alles dieses vollbracht, dann kam es darauf an, die verhöhnte Kaiserwürde zu rächen, und sich von dem Geiste des Ungehorsames und Aufruhrs bald hier-, bald dorthin zerren zu lassen. Selbst indem man die persönlichen Eigenschaften einzelner Kaiser bewundert, vermag man nicht zu begreifen, wie sie ein so unruhiges, in sich selbst durchaus zweckloses Leben ertragen konnten, in welchem sie als eine Wiederholung des Sisyphus erschienen.

Von Heinrich dem Dritten, Konrads des Zweiten Nachfolger, wird erzählt, er habe nie die Krone aufgesetzt, ohne die Erlaubniß dazu von dem Priester, welchem er beichtete, erhalten, und sich dem seit kurzem in der Kirche eingeführten Gebrauch der Disciplin unterworfen zu haben. Der Erzbischof von Kölln, an welchen er sich einmal wendete, gab ihm als Beichtiger die strengsten Verweise wegen seiner Regierungssünden, verrichtete mit eigener Hand an ihm die Disciplin durch die kräftigsten Schläge, und erlaubte ihm nicht eher die Aufsetzung der Krone, als bis er drei und dreißig Pfund Silbers an die Armen ausgetheilt hatte. Wie genau hängt dies mit Deutschlands organischen Gesetzen zusammen! Nicht daß diese dergleichen vorgeschrieben hätten; aber wo sie fehlerhaft sind, da muß es irgend ein Correctiv geben, und da die Güte der organischen Gesetze auf einer richtigen Anschauung der natürlichen oder göttlichen beruht: so muß, wo jene fehlt, die willkührliche

Interpretation der letzteren, welche immer die Sache der Priester ist, entscheiden.

Man hat den Päbsten sehr oft den Vorwurf gemacht, daß sie, um die Riesenkraft der römischen Kaiser zu brechen, die großen Vasallen zwischen die deutsche Nation und den deutschen König geschoben haben. Um diesen Vorwurf zu verdienen, müßten die Päbste die Urheber der deutschen Verfassung gewesen seyn, welche, ihrer Grundlage nach, wie wir gesehen haben, lange vor den Päbsten vorhanden war. Leugnen läßt sich nicht, daß man dieselbe in Rom vortrefflich benutzt hat, um zu einer unwiderstehlichen Autorität zu gelangen; allein wie hätte man dies wohl vermeiden wollen, da man es nicht in seiner Gewalt hatte, die organische Gesetzgebung der Deutschen und ihren davon abhängigen Gesellschafts-Zustand zu verändern, oder zu verbessern?

Nie würde es ohne diese einen Gregor den Siebenten gegeben haben; allein ist dieser Pabst nicht bewundernswürdig in seinem ganzen Verfahren? Urtheilt man über diesen kirchlichen Heros (auch die Kirche hat ihre Helden) nach hergebrachten Begriffen, d. h. stellt man sich zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, so wie beide sich im Laufe von Jahrhunderten ausgebildet haben, in die Mitte, um schiedsrichterlich darüber zu urtheilen, welcher von beiden das Herrscherrecht gebührt habe: so geräth man, verführt vom Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, nur allzu leicht in die Versuchung, den Ehrgeiz des römischen Bischofs zu verdammen.

Allein bedenkt man, daß, wer nicht Ambos seyn will, Hammer werden muß; daß die römischen Bischöfe in ihrem Verhältniß theils zu den Römern selbst, theils zu ihren Nachbarn, besonders den Normännern, welche sich im unteren Italien niedergelassen hatten, nicht wenig geängstigt waren; daß endlich die westeuropäische Welt, so wie sie im 11ten Jahrhunderte zusammengesetzt war, sich in unaufhörlichen Bürgerkriegen zerreiben mußte, und daß es ein herrliches Gemüth voraussetzt, auch nur den Gedanken an eine bessere Ordnung der Dinge zu fassen: so fängt man an gerecht zu werden gegen einen Mann, der auf den Trümmern eines verfallenen Systems ein durchaus neues System aufführt, um der Welt die Ruhe und den Frieden zurückzugeben. Noch höher steigt die Achtung für Gregor dem Siebenten, wenn man erwägt, daß er, verlassen von allen äußeren Machtmitteln, seine Herrschaft auf die Meinung gründet, und durch die Meinung befestigt. Seine Schöpfung konnte von keiner ewigen Dauer seyn, und nach einer gründlicheren Einsicht in die Natur der Dinge muß man sich sogar dahin erklären, daß es irreligiös und frevelhaft war, auf die willkührliche Auslegung des göttlichen Gesetzes eine Herrschaft gründen zu wollen; allein hierüber sagte das Gewissen dem kühnen Pabste im eilften Jahrhunderte nichts, und sein Bemühen ging einzig dahin, dem Bedürfniß der Welt, nach irgend einem Gesetze regiert zu werden, abzuhelfen. Die organischen Gesetze der Staaten taugten nichts; die bürgerlichen Gesetze taugten eben so wenig. Unter solchen Umständen bleibt nichts anderes übrig, als eine Priester-Regierung einzuführen, welche,

von allen Regierungsarten die älteste, unbekümmert bleibt um gute organische und bürgerliche Gesetze, und beide durch eine erkünstelte Hochachtung gegen das göttliche Gesetz zu ersetzen strebt.

Für Gregors großes Unternehmen war in dem gesellschaftlichen Zustande, und in der Denkungsart seines Zeitalters, alles vorbereitet. Das Christenthum hatte zwar den heidnischen Aberglauben verdrängt, aber es hatte von dem Wesen desselben genug angenommen, um nicht mehr in seiner ursprünglichen Reinheit und Lauterkeit da zu stehen. Von den Königen und Kaisern war alles, was in ihren Kräften stand, geschehen, um in der Kirche eine Macht zu erziehen, deren sie sich für ihre Zwecke bedienen könnten. Rom, ehemals der Mittelpunkt der kultivirten Welt, hatte im Laufe der Jahrhunderte wenig von der Achtung verloren, die man in früheren Zeiten für dasselbe gefühlt hatte; den Beweis lieferten die häufigen Wanderungen, die man dahin anstellte. Die Autorität der Päbste, welche sich auf die Größe der Stadt gründete, war allzu oft in Anspruch genommen worden, um nicht wenigstens die Idee von einem kirchlichen Primat zu erzeugen. In dem bisherigen Verhältnisse der Päbste zu den Kaisern war es allerdings zweifelhaft geblieben, wem von beiden der Vorrang gebühre; denn, obgleich die Kaiser mehrere Päbste eingesetzt hatten, so konnte doch auch die kaiserliche Würde ihre Sanction nur durch die päbstliche Krönung erhalten, die in Rom vollzogen werden mußte. Die weltlichen Großen waren, durch die ihnen zugestandene Erblichkeit ihrer Aemter, von dem Willen der Kaiser

und Könige unabhängig geworden; und es ließ sich vorhersehen, daß sie der Entstehung einer neuen Macht, die ihnen für ihre besonderen Zwecke sehr nützlich werden konnte, keine Hindernisse in den Weg legen würden. Die geistlichen Großen, in ihrer Denkungsart den weltlichen gleich, weil sie dasselbe Interesse hatten, konnten nur allzu leicht durch die Vorspiegelung gewonnen werden, daß der Staat in der Kirche, nicht diese in jenem sey, und daß ihnen folglich überall der Vorrang gebühre. Schon seit mehr als einem Jahrhunderte befanden sich an allen königlichen Hoflagern päbstliche Legaten, die, indem sie die Vortheile der Kirche wahrnahmen, die Grundsätze derselben allen Gemüthern einprägten; und als Gregors des Siebenten lange bearbeiteter Gedanke endlich zur Ausführung kam, erhielt er unstreitig auch dadurch eine Stütze, daß die kaiserliche Autorität nur einen kleinen Theil des Occidents umfaßte, und daß Reiche, wie Frankreich, England, Spanien und Sizilien, davon unberührt blieben, während die päbstliche Autorität plötzlich das ganze europäische Abendland umfaßte. Denn um einen mächtigen Gegner mit Erfolg zu bekämpfen, muß man ihn vor allen Dingen in der Größe der Idee übertreffen.

Man würde es unstreitig sehr lächerlich finden, wenn ein Pabst des neunzehnten Jahrhunderts dekretiren wollte: daß die christliche Welt nur Christum, und, weil dieser unsichtbar zur Rechten Gottes throne, den Nachfolger des ersten seiner Zeugen, auf den und dessen Zeugniß, wie auf einen Felsen, die Kirche gegründet sey, zu einem väterlichen, geheiligten Oberhaupte habe; daß die

Gesetze der Nationen eigentlich von dem Statthalter Christi, der Kaiser und Könige autorisire, ihre Kraft, ihre Bedeutung und Anwendung bekommen; daß nur Er selbstständige Gewalt besitze; daß der römische Bischof der einzige allgemeine Bischof sey, der alle übrigen ein- und absetzen könne; daß seinen Legaten überall der Vorrang gebühre; daß mit Personen, welche von ihm in den Bann gethan worden, Niemand unter Einem Dache wohnen dürfe; daß er die Macht habe, selbst Kaiser abzusetzen; daß, ohne sein Geheiß, kein Concilium gelte, kein Buch kanonisch sey; daß sein Ausspruch von keinem Menschen umgestoßen werden könne, während Er das Vorrecht habe, die Aussprüche aller Menschen umzustoßen; daß Er allein nicht irren könne, und durch die Verdienste des h. Petrus nothwendig heilig werde; daß er endlich das Recht habe, die Unterthanen eines Fürsten von dem Eide der Treue loszusprechen. Anders, als gegenwärtig, dachte man in der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts; und da Gregor, als päbstlicher Legat, die Stimmung der Gemüther, so wie sie aus den gesellschaftlichen Verhältnissen hervorging, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte; so konnte er des Erfolges seiner großen Unternehmung gewiß seyn, selbst ehe er Hand an dies Werk legte. Heinrichs des Vierten Eigenthümlichkeit, unter der Leitung des Erzbischofs von Bremen, Adelbert, erworben, und der von ihr abgeleitete Verdacht, als gehe Heinrich damit um, die Vorrechte der großen Vasallen zu vernichten, waren freilich Erleichterungsmittel für den Pabst; allein diese hätten fehlen können, ohne daß er deshalb weniger zum Zweck gelangt

wäre. Die Hauptbegünstigung lag immer in einer Verfassung, in welcher kein Zusammenhang war; und ohne den entschiedensten Mangel an guten organischen Gesetzen, hätte es nie einen Gregor den Siebenten geben können. Nur weil man weder in Deutschland, noch in den übrigen Reichen, eine Ahnung von einem guten politischen System hatte, konnte sich die Kirche die Bestimmung geben, über das politische System herrschen zu wollen.

Eben deswegen diente auch der Tag zu Worms, an welchem die Entsetzung des hochfahrenden Pabstes dekretirt wurde, nur zur Befestigung seiner Herrschaft. Kaum war die Nachricht davon nach Rom gebracht worden, als die römischen Ritter, und unter dem Stadtpräfekten das Volk, zu den Waffen griffen; allein der Pabst besänftigte sie durch die Vorstellung, daß in diesem Streite nur die geistlichen Waffen siegen könnten, und, hundert und zehn Bischöfe versammelnd, bannte er den Erzbischof Siegfried von Mainz, als Verwirrer der deutschen Kirche, bannte er alle der Wormser Versammlung beifallenden Bischöfe und Aebte, bannte er endlich den König, als Einen, der, weil er die Ehre der Kirche anzutasten gewagt habe, die seinige zu verlieren mehr als verdiene. So brachte er Heinrichen in den Wechselfall, entweder der königlichen Würde zu entsagen, oder sich ihm unterzuordnen. Heinrich that das letztere, indem er an der Seite seiner Gemahlin nach Canossa wanderte; und konnte er weniger thun, da sein Vater sich den körperlichen Züchtigungen eines Priesters unterworfen hatte? Durch das Investitur-Recht trennte der Pabst die geistlichen Großen von den Oberhäuptern der Staaten; durch

die

die Einführung des Cölibats fesselte er sie an die Person des römischen Bischofs auf eine solche Weise, daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als entweder ihrer staatsbürgerlichen Existenz zu entsagen, oder dem Antriebe zu folgen, der ihnen von Rom aus gegeben wurde. Bann und Interdikt waren die beiden Mittel, wodurch die Vollziehung der oberrichterlichen Aussprüche gesichert wurde; und um die Wirksamkeit derselben zu erleichtern, vermehrte man die Zahl der Mönchsorden, die man nicht mit Unrecht die päbstliche Miliz genannt hat. Alle Staaten der Christenheit wurden dem römischen Stuhle tributär, und die Fortdauer der neuen Universal-Monarchie schien um so mehr gesichert, weil Gregor den Kunstgriff gebraucht hatte, die Erblichkeit aus der geistlichen Aristokratie zu verbannen.

Sie schien es nur. Alle Theokratien tragen den Keim ihres Verderbens auf eine doppelte Weise in sich: nämlich einmal durch die Vermengung des göttlichen Gesetzes mit dem menschlichen, wodurch bewirkt wird, daß beide gleich wenig Achtung finden; zweitens durch die unnatürlichen Mittel, die sie zu ihrer Vertheidigung anwenden, wie z. B. das Cölibat ist. Ueberhaupt besteht ihr Fehler darin, daß sie den Geist einer gegebenen Zeit zum Geist aller nachfolgenden Zeiten zu machen streben, und dadurch die Kraft des menschlichen Geschlechts in den Umkreis einer Gesetzgebung bannen, die nicht dieselbe bleiben kann, weil die sich entwickelnden Verhältnisse stärker sind, als die Gesetze. Man hat den Päbsten sehr oft den Vorwurf gemacht, daß sie, wie man es ausdrückt, nicht mit der Zeit fortgeschritten sind.

Ein lächerlicher Vorwurf! Konnten sie es, ohne ihrem Wesen zu entsagen? Das ganze Pabstthum, wie die europäische Welt es von Gregor dem Siebenten an kennen gelernt hat, war nur unter Bedingungen möglich, die nicht dieselben bleiben konnten; und gerade weil es von der Entwickelung des menschlichen Geistes abhängig war, mußte es sich bis zu seinem gänzlichen Verschwinden in immer engere Schranken zurück ziehen. Ein gutes politisches System ist unabhängig von allen Fortschritten in der Entwickelung; und daher die Erscheinung, daß das Pabstthum in eben dem Maaße aus Europa verschwunden ist, in welchem der menschliche Geist dahin gelangt ist, sich zu richtigeren Begriffen über politische Schöpfungen zu erheben.

Sofern die Universal-Monarchie, an deren Spitze der römische Bischof stand, auf Deutschland zurück wirkte, mußte sie die Keime jener Unabhängigkeit und Freiheit, welche das Ergebniß schlechter Gesetze ist, noch weit mehr entwickeln, als sie es schon waren. Ein Kaiser, der unter der Zuchtruthe eines Priesters stand, konnte kein Gegenstand der Achtung, weder für die weltlichen, noch für die geistlichen Großen seyn; am wenigsten für die letzteren, nachdem sie durch Investitur und Cölibat an die Person des Pabstes gebunden waren. Auch sah man die Autorität der Kaiser mit jedem Tage abnehmen, seitdem Heinrich der Vierte in der Gestalt eines Büßenden vor Gregor dem Siebenten erschienen war. Heiliger Peter! war das Feldgeschrei in diesen Zeiten; und ein

deutscher Landgraf schrieb: „den Haß dieses Heinrichs bringen wir Gott als ein großes Opfer dar, und sagen mit dem Psalmisten: Herr, habe ich nicht diejenigen gehaßt, die dich hassen?" In diesen Aeußerungen spiegelt sich der Grad von Aufklärung besser ab, als in allem, was sonst noch darüber gesagt werden könnte; und je unwürdiger die Begriffe des Zeitalters von Gott und göttlichen Dingen waren, desto freier war der Spielraum für die Päbste und ihre Werkzeuge geworden.

Auf die Erblichkeit der großen Vasallen in Europa gestützt, hatten sie sich zu Universal-Monarchen erhoben. Jetzt auf dem Gipfel ihrer Größe, ging ihr ganzes Bestreben dahin, das gesellschaftliche Gesetz in seiner Unvollkommenheit zu erhalten — unstreitig, weil sie vorhersahen, daß ihre Rolle von dem Augenblick an ausgespielt seyn würde, wo jenes sich der Natur der Dinge gemäß ausbildete. Wenn sie die kaiserliche Würde bestehen ließen, so geschah dies mit der bestimmten Absicht, an ihr einen Maaßstab für ihre eigene Würde zu haben. Denn, gelang es ihnen, die Kaiser in der Abhängigkeit von ihrem Willen zu erhalten: so besaßen sie an ihnen jene ersten Vollstrecker, deren sie zur Erweiterung ihres Machtgebiets bedurften; und wurden die Kaiser an ihnen zu Rebellen, so war davon so wenig zu befürchten, daß man sich zum Voraus auf neue Triumphe freuen konnte. Gewohnheit, Neigung zu Abentheuern und Bereicherungssucht, konnten zwar den einen und den anderen Reichsfürsten zum Freunde des Kaisers machen; allein nie konnte eine kräftige und große Unterstützung Statt finden, welche eine Abänderung des politischen

Systemes zur Folge gehabt hätte, weil eine solche, wie wohlthätig sie auch in anderer Hinsicht gewesen seyn würde, gegen das persönliche Interesse eines Jeden war. Was in den letzten Zeiten in Deutschland erlebt worden ist, dasselbe war noch weit mehr im eilften und zwölften Jahrhunderte der Fall, und der gepriesene Freiheitssinn der Deutschen war, wenn es Wahrheit giebt, nie etwas mehr als Partheigeist, wie er in allen schlechten politischen Systemen zum Vorschein tritt.

Heinrichs des Vierten Geschichte ist sehr lehrreich. So lange die kaiserliche Autorität als das Höchste in den gesellschaftlichen Verhältnissen da stand, ward ihr die allgemeine Verehrung wenigstens in so fern zu Theil, als man es für Frevel hielt, sich an derselben zu vergreifen. Sobald hingegen die päbstliche Autorität den Ausschlag gegeben hatte, klagte man die Schwäche des Kaisers an, gerade als ob ihm möglich gewesen wäre, durch seine Persönlichkeit ein zu Grunde gerichtetes politisches System zu ersetzen. Erst mußte Heinrich Rudolphen von Schwaben aus dem Wege räumen, und sich durch die Aufstellung eines Gegenpabstes (Clemens des Dritten) die Kaiserwürde verschaffen; kaum aber war er damit zu Stande gekommen, als sein eigener Sohn Konrad sich gegen ihn auflehnte. Als er auch diesen gedemüthigt hatte, trat, von Paschalis dem Zweiten aufgereizt, sein zweiter Sohn gegen ihn in die Schranken, und ihm mußte der Kaiser in seinem funfzigsten Regierungsjahre die Reichs-Insignien abtreten. Kummer und Elend waren in seinen letzten Lebensjahren sein Antheil, bis er, von aller Welt verlassen, in Lüttich starb,

selbst nach seinem Tode noch von dem Grimme des römischen Bischofs verfolgt. Wie viel hatte die Persönlichkeit Heinrichs zu verantworten? Gar nichts. Denn in einer guten Verfassung ordnet sich jede Persönlichkeit dem Gesetze unter, und nur da, wo jene fehlt, wird man zum Ankläger gegen diese.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ideen zu einer Biographie des brandenburgischen Churfürsten Albrecht, genannt der deutsche Achilles.

Es giebt geborne Helden, welche der Welt nie als solche einleuchten, weil es ihnen an Gelegenheit fehlt, die ganze Fülle von Kraft, womit sie ausgestattet sind, zu entwickeln. Der Satz, daß das Genie die Umstände herbeiführe, ist nur zur Hälfte wahr. Keines Einzelnen Kraft ist so groß, daß er alles mit sich fortreißen könnte, wenn die Geister nicht geneigt siud, sich fortreißen zu lassen. Durch irgend etwas will das Genie begünstigt seyn, wenn es wirksam werden soll; ist es aber einmal wirksam geworden: so bestimmt es den Charakter von Jahrhunderten, und gewinnt dadurch das Ansehn, als ob alles von ihm ausgegangeu sey.

Dies würde die Haupt-Idee seyn, womit ein Biograph des Churfürsten Albrecht sein Werk anfangen und endigen müßte. So wie dieser Fürst in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern erscheint, hat er kaum irgend eine Gestalt, in welcher man den Helden erkennt; und doch war er, dem Wesentlichen nach, so sehr ein Held, daß man ungewiß darüber werden könnte, welcher von seinen Nachkommen ihm in dieser Hinsicht vorzuziehen sey. Es käme aber auch noch darauf an, Alles zu sammeln, was sich auf ihn bezieht, um ein weit vollständigeres Bild von ihm zu erhalten, als dasjenige ist, das man sich nach

den besten, bis jetzt bekannten, Quellen von ihm entwirft.

Lieset man die Werke des Aeneas Sylvius, nachmaligen Pabstes Pius des Zweiten: so wird man hingerissen von der unendlichen Liebe, welche dieser Italiener für den Markgrafen Albrecht hatte, den er den deutschen Ulysses nennt. „In ihm," sagt er, „glänzen nicht nur alle Eigenschaften eines Soldaten und Feldherrn mit ausnehmender Anmuth, sondern auch Adel des Geschlechts, Größe der Gestalt, und Schönheit mit Kraft vereint; und seine Beredsamkeit macht ihn zu einem bewundernswürdigen und göttlichen Manne." Und so spricht Aeneas Sylvius nicht bloß an Einer Stelle seiner Werke von dem Markgrafen und nachmaligen Churfürsten, sondern so oft die Rede von ihm ist; und nichts ist erwiesener, als daß Beide sich ihr ganzes Leben hindurch zugethan blieben, und, so viel sie konnten, für einander wirkten.

Im Großen könnte man von Albrecht sagen, daß der Wirkungskreis, zu welchem er durch seine Geburt und durch den Willen seines Vaters berufen war, allzu klein für seine Kraft gewesen sey, daß er sich immer nach einem größeren gesehnt habe, und daß er in seinen Entwürfen nur deshalb gescheitert sey, weil die Hemmnisse, die ihn von allen Seiten umgaben, nicht zu besiegen waren. Sein Herz schlug, wo nicht für Europa, doch wenigstens für Deutschland; aber indem er unter den deutschen Fürsten nicht seines Gleichen fand, war es wohl kein Wunder, daß er bei dem in magnis voluisse sat est stehen bleiben mußte.

Zwei Dinge beschäftigten ihn, wie alle seine Zeitgenossen; nämlich: einmal die Opposition, worein man schon im 15ten Jahrhundert gegen das Pabstthum in beinahe allen europäischen Reichen trat; zweitens die Gefahr, welche dem deutschen Reiche vor und nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken bevorstand. Er selbst theilte die Opposition gegen das Pabstthum nicht; desto mehr aber die Besorgnisse für die Fortschritte der Türken. Das Bewußtseyn sagte ihm, daß von allen deutschen Fürsten niemand geschickter wäre, als er, die Eroberung von Konstantinopel entweder zu verhindern, oder erfolglos zu machen; und darum lag nichts mehr in seinen Wünschen, als daß ihm eine Armee anvertraut werde, die er gegen die Türken ins Feld führen könnte. Ein großer Theil seines Lebens wurde an die Verwirklichung dieses Wunsches gesetzt; aber dieser mußte unerfüllt bleiben, und ein ungarischer Hunyades und ein albanesischer Skanderbeg durften einen Ruhm davon tragen, der so leicht verdunkelt werden konnte, wenn Deutschland zu großen Thaten aufgelegt gewesen wäre.

Die Ursachen, warum es lieber das Aeußerste befürchten, als eine immer näher dringende Gefahr von sich abwenden wollte, lagen, wie immer, in seiner Verfassung, die, ein sehr mannichfaltiges Interesse gestattend, alle Einheit ausschloß. An der Spitze des Reichs stand Friedrich der Dritte aus dem Hause Habsburg, durch persönliche Eigenschaften allzu wenig ausgezeichnet, um irgend eine Autorität über die Reichsfürsten ausüben zu können, und durch den geringen Umfang seiner Erbstaaten (zu welchen damals weder Böhmen noch Ungarn

gehörte) noch mehr gelähmt. Unter seiner Regierung, die zum Unglück für Deutschland von nur allzu langer Dauer war, hatte die Willkühr der deutschen Fürsten einen nur allzu freien Spielraum; und mehr als jemals wurde Freiheit das Recht genannt, sich alles erlauben zu dürfen, was keine Strafe nach sich zieht. Indem nun jeder mit sich selbst beschäftigt, das gemeinschaftliche Interesse aber gänzlich verschwunden war, mochte der Markgraf Albrecht die Genehmigung des Kaisers zu allem haben, was er sich durchzuführen getrauete: eine solche Genehmigung konnte zu nichts führen, weil jeder Reichsfürst sich stärker fühlte, als der Kaiser es wirklich war. Nichts war unter diesen Umständen natürlicher, als daß alle Berathschlagungen vergeblich waren, und daß man nicht selten feindseliger auseinander schied, als man zusammengekommen war.

In diesem Betracht wird Albrechts Geschichte zu einer Geschichte des deutschen Reichs, und sein Biograph darf keine von den Hauptscenen, welche sich, vom Jahre 1554 an, auf Veranlassung der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, in Deutschland darstellten, mit Stillschweigen übergehen: wie der Reichstag zu Regensburg, auf welchem der Herzog Philipp von Burgund erschien, durch das Ausbleiben des Kaisers unter den nichtigsten Vorwänden, vereitelt wurde; wie, bei der nächsten Zusammenkunft der deutschen Fürsten zu Frankfurth, durch die Dazwischenkunft des deutschen Ordens, die Berathschlagungen eine unerwartete Wendung nahmen; wie der Reichstag zu Neustadt, welchem der Kaiser mit vielen ungarischen Magnaten beiwohnte, durch die uner-

wartete Nachricht von dem Tode Nikolaus des Fünften und der Erhebung Calixtus des Dritten auf den päbstlichen Stuhl unterbrochen ward, indem die Frage entstand, ob man den neu erwählten Pabst anerkennen müsse, oder nicht? wie, als die Gefahr sich immer näher und näher wälzte, und Mahomed der Zweite bereits Belgrad zu erobern strebte, und Calixtus der Dritte, voll Herzensangst, Indulgenzen für alle Diejenigen bekannt machte, welche die Waffen gegen die Türken ergreifen würden, auf dem Reichstage in Nürnberg ein großer Streit darüber entstand, ob man die päbstliche Bulle bekannt machen solle, da der römische Hof seine in dem Konkordat von 1448 gegebenen Verheißungen nicht erfüllt habe, und wie darüber Alles auseinander ging; wie auf dem nächsten Reichstage zu Frankfurth dieselben Klagen über die Anmaßung der Päbste erneuert wurden, u. s. w. Alles dieses ist höchst merkwürdig für die Schicksale der deutschen Nation; es ist aber nicht minder merkwürdig für das Schicksal eines Individuums, das, indem es das Bessere will, sich überall gehemmt fühlt.

Nicht die glänzendste, wohl aber die versprechendste Periode für Albrecht, trat mit dem Augenblick ein, wo Calixtus der Dritte starb, und eben der Aeneas Sylvius, der, als Staatsrath des Kaisers, als Bischof von Trient und als Kardinal, immer sein Freund gewesen war, den päbstlichen Stuhl bestieg. Jetzt, oder niemals, mußten Albrechts Wünsche, in Beziehung auf einen Feldzug gegen die Türken, erfüllt werden. Wären nur die Verwickelungen in Europa minder groß gewesen!

Aeneas Sylvius that zwar alles, was in seinen Kräften stand, die christliche Welt mit sich selbst zu versöhnen, weil dies einem Kreuzzuge gegen die Türken vorangehen zu müssen schien; allein der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht. Indem er sich der Nachkommen Ferdinands des Gerechten, als rechtmäßiger Besitzer des Thrones von Neapel, annahm, beleidigte er Frankreich, welches die Ansprüche des Herzogs von Anjou auf diesen Thron vertheidigte. Vergeblich sandte er den Kardinal Bessarion nach Deutschland, um Reichsfürsten mit einander zu versöhnen, welche Feinde waren in Kraft einer Verfassung, die sich mit keiner Einheit vertrug. Auf den deutschen Kaiser zürnte der König von Ungarn, weil er sich geweigert hatte, die von der Mutter Ladislaus des Fünften zu Wien niedergelegte Krone des heil. Stephanus zurück zu geben; und mit den österreichischen Herzögen Albrecht dem Vierten und Siegismund dem Ersten, zugleich mit den Herzögen von Baiern, dem Churfürsten von Mainz und dem Pfalzgrafen vom Rhein, war der König von Böhmen in einer Verschwörung begriffen, welche nichts geringeres zum Gegenstande hatte, als die Absetzung des Kaisers, der von rebellischen Vasallen in Oesterreich geängstigt wurde.

In einer solchen Lage der Dinge ließ sich nicht viel ausrichten. Indeß gelang es doch dem Pabste, zu Mantua eine Versammlung der Fürsten und Prälaten zu Stande zu bringen, wiewohl die meisten von ihnen nicht persönlich erschienen, sondern nur ihre Gesandten schickten. Zuerst entwickelte sich ein heftiger Streit über den Vorrang. Als dieser beigelegt war, trat der Pabst als

Redner auf. Die europäischen Angelegenheiten wurden diesmal auf eine Weise verhandelt, wie niemals; und obgleich Pius der Zweite kein Demosthenes oder Cicero war, so machte er doch einen so starken Eindruck auf seine Zuhörer, daß alle mehr oder weniger erschüttert wurden. Die Deutschen versprachen, das Kreuz zu nehmen, und Kaiser Friedrich der Dritte, zum Generalissimus ernannt, erhielt von dem Pabste einen geweiheten Hut und Degen. Was dabei der Hintergedanke des Pabstes war, ließ sich nicht verkennen; seine Liebe und Achtung für den Markgrafen Albrecht war allzu bekannt, und sein Uebergewicht über Friedrich den Dritten allzu entschieden, als daß nach seiner Idee die Reichsfeldherrn-Stelle irgend einem anderen zu Theil werden könnte, als dem Markgrafen Albrecht.

Endlich also schien sich alles einem glücklichen Ausgange zu nähern; und doch blieb alles in dem alten Gleise. Der Markgraf hatte sich anheischig gemacht, die Reichsfeldherrn-Stelle zu übernehmen, wenn das Reich dreißigtausend Mann zu Fuß und zehntausend Mann zu Roß — damals eine sehr große Armee — aufbringen wollte. Hierüber aber konnte nur ein neuer Reichstag entscheiden. Dieser wurde zu Nürnberg veranstaltet. Schon hatten sich die Fürsten versammelt; schon sollte der Feldzug gegen die Türken zur Sprache gebracht werden, als der Herzog Ludwig von Baiern-Landshut die kaiserliche Vollmacht zu sehen verlangte, vermöge welcher dem Markgrafen Albrecht die Ausübung des Landgerichts in Franken übertragen war; und da der Markgraf kein Bedenken trug, sie vorzuweisen, so ward die Kühnheit,

womit der Herzog sie vor den Augen der ganzen Versammlung zerriß, das Signal zu einem Reichskrieg. Der Kaiser erklärte den verwegenen Herzog in die Reichsacht, und dem Markgrafen Albrecht ward der Auftrag, diese Acht zu vollziehen. Vergebens warf sich der Pabst ins Mittel. Im Bunde mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Ersten, und stolz auf den Beistand des Königs von Böhmen, fiel Herzog Ludwig in Franken ein, und verheerte dies Land; unterstützt von dem Churfürsten von Mainz, von dem Pfalzgrafen Ludwig von Weldenz, und von dem Grafen Ludwig von Würtemberg, verheerte der Markgraf die Länder seines Gegners. Man nannte dies den Krieg zwischen Rom und Karthago, weil der Herzog von Baiern die Rolle eines Hannibals, der Markgraf Albrecht die eines Scipio zu spielen schien. Der Krieg dauerte fort, bis endlich durch die Bemühungen des Kardinal-Erzbischofs zu Augsburg, Peters, und des Herzogs Wilhelm von Sachsen, ein erträglicher Friede zu Stande gebracht wurde. So wüthete Deutschland in diesen Zeiten gegen sich selbst; so war die Politik seiner Fürsten nur die des Augenblicks und der unmittelbaren Nothwendigkeit; so erstickte seine Verfassung jede große, das gewöhnliche Maaß überschreitende Tugend in ihrem Entstehen; so war eben diese Verfassung die erste und natürlichste Ursache von der Niederlassung der Türken in Europa, und von allen den Erscheinungen, welche in der Folge daraus hervorgingen.

Kaum war jener Krieg beendigt, als der vom Pabste über den Churfürsten Dietrich von Mainz ausgesprochene Bann einen neuen Krieg herbeiführte, und zugleich die

Meinung verbreitete: „Der römische Stuhl predige den Kreuzzug gegen die Türken nur, um Deutschland unter einem schicklichen Vorwande seiner Schätze zu berauben.“ Dieser Meinung trat Pius der Zweite zwar durch die Erklärung entgegen, daß er, um den christlichen Fürsten das Beispiel großmüthiger Aufopferung zu geben, entschlossen sey, sich selbst wider die Türken einzuschiffen; allein, indem der Pabst durch seine Kränklichkeit an der Ausführung eines so heroischen Entschlusses verhindert wurde, verlor sich der Gedanke eines ernstlichen Feldzuges gegen die Feinde der Christenheit immer mehr in die Vorstellung von der Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens; und so geschah es, daß Pius nach vielen vergeblichen Versuchen, Mahomed den Zweiten mit den Waffen in der Hand über den Bosphorus zurückzutreiben, damit endigte, daß er dem Großsultan jenen berühmten Brief schrieb, worin er, gleich dem Versucher im Evangelio, dem türkischen Kaiser alle Herrlichkeiten der Welt versprach, wenn er — sich taufen lassen wollte. Der tiefste Unwille über die Fahrlässigkeit der deutschen Fürsten hatte ihm diesen Brief eingegeben, in welchem er seine große Beredsamkeit vergeblich verschwendete.

Erschöpft von Lebensgenuß, beschwerlichen Reisen und anstrengenden Geistesarbeiten, starb Pius der Zweite den 14 August 1464 in einem Alter von 59 Jahren. Mit ihm verlor der Markgraf Albrecht die erste Stütze seines politischen Wirkens. Zwar blieb ihm das Vertrauen des Kaisers; da aber Friedrich der Dritte in sich selbst allzu schwach war, um noch etwas mehr als die Autorität eines Titels geben zu können: so hielt es der

Markgraf nicht länger der Mühe werth, sich in der Theilnahme an den großen europäischen Angelegenheiten abzumatten. Er, den seine ritterlichen Thaten in ganz Deutschland berühmt gemacht hatten; er, von dem die Meinung vorherrschte, daß er aller deutschen Fürsten Kraft und Witz in sich vereinige, hatte den guten Willen, sich auf die Regierung seines kleinen Staates (des Frankenlandes unterhalb des Gebirgs) zu beschränken. Wäre sein Genius nur nicht stärker gewesen, als sein Vorhaben! Allzu anziehend war ihm die Welt durch seine Verbindungen mit dem Kaiserhof auf der einen, und mit dem römischen Hof auf der anderen Seite geworden, als daß er seine Theilnahme an den Begebenheiten Europa's und Deutschlands hätte unterdrücken, oder auch nur beschränken können; und je herrlicher seine Natur in den ersten Anlagen war, desto weniger konnte er sie bändigen und zu den hergebrachten Genüssen der Hofhaltung herabstimmen. Die Reichstage wenigstens mußte er besuchen, wenn er sich als Fürst fühlen sollte. Selbst als im Jahre 1469 der Churfürst Friedrich der Zweite, voll Liebe für sein Geburtsland, ihm die Regierung der Mark abtrat und sich mit einem jährlichen Einkommen von 6000 Gulden nach Plassenburg in Franken zurückzog, veränderte der vergrößerte Wirkungskreis sehr wenig an seinen Neigungen. Die Mark sah ihn nur von Zeit zu Zeit, wiewohl er sie nie aus den Augen verlor, und das Eigenthum seines Hauses durch den Ankauf von Crossen, Züllichau und Sommerfeld vermehrte. Nach sechs Jahren trat er die Regierung an seinen Sohn, jenen Johann ab, der, wegen seiner schönen Gestalt, der

Große, und wegen seiner ausnehmenden Beredsamkeit, der deutsche Cicero genannt wird; gerade hierdurch seine Neigungen am meisten an den Tag legend.

Er starb, wie er immer gelebt hatte, wirkend für das Allgemeine. Auf dem Reichs- und Wahltage zu Frankfurt am Main, im Jahre 1486, überraschte ihn der Tod in einem Alter von 72 Jahren. Sein Eingeweide ward in dem Prediger-Kloster beigesetzt, das er während seines Aufenthalts zu Frankfurt täglich besucht hatte; den Leichnam begleitete Maximilian mit den sämmtlichen Reichsständen nach Heilbronn in das Erbbegräbniß seines Hauses, so die Tugend eines großen Mannes ehrend. Zu Heilbronn zeigte man, lange nach seinem Tode (vielleicht noch jetzt), den Neugierigen seinen Schädel und seine Beinknochen; jenen von ungemein schöner Wölbung und ohne sichtbare Fuge; diese, um einen guten Zoll länger, als die der größten Männer.

Es war in jenen Zeiten hergebracht, daß jeder Fürst seinen Denkspruch oder Symbolum hatte. Das des Churfürsten Albrecht war: Gott lehre uns das Beste; und was er auch selbst dabei denken mochte — denn hierüber läßt sich schwerlich etwas bestimmen — so enthält es doch einen tiefen Sinn, der Jeden, welcher ihn zu ergründen vermag, mit Ideen des Guten und Schönen erfüllen muß.

Noch jetzt lebt und wirkt der deutsche Achilles unter uns. Sein Werk ist die testamentarische Verordnung von 1473, die noch jetzt ein Fundamental-Gesetz seines Hauses ist. Ahnete er den zukünftigen Glanz seines Hauses? Wollte er die Heldenseele, welcher seine Zeitgenossen

keine

keine Entwickelung gestatteten, durch ein organisches Gesetz, seinen Enkeln und Urenkeln vermachen? Wir wissen nur so viel, daß seine Heldenseele zugleich eine fromme Seele im edelsten Sinne dieses Wortes war; und was mit einer solchen möglich ist, unterliegt niemals irgend einer Berechnung. Genug, daß das Gesetz, welches die Succession des Hauses Brandenburg ordnet, von dem deutschen Achilles herrührt; und daß es kein bloßer Zufall seyn kann, daß dieses Gesetz bisher mit Gewissenhaftigkeit befolgt worden ist, und die größten und heilsamsten Wirkungen hervorgebracht hat. Des Menschen Thaten stehen nicht in seiner Gewalt; dazu bedarf es günstiger Umstände. Aber bisweilen wiegt ein einziger Gedanke, eine einzige hochherzige Gesinnung, die glänzendsten Thaten auf, und wirkt, noch mehr wie diese, durch Jahrhunderte fort.

Kardinal Dubois.

Wenige von den Personen, welche in dem letzten Jahrhunderte eine ausgezeichnete Rolle gespielt haben, sind noch mehr verschrieen, als der Kardinal Dubois. Den ersten bösen Ruf haben Memoiren-Schreiber ihm gemacht. Unter diesen sagt der Herzog von St. Simon von ihm: „Dubois war ein kleiner hagerer Mann, der die Miene eines Hausmarders hatte. Meineid, Geiz, Schwelgerei, Ehrsucht, niederträchtige Schmeichelei, kurz, alle Laster stritten in ihm um die Oberherrschaft. Trotz eines künstlichen Stammelns, zu welchem er sich gewöhnt hatte, um Andere desto besser errathen zu können, würde er wegen seiner lehrreichen, blühenden und gefälligen Unterhaltung gesucht worden seyn, wäre alles dies nicht verdunkelt worden durch einen Dampf von Falschheit, der aus allen seinen Poren hervorbrach, und sogar seine Fröhlichkeit niederschlagend machte.“ Ein solches Bildniß nennt man in der Regel getroffen, weil man geneigter ist, an das Laster zu glauben, als an die Tugend. Duclos fügt einen schändenden Zug hinzu, indem er behauptet: „Dubois sey von England durch ein Jahrgehalt von 40,000 Pfund Sterling bestochen gewesen.“ Eine Frau von Hautefort, bei welcher Dubois eine längere Zeit gewohnt hatte, soll von ihm gesagt haben: „sie wolle das erste wahre Wort, das aus dem Munde dieses kleinen Abbé gehen werde, in einen Rahmen fassen lassen.“ Zugleich erzählt man von der

Mutter des Prinzen, durch welchen Dubois seine Bedeutsamkeit erhielt, „sie habe ihren Sohn beim Antritt seiner Regentschaft um die einzige Gefälligkeit gebeten, den Abbé Dubois, den sie für den größten Schurken auf der Welt halte, zu keiner Anstellung im Staatsdienst gelangen zu lassen." Bei dem allen kann und mag man nicht leugnen, daß Ludwig der Vierzehnte den Abbé Dubois werth gehalten; daß dieser Abbé den nachmaligen Herzog von Orleans gründlicher unterrichtet habe, als Prinzen unterrichtet zu werden pflegen; daß eben dieser Abbé, sein ganzes Leben hindurch sehr nüchtern und sehr besonnen gewesen sey, und daß er, als Geschäftsmann, eine Thätigkeit bewiesen habe, worin er von Wenigen übertroffen worden. Selbst seine Verdienste um den französischen Staat kann man ihm nicht streitig machen, sofern er als der vorzüglichste Urheber jener Tripel-Allianz gedacht werden muß, welche Frankreich aus einer großen Krisis rettete. Seiner Falschheit steht seine Heftigkeit, seiner Liederlichkeit seine Nüchternheit und Arbeitsamkeit, und seinem unmäßigen Ehrgeize seine wiederholte Erklärung gegen Fontenelle, einen der achtungswerthesten Gelehrten seiner Zeit, entgegen: „daß er lieber mit einer Haushälterin und 500 Franken Einkünfte im fünften Stockwerk leben möchte."

Wie soll man sich aus allen diesen Widersprüchen herausfinden? wie, da jeder vorzüglichere Mensch irgend einen Kern hat, der seinen wahren Charakter ausmacht, den wahren Charakter des Kardinals Dubois entdecken?

Was die angeführten Autoritäten betrifft, so lassen sie sich leicht entkräften. Der Herzog von St. Simon

geht in seinem Urtheil von dem Gedanken aus, daß der Herzog von Orleans den Charakter, welchen er als Regent von Frankreich offenbarte, Keinem so sehr verdanke, als dem Kardinal Dubois, der in einer früheren Periode sein Erzieher gewesen war; allein, ohne hier auf eine Würdigung des Charakters dieses Herzogs einzugehen, kann man im Allgemeinen sagen: dieser Gedanke sey falsch, weil kein Individuum, als Lehrer und Erzieher, den Charakter eines anderen Individuums so übermächtig bestimmen kann, daß die erste Anlage darüber verloren gehen sollte. Indem Duclos von Bestechlichkeit spricht, hat er zweierlei unerwogen gelassen: nämlich einmal, wie viel es mit einer Pension von 40,000 Pfund Sterling auf sich hat; zweitens, daß Frankreich um die Zeit, wo die Tripel-Allianz unterhandelt wurde, in einer solchen Lage war, daß Dubois sich glücklich schätzen mußte, seinen Zweck auch ohne Jahrgehalt von Seiten der Engländer erreicht zu haben. Die gute Frau von Hautefort, bei welcher Dubois wohnte, mochte sich sehr viel Mühe geben, den so eng mit dem Hofe verflochtenen Abbé zu Geständnissen aller Art zu bewegen; und da ihre Bemühungen so gar vergeblich waren, so war wohl nichts natürlicher, als daß sie ihrer Wahrheitsliebe zulegte, was ihrem Verstande an Feinheit abging. Die Mutter des Herzogs von Orleans war in ihrer Jugend eine der geachtetesten Frauen in Frankreich; aber sie war eine entschiedene Feindin des Abbé Dubois von dem Augenblick an, wo Ludwig durch ihn die Vermählung des Herzogs von Chartres, nachmaligen Herzogs von Orleans, ihres Sohnes, mit dem Fräulein von Blois,

seiner legitimirten Tochter, zu Stande gebracht hatte. Alle diese Personen urtheilten also nach ihren Leidenschaften und ihrer Begränzung über Dubois; und will man gegen diesen Mann gerecht seyn, so muß man den Anfang damit machen, daß man auf ihre Autorität keinen höheren Werth legt, als sie verdient. Weit kompetenter und zuverlässiger scheint das Urtheil Ludwigs des Vierzehnten zu seyn, der, als der Abbé aus England, (wohin er, man weiß nicht in welcher Absicht, gesendet worden), zurückgekommen war und sich über den Marschall Tallard, damaligen französischen Gesandten am Londoner Hofe, beklagte, ihn mit den Worten tröstete: „Da sehen Sie, mein lieber Abbé, was es mit allzu vielem Verstand auf sich hat; mit Ihrem Verdienst kann man nicht durch die Welt kommen, ohne sich Händel zuzuziehen."

Was wir jetzt zuerst bemerken müssen, ist: daß, wenn die sieben letzten Lebensjahre Dubois in eben der Dunkelheit verflossen wären, worin die sechzig ersten verflossen waren, dieser Mann nie ein Gegenstand des öffentlichen Urtheils geworden seyn würde. Welch ein bedeutender Zeitraum sind 60 Jahre in dem Leben eines Menschen! Und doch weiß man in Ansehung desselben von Dubois nichts weiter zu sagen, als daß er der Sohn eines Apothekers in dem kleinen Städtchen Brives-la-Gaillarde im Limousin war; daß seine Armuth ihn nach der Hauptstadt führte; daß er, als ein junger Mensch von guten Fähigkeiten, die Erlaubniß erhielt, in dem Collegio von St. Michel, sonst Pompadour genannt, zu studiren; daß er, nach Vollendung seiner Studien, als

Abbé Hofmeisterdienste leistete, erst in dem Hause eines Kaufmanns Maroy, dann in dem des Präsidenten Gourgues, dann in dem des Marquis von Pluvant, Garderoben-Meisters von Monsieur, zuletzt, durch die Empfehlung des eben genannten Marquis, bei dem jungen Herzog von Chartres; daß er sich in dem letzteren Verhältnisse die Achtung, sowohl seines Zöglings als aller Derjenigen erwarb, welche ein Interesse hatten, die Gunst des jungen Herzogs mit ihm zu theilen; daß er den Hof Ludwigs des Vierzehnten durch die mit seinem Zöglinge angestellten Prüfungen in Erstaunen setzte; daß er, wie schon oben erwähnt ist, der Urheber der Vermählung seines Zöglings mit dem Fräulein von Blois war, um sich den Wünschen des Königs zu bequemen; daß er den Herzog von Chartres begleitete, als dieser seine erste Waffenprobe unter dem Marschall von Luxemburg machte, und dem Herzog den ersten Ruf dadurch verschaffte, daß er ihn bewog, seine Equipagen zum Besten der in der Schlacht von Steinkirchen Verwundeten zu gebrauchen; daß sein Bericht von dieser Schlacht Ludwig dem Vierzehnten sehr gefiel und ihm die Gunst des Marschalls von Luxemburg erwarb; daß jener König ihn nach England sandte, von wo er, auf Betrieb des Marschalls von Tallard, sehr bald zurückberufen wurde; daß er, während des spanischen Successionskrieges, den Herzog von Orleans nach Spanien begleitete, trotz den Wünschen der Prinzessin Ursini, welche ihn fürchtete; und daß er seinem ehemaligen Zögling immer lieb und werth blieb. Ein sechzigjähriges Leben, von welchem sich nicht mehr aussagen läßt, ist gewiß als sehr unschuldig

zu betrachten, und bringt man dabei noch in Anschlag, daß Dubois von einer schwachen Constitution war, so begreift man weder, wie ihm Ausschweifungen aller Art zur Last gelegt werden können, noch wie es ihm möglich geworden sey, die Achtung des Herzogs von Orleans durch Nachgiebigkeit gegen heftige Leidenschaften zu fesseln.

Nur zweierlei stellt sich dem nachdenkenden Beobachter als Erklärungsgrund dar, wenn es darauf ankommt, den üblen Ruf zu begreifen, der sich seit beinahe einem Jahrhundert nicht von dem Namen Dubois getrennt hat. Das erste ist seine niedrige Geburt; das zweite seine Profession als Geistlicher. Man konnte es dem Sohne eines Apothekers in Brives-la-Gaillarde nicht verzeihen, daß es ihm gelungen war, sich durch eigene Kraft zuerst zu dem Amte eines Staatsraths, dann zu der Würde eines Erzbischofs und Kardinals, zuletzt zu der eines Premier-Ministers emporgeschwungen zu haben; und man konnte es eben so wenig verzeihen, daß ein Mann, der, seinem Stande nach, ein Geistlicher war, den Ideen, welche man mit demselben zu verbinden pflegt, so wenig entsprach, daß er in der Welt nur die Welt sah, und da, wo er in dem Geiste der Theokratie hätte walten sollen, immer nur im Geiste der Kosmokratie waltete. Was nun seine Geburt betrifft, so sind wohl alle diejenigen, welche von ihm weder verdrängt noch in den Schatten gestellt worden sind, darin einverstanden, daß er sie nicht zu verantworten hatte, und daß es die erste aller Lächerlichkeiten war, in Beziehung auf ihn unaufhörlich den Sohn eines Apothekers

aus Brives-la-Gaillarde geltend zu machen. In Ansehung seiner Weltansicht aber könnte man bemerken, daß es gar nicht von ihm abhing, wie er dieselbe bilden wollte, daß er ein Produkt des Achtzehnten Jahrhunderts war, und daß, wenn in der Verwickelung des Geistlichen mit dem Weltlichen, wie es in allen katholischen Reichen Statt findet, das Letztere über das Erstere auch in ihm den Ausschlag gab, er hierin sich durchaus nicht von seinen Vorgängern (einem Mazarin, Richelieu u. s. w.) unterschied, es sey denn insofern als diese nicht Apothekerssöhne waren. Die Urtheile, welche wir über Andere fällen, drehen sich gewöhnlich um Dinge, die wir uns klar zu machen kein Interesse haben; und um den Egoismus, der in diesen Urtheilen liegt, zu verschleiern, appelliren wir an ein sittliches Ideal, das, wie achtungswerth es auch in sich seyn möge, nie ganz verwirklicht worden ist, noch jemals werden kann.

Dubois Erhebung zu den ersten Staatsämtern war allerdings die Folge seiner früheren Verhältnisse zu dem Herzog von Orleans; allein als solche war sie auch ganz zufällig, außer etwa in sofern, daß der Herzog von Orleans niemand kannte, auf dessen Ergebenheit und richtige Beurtheilung der Dinge er sich mehr verlassen konnte. Ohne den Hintritt des Herzogs von Burgund, dieses Enkels Ludwigs des Vierzehnten, welcher ihm in der Regierung folgen sollte, und ohne die Minderjährigkeit seines Sohnes, des nachmaligen Königs Ludwigs des Funfzehnten, wäre nach Ludwigs des Vierzehnten Tode an keine Regentschaft, und folglich auch an kein Emporkommen eines bisher für gleichgültig geachteten

Abbé zu denken gewesen; und wenn man annehmen wollte, der Abbé Dubois sey seinem ehemaligen Zögling ergeben geblieben, um durch ihn seinen Ehrgeiz zu befriedigen, so würde dies eine der allerabgeschmacktesten Hypothesen seyn, welche man machen könnte. Selbst im Traume hatte Dubois die große Rolle, die er von 1716 bis 1723 spielte, nicht ahnen können; und was ihn auch an seinen ehemaligen Zögling, und diesen an ihn fesseln mochte: so war es doch wahrlich nicht die glänzende Lage, worin sich Frankreich nach dem Tode Ludwigs des Vierzehnten befand. Es gehörte sogar ein nicht geringer Grad von Heroismus dazu, in dieser Lage nicht an der Rettung Frankreichs zu verzweifeln.

Zwar hatte dies Reich, durch die Verträge von Utrecht und Baden, den Frieden zurück erhalten, und Ludwig der Vierzehnte den Rest seines Lebens dazu angewendet, die Ansprüche Philipps des Fünften, Königs von Spanien, und Karls des Sechsten, Kaisers der Deutschen, auszugleichen; allein die natürlichen Wirkungen anhaltender Kriege waren nicht sogleich aufzuheben. In Frankreich selbst lag alles danieder: Handel und Gewerbe stockten; die sämmtlichen Staatseinkünfte waren verpfändet; gänzlich verschwunden aber war der Kredit der Regierung. Noch trostloser erschienen Frankreichs politische Verhältnisse. In Großbritannien schrieen die Whigs über die Verderblichkeit des Utrechter Friedens für England; und so groß war das Uebergewicht dieser Parthei, daß Georg dem Ersten, der seit einiger Zeit an der Stelle der Königin Anna regierte, kaum noch etwas anderes übrig blieb, als demselben zu folgen. In Bezie-

hung auf Spanien hatte Ludwig der Vierzehnte seine Absicht so wenig erreicht, daß die Pyrenäen mehr als jemals eine Scheidewand bildeten. Philipp der Fünfte haßte den Regenten von Frankreich, weil dieser in einer kritischen Periode, wo Philipp im Begriff gewesen war, Europa zu verlassen und nach Amerika zu gehen, den Muth gehabt hatte, sich die Krone Spaniens aufsetzen zu wollen. Dazu kam, daß Philipp seit seiner zweiten Vermählung mit einer farnesischen Prinzessin, unter der Leitung des Kardinals Alberoni stand, der sich herausnahm, Spaniens Schicksal nach eigenen Ansichten bestimmen zu wollen. Nicht zufrieden mit dem Besitz der pyrenäischen Halbinsel und den spanischen Koloniecn in Amerika und Asien, glaubte der Hof von Madrid es nicht verschmerzen zu dürfen, daß die Königreiche Neapel und Sardinien, die spanischen Festungen an der Küste von Toskana (Porto-Longone allein ausgenommen), das Herzogthum Mailand und die katholischen Niederlande ihm durch den deutschen Kaiser, mit Hülfe der Engländer und Holländer, entrissen worden waren. Und so wie Philipp gern die ganze Erbschaft Karls des Fünften wieder vereinigt hätte; eben so berechnete sich der deutsche Kaiser als Verlust, was ihm daran fehlte; und obgleich dem Successionskriege die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht zum Grunde gelegen hatte, so war diese Idee doch in keiner der betheiligten Mächte so lebendig geworden, daß sie ihre Forderungen danach begränzt hätte. In dieser Stimmung war auf keinen dauerhaften Frieden zu rechnen; und, wie sehr auch Frankreich das Bedürfniß desselben empfinden mochte: so

war doch der Wiederausbruch des Krieges als ganz nahe zu betrachten, wofern man nicht Mittel fand, Europa's Gestalt, so wie sie durch das Verhältniß des deutschen Kaisers zu den Seemächten bestimmt war, von Grund aus zu verändern. Dies war also die Aufgabe, welche der Regent, in Vereinigung mit seinem Vertrauten, zu lösen hatte.

Hier nun ließen sich unstreitig mannichfaltige Combinationen machen; aber die Hauptsache war, den rechten Punkt zu treffen. Obgleich Spanien, nach Ludwigs des Vierzehnten Idee, für alle Zeiten der natürliche Verbündete Frankreichs seyn sollte: so war doch der sogenannte Familien-Pact in seinem ersten Entstehen zerrissen, theils durch den Haß Philipps gegen den Regenten von Frankreich, theils durch den Ehrgeiz Alberoni's, der sich das Verdienst erwerben wollte, alle im Successionskriege verlornen Staaten an Spanien zurück zu bringen, und zu diesem Endzweck seinen König glauben machte, durch die Regentschaft des Herzogs von Orleans sey seinen Rechten Abbruch geschehen, sofern Er der natürliche Vormund des Königs von Frankreich wäre. Hindernisse dieser Art waren schwer zu überwinden. Wären sie es aber auch nicht gewesen: so würde ein besonderes Bündniß zwischen Frankreich und Spanien, um diese Epoche, unzweckmäßig gewesen seyn, weil es dem Regenten die Verbindlichkeit aufgelegt hätte, gegen den Frieden von Utrecht zu handeln, der als die Rettung Frankreichs betrachtet wurde. Wo aber konnte man außerhalb Spanien den Stützpunkt finden, dessen man bedurfte? Gewiß nicht zu Wien. Denn, auch abgesehen von der

Nebenbuhlerei, welche seit so langer Zeit zwischen den Häusern von Oesterreich und Frankreich Statt gefunden hatte, würde man von dem Regenten Dinge gefordert haben, welche dem Interesse Spaniens entgegen gewesen wären; und die unmittelbare Folge davon wäre eben der Krieg gewesen, den man zu vermeiden so große Ursachen hatte. Man würde aber auch nicht zum Ziele gekommen seyn; denn der österreichische Hof würde sich durch ein Bündniß mit Frankreich genöthigt gesehen haben, den Vortheilen zu entsagen, welche seine Verbindung mit England und Holland mit sich brachte; Vortheile, welche er für die Behauptung seiner Eroberungen in Italien nicht entbehren konnte. Alles gehörig erwogen, blieb dem Regenten nichts anderes übrig, als entweder vereinzelt zu bleiben, oder sich England zu nähern. Der erste von diesen Entschlüssen war mit großen Gefahren verknüpft; und dann, welcher Anfang für eine neue Regierung für den Nachfolger Ludwigs des Vierzehnten, für den Chef eines großen Staats, sich außer aller politischer Berührung zu befinden, und mitten in Europa vereinzelt zu seyn! War es also möglich, Englands Haß zu überwinden, so mußte es aus allen nur möglichen Gründen geschehen; denn von England unterstützt, hielt man nicht nur Oesterreich und Holland im Zaum, sondern vernichtete auch alle Entwürfe des Hofes von Madrid, indem man zugleich die innere Ruhe des Reiches sicherte. Allein, wie damit zu Stande kommen? wie zugleich den Haß Georgs des Ersten und den der englischen Nation entwaffnen? Georgs des Ersten Haß drehete sich um zwei Dinge, nämlich um die Nichtaner-

kennung der Thronfolge des Hauses Hannover, und um den Schutz, welchen Frankreich dem Prätendenten (Jakobs des Zweiten Sohn) gewährte. Ueber beide Punkte war Nachgiebigkeit möglich. Zwar hatte Ludwig der Vierzehnte dem vertriebenen Könige von England auf dessen Sterbebette versprochen, sich seiner Rechte auf den englischen Thron fortdauernd anzunehmen; allein dieses Versprechen legte weder Ludwigs Nachfolger, noch demjenigen, der in dessen Namen regierte, die Verbindlichkeit auf, jene Rechte auf Kosten des erschöpften Frankreichs zu vertheidigen; es war als ein bloßer Akt persönlicher Großmuth zu betrachten. Der Haß des englischen Volks hatte einen ganz anderen Grund. Ludwig der Vierzehnte hatte im Utrechter Friedensvertrag die Verbindlichkeit übernommen, den Hafen von Dünkerken zu zerstören; und hierin hatte er Wort gehalten. Da ihm aber durch denselben Friedenstraktat keinesweges die Verbindlichkeit aufgelegt war, keinen andern Hafen an die Stelle des zerstörten zu bringen: so war er auf den Gedanken gerathen, Dünkerken durch Mardyk zu ersetzen. Nun waren es die angefangenen Werke von Mardyk, welche in dem brittischen Parliament ein unaufhörliches Geschrei über die Verletzung des Traktats von Utrecht unterhielten. Sollte man auch diesem Geschrei nachgeben? Die National-Ehre schien das Gegentheil zu verlangen. Indeß war in Betrachtung zu ziehen, daß selbst dann, wenn kein Bündniß zwischen England und Frankreich möglich war, der neue Hafenbau aus Mangel an Geldmitteln aufgegeben werden mußte, und daß man folglich in dieser Hinsicht nur ein scheinbares Opfer brachte.

Indem nun Dubois, welchen der Herzog von Orleans unmittelbar nach dem Antritt seiner Regentschaft zum Staatsrath ernannt hatte, Frankreichs politische Lage von dieser Seite auffaßte, und folglich die Blicke des Regenten vorzüglich auf England richtete, rechnete er, für die Erreichung seiner Zwecke, am meisten auf die Freundschaft des Lord Stanhope, dessen Vertrauen er sich in einer früheren Periode erworben hatte, und der seit einiger Zeit Georgs des Ersten Liebling war. Zwar gehörte dieser Lord auf eine auffallende Weise zur Parthei der Whigs, welche Frankreichs Feinde waren; aber Dubois hatte, während seines Aufenthalts in England, nur allzu oft Gelegenheit gehabt, die Wandelbarkeit des brittischen Partheigeistes zu beobachten, um sich durch jenen Umstand abschrecken zu lassen. Es ist hier nicht der Ort, den Gang zu beschreiben, welchen die Unterhandlung nahm; *) genug sie gelang, und sie gelang besonders dadurch, daß Dubois die Reise, welche Georg der Erste, begleitet von Mylord Stanhope, im Jahre 1716 nach Hannover machte, benutzte, um sich nach

*) Wer sich davon genauer unterrichten will, muß die vor kurzem in Paris erschienenen Mémoires secrets du Cardinal Dubois lesen, in welchen dieser Gang umständlich beschrieben ist. Diese Memoiren zeichnen sich nicht dadurch aus, daß ihr Herausgeber, M. L. de Sevelinges, die Vorurtheile zerstörte, welche bisher über den Kardinal Dubois im Schwange gewesen sind; wohl aber dadurch, daß darin, außer vielen ganz neuen Aufschlüssen über die Lage der Dinge nach Ludwigs des Vierzehnten Tode, Original-Aufsätze von dem Kardinal mitgetheilt werden, worin man nicht bloß den Staatsmann, sondern auch den Menschen in ihm kennen lernen kann, wenn man mit den nöthigen Sinnen dazu ausgerüstet ist.

dem Haag zu begeben, und daselbst, in seinen persönlichen Zusammenkünften mit dem englischen Minister, alle die Vorurtheile zu zerstören, welche das brittische Kabinet bis dahin gegen den Regenten unterhalten hatte. Frankreich erkannte die hannöversche Succession an, entfernte den Prätendenten, der noch vor kurzem von Avignon aus die Ruhe des brittischen Reichs in Schottland gestört hatte, über die Alpen, und entsagte dem Ausbau des Hafens von Mardyk; dafür aber erhielt er jene Tripel-Allianz, welche die Gestalt von Europa veränderte, alle bisher gegen Frankreich gemachten Entwürfe zum Scheitern brachte, und die Idee eines Gleichgewichts der politischen Macht in den Hintergrund stellte. Niemand hatte sich träumen lassen, daß ein gänzlich unbekannter Abbé so etwas zu Stande bringen könnte; und je mehr man davon überrascht war und auf neue Wendungen dachte, desto mehr blieb Dubois Verdienst im Dunkeln. *) Es dauerte aber nicht lange, so trat Oesterreich der Allianz zwischen Frankreich, England und

---

*) Nichts giebt über dies Verdienst so viel Aufschluß, als die eigenen Aufsätze des Kardinals, von welchen in den erwähnten Memoiren bedeutende Bruchstücke mitgetheilt worden sind; und es gereicht uns zum Vergnügen, dem Leser davon etwas mitzutheilen. Gleich in dem ersten Bruchstücke heißt es:

„Wußte man wohl, nachdem man sich die dreizehn ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts mit Erbitterung geschlagen, weshalb man die Waffen ergriffen, und sich so herzlich gehaßt hatte? Auf Veranlassung einer Erbfolge und eines Familienstreites beginnt man darüber zu schreien, daß es um das Gleichgewicht, die Sicherheit und Freiheit Europa's geschehen sey; und wir haben gesehen, daß es einen Augenblick gab, wo das Resultat dieses allgemeinen Schlachtens, der Umsturz aller dieser schö-

Holland bei, weil es darin das einzige Mittel sah, seine italienischen Staaten gegen die Angriffe Spaniens zu vertheidigen; und indem so aus der Tripel-Allianz eine Quadrupel-Allianz wurde, war das Mittel, Alberoni's Plane zu vernichten und seinen Sturz herbeizuführen, nur um so leichter gefunden.

Als

---

nen Dinge werden sollte. Hat man reiflich über die Wichtigkeit der Verträge nachgedacht, welche so vielen Nationen die Ruhe zurückgaben?"

In einem zweiten Fragment heißt es:

„Im Umgange mit Engländern habe ich Achtung und Freundschaft für sie gefaßt; aber es thut mir leid, daß in ihrem Lande, gerade wie in dem unsrigen, die persönlichen Affectionen der Staatsbeamten und ihr Partikulär-Vortheil, den Ausschlag über den Staatsvortheil geben. Die Oppositionsparthei trägt, um den Sturz der Minister herbeizuführen, kein Bedenken, mit den gehässigsten Beschuldigungen gegen sie zu Felde zu ziehen. Aber haben diese wüthenden Zungendrescher einen einzigen Fuß in die öffentliche Verwaltung gesetzt, so sieht man sie mit aller nur denkbaren Unempfindlichkeit gegen die Schande veränderter Gesinnung, in die Fußtapfen ihrer Vorgänger treten. Glücklicherweise für Frankreich, ist dies auch meinem sehr ehrenwerthen Freunde Lord Stanhope begegnet."

In einem dritten:

„Man macht dem armen Herrn von Clermont (Massillon) Vorwürfe darüber, daß er sich meiner angenommen hat. Mir selbst wirft man vor, daß ich nicht der Sohn eines Ducs und Pairs bin. Was kann ich thun? Ich werde den Herrn von Clermont so groß machen, daß die, welche ihn jetzt necken, sich um seine Gnade bemühen sollen. Was mich selbst betrifft, so bin ich ein gutes Reuterpferd, das sich durch keinen Lärm irre machen läßt. Hilft nichts anders, so werde ich einige Naseweise nach Brives la Gaillarde schicken, damit sie die Boutike meines Vaters gemächlicher betrachten können."

Als politische Schöpfung betrachtet, war die Tripel-Allianz von einer so eigenthümlichen Beschaffenheit, d. h. so sehr gegen alle hergebrachten Begriffe von Frankreichs natürlichem Verhältnisse zu England und zu den Staaten des festen Landes, daß sie nur durch ihren Urheber vertheidigt werden konnte. Es war daher kein Wunder, wenn der bisherige Staatsrath Dubois sich, allem französischen Familien-Interesse zum Trotz, in einen Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten, oder in einen Kabinetsminister verwandelte. Die bloße Nothwendigkeit mochte, bei Frankreichs Lage, so wie wir dieselbe oben geschildert haben, dazu bei weitem mehr beitragen, als die Dankbarkeit des Regenten, oder auch seine Vorliebe für Dubois. Inzwischen blieb ein merkwürdiger Umstand zurück, welcher nicht aus der Acht gelassen werden konnte. Der Abbé, welcher sich sehr gut mit dem Staatsrath vertragen hatte, vertrug sich nicht mit dem Staatsminister, indem zwischen beiden Titeln eine Kluft befestigt war, welche ausgefüllt werden mußte, wenn die Person, welche jenen führte, nicht lächerlich werden sollte. Auf der anderen Seite war der Familiengeist in Frankreich noch viel zu wirksam, als daß man einen Mann ohne Herkunft ganz plötzlich zu den ersten kirchlichen Würden hätte erheben können, ohne jenen Geist auf's empfindlichste zu beleidigen. Mochte der Regent hieran gedacht haben, oder nicht; genug, den Abbé konnte sein Kabinetsminister nicht los werden, und wollte er nicht unaufhörlich daran erinnert seyn, so mußte er, der niemals eine Weihe empfangen hatte, zur Würde eines Erzbischofs und Kardinals emporsteigen.

Erzählt wird, der Prinz-Regent habe auf die Bewerbung seines Ministers um das Erzbisthum Cambray mit den Worten geantwortet: ob er toll sey, und wie er glauben könne, daß irgend Jemand ihn zum Priester weihen werde? Möglich, daß dies ein Gegenstand des Scherzes zwischen beiden werden konnte; indeß erkannte der Regent die Vortheile, welche er der Tripel-Allianz verdankte, gewiß allzu gut, um einen Mann, den er bereits zu seinem Kabinetsminister gemacht hatte, im Ernste eine abschlägige Antwort zu geben, sofern er sich, für die bessere Betreibung seines Geschäftes, um eine geistliche Würde bewarb. Ausgemacht ist, daß der Regent sich selbst für ihn um den Kardinalshut bei dem Pabste verwendete; denn hierüber sind die Schreiben noch vorhanden.

Die Schwierigkeiten, welche die Sache fand, rührten unstreitig mehr von dem Intriguen-Geiste des französischen Adels, als von irgend einer anderen Ursache her, und die allerschlechtesten Dienste mochte der Kardinal von la Trémouille, damals französischer Gesandter in Rom, leisten. Sey dem aber, wie ihm wolle, indem Dubois nicht nachließ, indem der englische Hof sich durch den österreichischen für ihn in Rom verwendete, und indem, auf Veranlassung der Bulle Unigenitus, in Frankreich selbst alle Triebfedern in Bewegung gesetzt wurden, den Pabst geschmeidig zu machen, erfolgte durch den Hintritt des Kardinals la Trémouille die Erledigung des Erzbisthums Cambray; und da die Verleihung desselben von dem Regenten abhing, wurde Dubois eher Erzbischof, als Kardinal, was nicht in seinen Entwürfen

gelegen zu haben scheint. Kurz vorher hatte Don Alexander Albani, einer von den Neffen Klemens des Eilften, ihm bekannt gemacht, daß der heil. Vater, aufgebracht gegen den Kardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, welcher sich der Einführung der Bulle Unigenitus lebhaft widersetzt hatte, sich wohl entschließen könnte, diesen zu entkardinalisiren, und ihm (Dubois) den Huth aufzusetzen, wenn dies mit Genehmigung des Regenten geschehen könnte; aber der Minister-Staatssekretär antwortete auf diesen Antrag: daß, wenn selbst der Regent einwilligen sollte, was er nicht glaube, er sich doch nie bereit finden lassen werde, den Raub anzunehmen. Wirklich betrachtete Dubois die kirchlichen Würden nur als etwas, das ihm auf seinem Posten als Staatsminister in einem katholischen Reiche nicht fehlen durfte, und nichts lag weniger in seinen Absichten, als Verdrängung. Kaum war es bekannt geworden, daß er sich um das Erzbisthum Cambray bewerbe, als England und Oesterreich ihn, wetteifernd, sowohl bei dem Prinzen-Regenten als in Rom unterstützten. Der Regent zog ihn aus diesen Gründen den Geistlichen von den vornehmsten Häusern des Königreichs vor, die sich mit ihm zugleich bewarben; und der Pabst gab seinen Indult, nachdem die Bischöfe von Nantes und Clermont, nach angestellter Untersuchung über das Leben und die Sitten des Abbé Dubois, ihm das Zeugniß gegeben hatten, daß er in jeder Hinsicht fähig sey, die Diözes von Cambray zu verwalten. Die Weihe des Abbé zum Erzbischof geschah zu Val de Grace den 9 Juni 1720, indem der Kardinal von Rohan pontificirte, und die Bischöfe von

Nantes und Clermont seine Assistenten waren. Alle Prinzen und Vornehmen des Königreichs waren dabei zugegen, und die Ceremonie wurde mit dem größten Glanz vollzogen. Kaum aber war sie vollendet, als ein Frauenzimmer von sehr niedriger Herkunft von der Ostgränze des Königreichs erschien, welche sich seine Frau und die Mutter seiner Kinder nannte. Unstreitig war sie von den Feinden Dubois abgeschickt, um seine Ernennung zum Erzbischof lächerlich zu machen. Wie dem auch sey, sie verschwand bald darauf aus Paris, und es war nicht länger von ihr die Rede.

Einmal Erzbischof, konnte Dubois dem Kardinalshuth mit desto größerer Zuversicht entgegen sehen. Es erhoben sich zwar noch allerlei Schwierigkeiten, ehe er zum Besitz desselben gelangte; allein er erreichte diesen Zweck, wie alle früheren, und die, welche es ihm zum Vorwurf machen, daß er alle nur mögliche Triebfedern in Thätigkeit setzte, vergessen nur allzu sehr, daß Gunstbezeigungen dieser Art von Seiten der Päbste unendlich weniger irgend eine Anerkennung von moralischen Eigenschaften, Tugenden genannt, in sich schließen, als sie ein Gegendienst sind, den man nur dadurch erwirbt, daß man Dienste geleistet hat. Im Kampfe der List mit der List, besteht die Kunst nur darin, daß man seinen Gegner übertrifft; und wenn ein Kardinalshuth der Gegenstand ist, so kann nur die Einfalt daran glauben, daß er von der Heiligkeit gegeben und von der Demuth empfangen werde. Wir wollen es also dem Erzbischof Dubois nicht verargen, daß er nicht eher geruhet, als bis er auch in dieser Hinsicht zum Zwecke gekommen; wir

wollen uns vielmehr daran halten, daß das, was den trüben Blicken des großen Haufens unersättlicher Ehrgeiz zu seyn scheint, im Leben oft nichts weiter ist, als Sicherheitstrieb; so daß diejenigen, welche Himmel und Erde in Bewegung setzen, das Ziel ihrer ehrsüchtigen Wünsche zu erreichen, in einer anderen Lage und unter anderen Umständen, sich mit einem gewöhnlichen Loose begnügen würden. Nachdem Jesuiten, Prinzen, Prätendenten, und der Himmel mag wissen wer sonst noch, in Rom für den Erzbischof Dubois gestritten hatten, wurde er endlich den 16 Juli des Jahres 1722 von Innocenz dem Dreizehnten in einem Consistorium, zugleich mit Don Alexander Albani, zum Kardinal ernannt, in einem Alter von 66 Jahren. Sobald seine Ernennung in Paris bekannt geworden war, stellte ihn der Regent dem Könige als einen Verdienstvollen dar, durch dessen Bemühungen die Ruhe des Staats und der Friede der gallikanischen Kirche erhalten worden sey.

Noch immer lebte die Mutter des Herzogs von Orleans, und als ihr der neugeschaffene Kardinal seine Aufwartung machte, traf es sich, daß er, beim Durchgang durch die Zimmer des Schlosses von St. Cloud, wo die Herzogin zu wohnen pflegte, auf einen alten Bedienten des Schlosses stieß, der ihn mit den Worten anredete: „Ah, Monseigneur, da ich Ihren großen Verstand und Ihre eben so große Liebe für unsern gemeinschaftlichen Herrn kannte: so habe ich wohl immer geglaubt, daß Sie zu den größten Auszeichnungen gelangen würden.“ Gerührt vernahm der Kardinal diese Worte, umarmte den Diener, und sagte zu ihm: „Mein lieber Valentin,

ich habe Euch immer geliebt und geachtet, und an der Farbe meines kleinen rothen Mantels seht Ihr, daß ich, wie im Aeußeren so im Herzen, gerade wie Ihr, die Livree des Hauses Orleans trage." Uebrigens empfand der Kardinal, daß der Neid weder durch das Verdienst, noch durch die staatsbürgerliche Auszeichnung versöhnt wird. Er blieb ein Gegenstand des Hasses für alle die, welche kein Verdienst gestatten, das nicht an die Geburt geknüpft ist; und so geschah es, daß man es ihm keinen Dank wußte, Frankreich aus einer der gefährlichsten Lagen, in die es gerathen konnte, gerettet zu haben.

Nur Eine Stufe blieb dem Kardinal noch übrig, um den Gipfel der Größe zu erreichen, die er gewinnen konnte. Dies war die Würde eines Premier-Ministers. Er wurde den 22 Aug. des Jahres 1722 dazu ernannt, und noch am Abend desselben Tages stellte ihn der Regent als einen solchen dem Könige vor, welchem er am folgenden Tage in seiner neuen Eigenschaft den Eid der Treue leistete. Das Schicksal des ganzen Königreichs war jetzt in seine Hände gelegt; und wie sehr auch seine Verwaltung von allen den Mißvergnügten getadelt seyn möge, für deren Ehrgeiz er das erste aller Hindernisse war: so muß man doch eingestehen, daß er sich durch nichts bethören ließ, von seinen bisherigen Grundsätzen abzuweichen; daß er Frankreichs auswärtige Verhältnisse mit gleichem Erfolg bearbeitete; und daß es ihm gelang, sein Vaterland durch die Periode der Minderjährigkeit des Königs, ohne irgend eine bedeutende Erschütterung, durchzuführen: ein Verdienst von so großem Umfange, daß es nicht erkannt werden konnte, ohne selbst mit den

einzelnen Schwachheiten zu versöhnen, welche dem Kardinal eigen seyn mochten, wiewohl man keine andere anzuführen weiß, als seine Heftigkeit gegen Personen, die seine Werkzeuge waren. Seine Arbeitsamkeit blieb sich immer gleich, wie stark auch seine Geschäfte anwachsen mochten; und es ist unstreitig bewundernswürdig, zu sehen, wie er, ein Greis von 67 Jahren, seine Zeit eintheilte, um seinen Verrichtungen gewachsen zu bleiben. Man hat nämlich unter seinen hinterlassenen Papieren unter andern auch sein Journal gefunden, und nach demselben stand er zwischen vier und fünf Uhr auf, verwendete die beiden ersten Stunden auf Eröffnung von Paketen und Vertheilung der Arbeiten in den verschiedenen Bureaux, ordnete dann die Portefeuilles an und setzte sich in den Stand, bei dem Lever des Königs gegenwärtig zu seyn. Hierauf erfolgten Audienzen, und was sonst sein Wirkungskreis mit sich brachte. Mit gleicher Anstrengung arbeitete er, Tag für Tag, bis sieben Uhr Abends, ohne zu seinem Mittagsmahl, das, obgleich glänzend, für ihn selbst äußerst mäßig war, mehr als eine Stunde zu verwenden. Er erlebte die Volljährigkeit des Königs, ohne in seinem Ansehn gekränkt zu werden; welches um so bewundernswürdiger ist, da seine Feinde nur allzu geschäftig an seinem Sturze arbeiteten. Der 10te August 1723 war der Tag seines Hintritts, nach einer Krankheit von wenigen Tagen. Er hatte den Herzog von Orleans zum Erben seines großen Vermögens einsetzen wollen; da sich aber dieser versagt hatte, so wurde ein Bruder sein Erbe.

Die Absicht dieses Aufsatzes kann schwerlich ver-

kannt werden. Rechtfertigung verkannter Charaktere ist eine um so angenehmere Beschäftigung, wenn ein Ausländer der Gegenstand derselben ist, und man die Gründe erkannt hat, weshalb sie von keinem seiner Landsleute ausgehen konnte.

Sollen die Verhandlungen einer National-Repräsentation öffentliche seyn, oder nicht?

Die Gegner der Oeffentlichkeit vertheidigen ihre Meinung durch folgende Gründe:

„Wozu sollte die Oeffentlichkeit solcher Verhandlungen wol dienen? In allen größeren Reichen würde „doch nur der allerkleinste Theil der Nation den Verhandlungen beiwohnen können. Was nun die National-Repräsentanten betrifft: so werden sie ihre Pflicht „bei verschlossenen Thüren und Fenstern eben so gut erfüllen, wie in Gegenwart und gleichsam unter der „Aufsicht eines Publikums, das zuletzt doch nur aus den „Müßiggängern der Hauptstadt bestehen würde. Ja, es „ist zu glauben, daß sie, befreit von dem Einfluß der „großen Menge, diese Pflicht noch weit besser erfüllen „werden. Vor allen übrigen Verrichtungen des menschlichen Lebens erfordert die eines National-Repräsentanten eine Sammlung, eine Andacht, welche ohne Ungestörtheit unmöglich ist; er soll in seinem Gewissen und „in seinen Combinationen leben, und wiewohl sich sein „Beruf zunächst auf seine Committenten bezieht, so soll „er doch unter allen Umständen das allgemeine Wohl „dem besonderen vorziehen, und folglich in jedem Augenblick das ganze Reich in seinem Herzen tragen. „Wie aber wird er dies können, wenn es ihm unmög-

„lich gemacht ist, sich den Einwirkungen von außen her
„zu entziehen, und allen den Anforderungen, welche Ein=
„zelne an ihn machen können, mit Erfolg zu trotzen?
„Es kömmt noch dazu, daß nicht alle Gegenstände sich
„mit der Oeffentlichkeit vertragen, indem mehrere von
„einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie den Augen
„des Publikums, zum wahren Vortheil desselben, für den
„Augenblick entzogen werden, und daß dies Publikum
„besser fährt, wenn es nur mit den Resultaten bekannt
„gemacht wird. Ueberhaupt ist noch die Frage: Bis zu
„welchem Grade der öffentliche Geist entwickelt werden
„dürfe? Wenn alle Mitglieder der Gesellschaft sich, es
„sey auf eine direkte oder indirekte Weise, mit der
„Staatsangelegenheit beschäftigen, und folglich diejeni=
„gen Fähigkeiten, die sich hierauf beziehen, vorzugsweise
„ausbilden: so ist nichts natürlicher, als daß die Gesell=
„schaft, welche nur bei einer großen Mannichfaltigkeit der
„Verrichtungen besteht, Gefahr läuft, ihren Untergang
„in der Allgemeinheit des öffentlichen Geistes zu finden,
„wie denn dies mehr als einmal geschehen ist. Der
„Landmann, der Handwerker, der Künstler, der Gelehrte,
„der Kaufmann, haben ein weit größeres Interesse, sich
„nicht in das Regierungsgeschäft verflechten zu lassen,
„als man gewöhnlich glaubt. Denn was könnte der
„Mensch, außer seiner Kraft und seiner Zeit, wol sein
„eigen nennen? Je mehr er beides dem einmal von
„ihm gewählten Geschäfte zuwendet, desto mehr fördert
„er nicht nur sein eigenes Wohl, sondern auch das
„Wohl der ganzen Gesellschaft. In Sparta, wo ein
„unverhältnißmäßiger Theil von Bürgern an der Bildung

„der öffentlichen Willen Theil nehmen sollte, sah Lycur„gus sich genöthigt, auf der einen Seite alle nützlichen „Künste und Wissenschaften zu verbannen, auf der an„dern die Fortdauer des Staats auf die gröbsten Arbei„ten, und, was damit in unzertrennlicher Verbindung „stand, auf die Sklaverei zu gründen. Will man einen „ähnlichen Zustand der Gesellschaft? Will man ihn „nicht, so darf man nicht vergessen, daß es nur Ein „Mittel giebt, ihn nicht emporkommen zu lassen, näm„lich Unterdrückung des politischen Geistes durch Be„schränkung der Oeffentlichkeit."

Alle diese Einwendungen widerlegen die Freunde der Oeffentlichkeit auf folgende Weise:

„Wenn die Oeffentlichkeit zum Wesen der Nation „gehört, so gehört sie auch zum Wesen der National„Repräsentation, so daß zunächst nur von ihrer Nothwen„digkeit, keinesweges aber von ihrer Nützlichkeit die „Rede seyn kann. Also, entweder ihr wollt eine National„Repräsentation, und dann müßt ihr auch eine Oeffent„lichkeit der Verhandlungen gestatten; oder ihr wollt „keine National-Repräsentation, und dann steht es in „eurer Gewalt, so viel Oeffentlichkeit zu bewilligen, als „ihr Lust dazu habt, oder als ihr mit Erfolg verweigern „könnt. Es ist kein Einwand, daß nur ein sehr gerin„ger Theil der Nation den Verhandlungen beiwohnen „würde; denn die Theilnahme der Nation an den Ver„handlungen beruht nicht auf ihrer Gegenwart bei den„selben, sondern auf solchen Einrichtungen, welche eine „schnelle Mittheilung möglich machen: Einrichtungen, „welche in allen europäischen Staaten durch den Zusam-

„menhang, worin Buchdruckerei und Postwesen mit ein-
„ander stehen, wenigstens vorbereitet sind. Wer die
„Zuhörer bei den Verhandlungen der National-Reprä-
„sentation sind, ist kein Gegenstand der Untersuchung:
„einmal, wenn es überhaupt Zuhörer giebt; zweitens,
„wenn sich unter ihnen solche befinden, welche die Fä-
„higkeit haben, den Inhalt der Verhandlungen auf das
„Reich in seinem ganzen Umfange fortzupflanzen. Daß
„National-Repräsentanten bei verschlossenen Thüren und
„Fenstern ihre Pflicht erfüllen sollten, ist nicht sehr wahr-
„scheinlich; auf jeden Fall würden ihnen in der Nicht-
„Oeffentlichkeit der Berathschlagungen alle die Anregun-
„gen abgehen, deren der Mensch bedarf, wenn Geist
„und Herz sich zu einer höheren Wirksamkeit erheben
„sollen; und darf man annehmen, daß die Oeffentlich-
„keit das eigenthümliche Element des National-Reprä-
„sentanten sey, so ist ihm dasselbe für seine Verrichtun-
„gen eben so nothwendig, als das Wasser dem Fische
„zum Schwimmen, oder die Luft dem Vogel zum Flie-
„gen. Trennt die Oeffentlichkeit von den Verhandlun-
„gen der National-Repräsentation, und das Resultat
„davon wird kein anderes seyn, als was es unter Na-
„poleons Regierung in Frankreich war: der Despotis-
„mus wird seinen gewohnten Gang fortsetzen, und der
„Zweck der National-Repräsentation, eine Uebereinstim-
„mung des Volkswillens mit dem Willen der Regierung
„zu bewirken, wird aufgegeben werden müssen. Wir
„wollen zugeben, daß nicht alle Gegenstände sich mit
„der Oeffentlichkeit vertragen; aber hieraus folgt nichts
„gegen die Oeffentlichkeit, es sey denn, daß man den

„Grundsatz aufstellen wolle: die Ausnahme müsse die „Regel seyn, was keinem vernünftigen Menschen einfal„len kann. In dem Falle einer Mittheilung von Sei„ten der Verwaltung, die, obgleich nothwendig für die „Mitglieder der National-Repräsentation, nicht zur öf„fentlichen Kenntniß gelangen soll, constituire sich die „National-Repräsentation, wie es in England, wer „weiß wie oft, geschehen ist, zu einer bloßen Commis„sion, so daß die Gallerieen entblößt werden müssen; „aber der einzelne Fall habe keinen Einfluß auf die „Oeffentlichkeit im Allgemeinen. In Ansehung der vor„geblichen Schädlichkeit einer allzu allgemeinen Verbrei„tung des öffentlichen Geistes, läßt sich nicht begreifen, „wie man dieselbe in den größeren europäischen Staa„ten — denn nur von diesen kann die Rede seyn — „fürchten könne. Glaubt man etwa, es verhalte sich „damit, wie mit ansteckenden Krankheiten? Diese Vor„stellung würde die aller unangemessenste seyn. Die Kunst „bei allen politischen Schöpfungen besteht ja gerade dar„in, den Gemeingeist lebendig zu erhalten, den Zusam„menhang des Umkreises mit dem Mittelpunkt in der „Gesellschaft zu sichern. Und das einzige Mittel, wo„durch ein so erhabener Zweck gefördert werden kann, „sollte zweideutiger Natur und gefährlich seyn? Wenn „jener gesellschaftliche Zustand, von welchem ein Lycur„gus der Urheber gewesen seyn soll, nichts Wünschens„werthes in sich schloß; so lag der Grund in der Klein„heit und Geringfügigkeit eines Staats, den, indem er „durch außerordentliche Mittel emporgehalten werden „mußte, gerade diese und keine andere Gesetzgebung er-

„halten konnten. In Staaten, wie die meisten europäi-
„schen sind, würde ein Lycurgus freilich auch alles ange-
„wendet haben, den höchsten Grad des Gemeingeistes
„durch seine Gesetzgebung zu erzeugen; aber nie würde
„es ihm eingefallen seyn, Künste und Wissenschaften zu
„verbannen, und Sklaverei einzuführen: dafür bürgt der
„Verstand, womit er, als spartanischer Gesetzgeber,
„seine Mittel wählte. Kurz, es ist beinahe lächerlich,
„in den modernen Staaten ein Uebermaaß von Gemein-
„geist zu fürchten; einmal verträgt sich ihre Größe nicht
„damit, zweitens setzt der Gemeingeist an und für sich
„Eigenschaften voraus, welche sich nur in den wenigsten
„Menschen antreffen lassen; nämlich alle diejenigen, die
„zu einer aufrichtigen und innigen Identification mit
„dem Ganzen geneigt machen. Im Großen verhält es
„sich damit, wie mit der Religion; und so wie die
„Mehrheit der Anregungen nicht entbehren kann, welche
„das Kirchenthum zur Entwickelung religiöser Gefühle
„giebt, eben so kann sie für die Entwickelung des Ge-
„meingeistes und der patriotischen Gefühle nicht der An-
„regungen entbehren, welche in der öffentlichen Mitthei-
„lung liegen."

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Gründe, wo-
mit die Freunde der Oeffentlichkeit ihre Gegner bekäm-
pfen, den Ausschlag geben. Indeß ist der Gegenstand
dadurch auf keine Weise erschöpft, und wer ihn verfol-
gen will, kann noch sehr viel zum Vortheil der Oeffent-
lichkeit geltend machen. Es würde ungefähr Folgendes
seyn:

Wie geringfügig auch auf den ersten Anblick der

Umstand, ob eine National-Repräsentation mit Zuhörern umgeben sey oder nicht, erscheinen möge: so stellt er sich doch bei einer genaueren Betrachtung als von der höchsten Wichtigkeit dar. Gerade durch die Oeffentlichkeit der Berathschlagungen bleibt die National-Repräsentation im Zusammenhang mit der Quelle, von welcher sie ausgegangen ist, d. h. mit der Nation; und kann sie dies, ohne sich ihrer Bestimmung lebhafter bewußt zu werden und dieselbe vollkommner zu erfüllen? Wer auch die Zuhörer seyn mögen, genug sie sind Bestandtheile des Publikums, gewissermaßen Repräsentanten desselben. Wer aber, wenn er einmal zur National-Repräsentation gehört, kann dabei gleichgültig bleiben? Wer wird nicht wünschen, den Zuhörern in dem vortheilhaftesten Lichte zu erscheinen? Wer sich nicht angetrieben fühlen, die Wahl zu rechtfertigen, die ihn auf den Punkt geführt hat, bei dem Gesetzgebungsgeschäft zu concurriren? Es ist nun einmal dem Menschen eigen, bei weitem weniger die That, als das öffentliche Urtheil über dieselbe zu scheuen; und dieser Eigenthümlichkeit wirkt nichts in der Welt so kräftig entgegen, als die Oeffentlichkeit. Eine von der Oeffentlichkeit ausgeschlossene, oder sich selbst überlassene National-Repräsentation, würde nur allzu geschwind dahin gelangen, daß sie durch ihre eigene Schwerkraft versinkt. Wie rege auch Anfangs der gute Wille in ihr seyn möge, so wird dies, bei dem gänzlichen Mangel aller Aufmunterungen, doch nicht lange vorhalten können; und indem die Mitglieder sich, wie es zu geschehen pflegt, unter einander befreunden und sich gegenseitig ihre starken und schwachen Seiten abmerken, muß es

in einer sehr kurzen Zeit dahin kommen, daß sie es nicht mehr der Mühe werth finden, irgend eine Opposition zu bilden, irgend etwas zu vertheidigen, irgend eine andere Bestimmung zu erfüllen, als mit der Administration einverstanden zu seyn und dem Vortrage des Präsidenten Beifall zu geben. So war es in Frankreich unter Napoleons Regierung; so muß es nothwendig allenthalben seyn, wo es keine Oeffentlichkeit giebt. Nur wo diese nicht fehlt, kann man darauf rechnen, daß Geist und Herz bei den National-Repräsentanten in Wirksamkeit treten, neue Gedanken sich entwickeln und achtungswerthe Charaktere zum Vorschein kommen. Vergeblich hat man den Ausweg gewählt, die Resultate der Berathschlagungen nach einiger Zeit durch den Druck bekannt zu machen. Diese Art und Weise, das Publikum für die National-Repräsentation zu interessiren und diese mit der ganzen Nation in Zusammenhang zu erhalten, mag in anderer Hinsicht untadelhaft seyn; nur erwarte man von ihr nicht, was nur die Oeffentlichkeit der Berathschlagungen leisten kann, nämlich ein fortdauerndes und sich immer gleich bleibendes Interesse für die Bemühungen der National-Repräsentanten, dem öffentlichen Willen den höchsten Grad der Vollkommenheit zu geben. Wo dies Interesse Statt finden soll, da müssen Personen in ihrer Eigenthümlichkeit zum Vorschein kommen; da muß man das Gesetz entstehen sehen; da ist es nicht genug mit einem künstlich abgefaßten Berichte, der zuletzt doch keinen anderen Endzweck hat, als zu erkennen zu geben, daß man ein Wörtchen mitgesprochen habe. In keiner Hinsicht liegt in diesen Berichten irgend eine Garan-

Garantie für Committenten. Die besten Berichte über das, was in der National-Repräsentation vorgeht, müssen von intermediären Personen herrühren; und da diese nur unter der Bedingung möglich sind, daß es eine Oeffentlichkeit giebt, so muß man immer auf die Oeffentlichkeit zurückgehen. Es ist daher zum wenigsten ein Gegenstand der Verwunderung, wenn von der National-Repräsentation eines deutschen Königreichs gesagt wird: „es sey unpassend, über ihre Verhandlungen zu urtheilen, ehe diese durch den Druck bekannt gemacht seyen; die National-Repräsentanten dieses Königreichs seyen weit entfernt, den Vorwurf zu verdienen, womit Napoleon seinen Senat entlassen habe; mit deutscher Freimüthigkeit erwögen sie die Vorschläge und Meinungen in allen ihren Beziehungen, Folgen und Wirkungen; auch der Rede wären sie mächtiger geworden, und nicht fern scheine die Zeit, wo auch in der öffentlichen Beredsamkeit die Deutschen ihren Nachbarn nicht nachstehen würden." Welche Voraussetzungen man auch zum Vortheil dieser National-Repräsentation machen möge: so ist doch nichts gewisser, als daß niemals Demosthene und Cicerone von ihr ausgehen werden, aus keinem anderen Grunde, als weil sie sich freiwillig von dem Elemente der Oeffentlichkeit getrennt hat. Entweder sie kehrt zu diesem Element zurück, und dann berechtigt sie allerdings zu großen und schönen Erwartungen; oder sie bleibt ihrem ersten Vorsatze, nichts mit der Oeffentlichkeit zu thun zu haben, getreu, und dann wird sich ja zeigen, welches Leben von dem Tode ausgehen kann.

Eine von der Oeffentlichkeit geschiedene National-

Repräsentation löset sich aber um so eher auf, je schneller sie von der Nation verlassen wird. Es liegt nämlich in dem wohlverstandenen Interesse der Committenten, kein Opfer zu scheuen, wenn sie dadurch die Wahrscheinlichkeit gewinnen, nach besseren Gesetzen, als bisher, regiert zu werden. Entspricht aber der Erfolg ihren Erwartungen nicht, bleibt die Unvollkommenheit der öffentlichen Willen dieselbe, und wird die zu tragende Last eher vermehrt, als vermindert: so ist nichts natürlicher, als daß die Committenten nicht bloß den guten Willen, ihre Repräsentanten aus ihrem Vermögen zu unterstützen, verlieren, sondern auch den Argwohn schöpfen, diese Repräsentanten seyen nichts weiter, als die Werkzeuge eines noch stärkeren Drucks. Von Stund' an entsteht der Wunsch, einer bloß kostspieligen Repräsentation los zu werden, und die schöne Idee einer aus Einheit und Gesellschaftlichkeit zusammengesetzten Regierung, die sehr wohl zu realisiren ist, wenn man die gehörigen Mittel anwendet, wird als der eitelste aller Träume verworfen. Repräsentanten und Committenten mögen alsdann gleich unschuldig seyn; aber es ist deswegen nicht minder dadurch versehen worden, daß man die erste Bedingung einer wirksamen National-Repräsentation, ich meine die Oeffentlichkeit, aus der Acht gelassen hat. Die Administration soll, als Kraft, in der Repräsentation die Gegenkraft erhalten. Wie könnte aber die Repräsentation jemals eine wirksame Gegenkraft seyn, wenn sie nicht durch die öffentliche Meinung gehalten wäre? *) Sie

---

*) Wenn man hiergegen einwenden wollte: der öffentliche Druck sey in England von Jahr zu Jahr gewachsen, ohne daß

ist es ja, welche der Gegenkraft ihre Stärke giebt; zugleich aber jene fruchtbare Unschuld, in welcher allein gute Gesetze erzeugt werden.

Wo von Oeffentlichkeit der Verhandlungen die Rede ist, da muß auch von Preßfreiheit die Rede seyn, indem diese zuletzt nichts weiter ist, als der Ausdruck von jener. Die nun, welche die Preßfreiheit so gefährlich finden, scheinen ganz zu vergessen, daß, wie gefährlich

---

das Parliament darunter gelitten, oder die Idee von der Nothwendigkeit desselben sich verloren habe; so würde man dadurch nur zeigen, daß man mich nicht ganz verstanden habe. Ich rede von einer remunerirten Repräsentation, nicht von einer, die es nicht ist, wie die englische. Würden die Mitglieder des brittischen Unterhauses remunerirt, so würde eine Parliaments-Reform längst Statt gefunden haben. Nur dadurch, daß jene es nicht sind, hat sich in Großbritannien bisher alles in dem alten Geleise erhalten können. Die Oeffentlichkeit der Parliaments-Verhandlungen ist das Einzige, was das Parliament emporhält. Wäre damit eine Remuneration von Seiten der Committenten verbunden, so würde alles seyn, wie es seyn sollte. Da dies nicht der Fall ist, so wirkt zwar die Bestechlichkeit von der Mehrzahl der Repräsentanten der Oeffentlichkeit und ihren natürlichen Folgen entgegen, doch nie so sehr, daß sie das Interesse für das Parliament austilgen könnte. In einem der vorhergehenden Aufsätze ist erklärt worden, wie im englischen Parliamente die Oppositions-Parthei entsteht. Sie ist das Salz der brittischen Regierung, und wirkt wenigstens in sofern sehr viel, als sie die Administration durch ihr Geschrei zur Behutsamkeit zwingt; aber den wachsenden Druck vermag sie nicht zu verhindern, weil sie fortdauernd überstimmt wird; und was aus diesem, sich mit jedem Jahre vermehrenden, Druck hervorgehen kann, das wird die Zeit lehren. Mit einem Worte: nur die Oeffentlichkeit der Parliaments-Verhandlungen, nicht die Tugend der meisten Mitglieder des Unterhauses, hat bisher England vor einer Revolution bewahrt.

sie auch unter anderen Umständen seyn möge, sie es durchaus nicht in dem Zusammenhang der Dinge ist, um welchen es sich hier handelt. In einem vollständigen Regierungssystem, d. h. in demjenigen, wo die Regierung mit dem Charakter der Einheit den der Gesellschaftlichkeit verbindet, kann die Preßfreiheit nie gefährlich werden, weil sie, möchte man sagen, durch sich selbst gemäßigt wird. So wie nämlich der ganze Charakter einer Nation unter dieser Bedingung verändert wird, und eine stärkere Tendenz zur Achtung für das Gesetz erhält: so verändert sich auch der Charakter der Literatur. In reinen Monarchieen, und in reinen Republiken, strebt alles dahin, der Regierung den ihr fehlenden Charakter zu geben, und je mehr man in diesem Streben, wie es sich auch ausdrücken möge, verhindert wird, desto mehr findet das nitimur in vetitum nefas Statt. Daher unter andern der Mißbrauch, den man von der Kunst, seine Gedanken Anderen schnell und allseitig mitzutheilen, macht, trotz allen Zwangsgesetzen, welche daran verhindern sollen. Diese Neigung aber ist minder stark in einer Verfassung, die es mit sich bringt: einmal, daß die Regierten ein unbedingteres Vertrauen zur Regierung haben; zweitens, daß sie vermöge der Oeffentlichkeit der Verhandlungen über alles, was man zum Gegenstand einer allgemeineren Mittheilung machen möchte, desto besser belehrt sind. Der größte Theil anstößischer Schriften entsteht wesentlich aus Unwissenheit und Unkunde der Dinge, wiewohl man glaubt, Alles ergründet zu haben; und da, wo Fürsten, Minister, Staatsräthe u. s. w. am meisten öffentliche Personen sind,

werden aus keinem anderen Grunde die wenigsten Angriffe auf sie gemacht, als weil man Bedenken tragen muß, etwas von ihnen auszusagen, was das Urtheil des Publikums sogleich für falsch erklärt. Ueberhaupt giebt es nichts, was dem Mißbrauche der Presse so entgegen wirkt, als ein gesetzlicher National-Charakter, der auf einem ganz anderen Wege erzeugt seyn will, als auf dem des Preßzwangs. Preßfreiheit, als ein Geschenk, das die eine oder die andere Regierung aus Liberalität ihren Unterthanen macht, ist immer sehr unzuverlässig; denn mit den Personen können sich die Umstände verändern, und dann wird die Zurücknahme des Geschenks nur allzu bald erfolgen. Preßfreiheit hingegen, als ein Resultat der ganzen Verfassung, ist etwas höchst Achtungswerthes, besonders dadurch, daß es sich durch die Verfassung vertheidigt. Eben deswegen muß man nun nach keiner anderen streben; und da, wo sie nicht Statt findet, die Schuld nie solchen Personen beimessen, welche von Amtswegen den Preßzwang üben.

Durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen in einem National-Conseil, kann bei dem gegenwärtigen Umfange der Reiche allerdings nur wenig für die Erzeugung des Gemeingeistes geleistet werden; allein in Verbindung gesetzt mit der Kunst, den Gedanken zu vervielfältigen, (der Buchdruckerei), und mit dem Mittel, Mittheilungen in möglich kurzer Zeit nach allen Seiten hin zu verbreiten, (dem Postwesen), kann sie nicht verfehlen, jene Wirkung hervorzubringen. Dergleichen fehlte den Reichen des Alterthums, und fehlt noch jetzt den Reichen des Orients; und wollen wir Bedenken tragen, einzugestehn,

daß jene von längerer Dauer gewesen wären, und diese minder häufigen Revolutionen unterworfen seyn würden, wenn es nicht daran gefehlt hätte, und noch daran fehlte? Die moralische Natur des Menschen bringt es mit sich, sich nicht als *bloßes* Werkzeug behandeln zu lassen; und doch bleibt kaum noch etwas anderes übrig, wo es noch an den Mitteln gebricht, jene in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten. In den europäischen Reichen ist dazu alles vorbereitet; alles Einzelne wenigstens ist vorhanden, und es kommt bloß darauf an, dies Einzelne unter sich zu verbinden. Wer zuerst auf den Gedanken gerieth, die Magnetnadel und den stärksten Zerstörungsstoff, den wir kennen, in der Idee eines Linienschiffes zu verbinden, war unstreitig, wo nicht ein kühner Mann, doch ein denkender Kopf; wer aber bringt dies noch in Anschlag? Auf gleiche Weise ist es unstreitig verdienstvoll, sich über alle die Vorurtheile, welche sich bisher auf die Oeffentlichkeit bezogen, hinauszusetzen, und sie eben so sehr zum Lebensprinzip der Gesellschaft zu machen, wie es der reinere Aether für die Blume ist; aber es wird unstreitig eine Zeit kommen, wo man auch dies Verdienst, zwar nicht verkennen, aber doch nicht über die Gebühr rühmen wird. Sie ist gekommen, diese Zeit, von dem Augenblick an, wo man den Patriotismus bei weitem mehr in dem Lichte einer Pflicht, als in dem einer Tugend, betrachten wird. Jetzt ist man noch viel zu geneigt, sich seiner Anhänglichkeit an Verfassung und Gesetz zu *rühmen*, als daß es damit viel auf sich haben könnte. Künftig, wenn es viel damit auf sich haben wird, wird man es lächerlich finden, mit

dergleichen zu prahlen. Man wird alsdann einsehn, daß, wenn man durch die Selbstheit der Gesellschaft dient, man durch die Liebe sich selbst dient, und daß von allen menschlichen Verkehrtheiten die größte und belachenswertheste die ist, wodurch man etwas will, was gegen den Vortheil der ganzen Gesellschaft ist.

Ueber den Stillstand des Negerhandels.

England spielt, seit ungefähr vier Jahren, in Ansehung des Negerhandels, die Rolle des Syracusaners Gelon, der in seinen Verträgen mit den Karthaginensern die Abschaffung der Menschenopfer zu einer Hauptbedingung machte.

Ist ganz im Allgemeinen die Rede von dem Negerhandel, so kann man sich nicht laut und stark genug gegen denselben erklären. Die Art und Weise, wie ein sehr geistreicher Mann des achtzehnten Jahrhunderts sich darüber ausgesprochen hat, ist durchaus entscheidend. „Wenn ich," sagt Herr von Montesquieu, „unser Recht, „die Neger zu Sklaven zu machen, zu vertheidigen hätte, „so würde ich Folgendes sagen: Nachdem die Völker „Europa's die Völker Amerika's ausgerottet haben, so „haben sie die Bewohner Afrika's zur Sklaverei verdammen müssen, um sich ihrer zur Urbarmachung so vieler „Ländereien zu bedienen. Der Zucker würde allzu theuer „zu stehen kommen, wenn die Pflanze, die ihn hervorbringt, nicht von Sklavenhänden behandelt würde. „Die, von welchen hier die Rede ist, sind schwarz vom „Kopf bis zum Fuß, und ihre Nasen sind so gequetscht, „daß es ganz unmöglich ist, Erbarmen mit ihnen zu „haben. Wie könnte man sich in den Kopf setzen, daß „Gott, der unstreitig die Weisheit selbst ist, in einen „ganz schwarzen Körper eine Seele, vorzüglich aber eine „gute Seele, habe pflanzen können? So nahe liegt der

„Gedanke, die Farbe mache das Wesen des Menschen „aus, daß die Völker Asiens, welche Verschnittene „machen, die Schwarzen immer der Beziehung, worin „sie zu uns stehen, auf eine noch ausgezeichnetere Weise „berauben. Ueber die Farbe der Haut kann man nach „der Farbe der Haare urtheilen, und bei den Aegyptiern, „diesen ersten Philosophen der Welt, war diese von so „großer Wichtigkeit, daß sie alle blonden Menschen töd- „teten, die ihnen in die Hände fielen. Daß es den „Negern an gesundem Menschenverstand fehlt: davon „giebt es keinen stärkeren Beweis, als daß sie auf einen „Halsschmuck von Glaskorallen einen größeren Werth „legen, als auf Gold und Silber, die bei polizirten Na- „tionen in so großer Achtung stehen. Wir dürfen nicht „einmal voraussetzen, daß diese Neger Menschen seyen; „denn wenn dies vorausgesetzt werden sollte, so würde „man anfangen zu glauben, daß wir selbst keine Chri- „sten wären. Kleine Geister übertreiben die den Afrika- „nern zugefügte Ungerechtigkeit; denn wenn es sich da- „mit so verhielte, wie sie sagen, würde es dann den „Fürsten Europa's, welche so viel unnütze Conventionen „unter sich abschließen, niemals eingefallen seyn, eine „allgemeine, zum Besten des Erbarmens und des Mit- „leids zu machen?" *) — Ist es möglich, sich über den Negerhandel noch stärker auszudrücken? Gesetzt, man wollte ihn mit Gründen der Moral, der Politik, der Religion bekämpfen, würde man noch mehr gegen ihn vorbringen können?

---

*) Esprit des lois t. 2. pag. 68.

Aber von der Abscheulichkeit des Negerhandels kann schwerlich die Rede seyn, wenn es darauf ankommt, den Eifer zu erklären, mit welchem sich die englische Regierung für die Unterdrückung desselben verwendet. Diese Abscheulichkeit hat Jahrhunderte hindurch bestanden, und das sittliche Zartgefühl der Europäer ist davon wenigstens nicht in Denjenigen ergriffen worden, die irgend ein Interesse für die Fortdauer derselben hatten. Ein Grund entschied statt aller. Entweder, sagte man, ist es nützlich, daß Europa Kolonieen habe, und dann muß man sich die Bedingungen gefallen lassen, unter welchen es sich in dem Besitze dieser Kolonieen erhalten kann; oder der Kolonial-Besitz ist überall schädlich, und dann ist auch nicht länger die Rede von der Ungerechtigkeit des Negerhandels. Es verhielt sich mit diesem Gegenstande, wie mit so vielen andern, denen man seine Billigung nicht zuwenden kann, ohne der Idee von Recht und Gerechtigkeit zu entsagen, die man aber duldet, weil sich nicht absehen läßt, was man an ihre Stelle bringen könne, ohne das Uebel zu verschlimmern. Nicht alles Ungerade in der Welt läßt sich plötzlich gerade machen; und wer dies in Ansehung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Europa unternehmen wollte, würde in den meisten Fällen als ein Bösewicht erscheinen. Wie oft ist selbst im englischen Parliamente gesagt worden, daß, wie abscheulich auch die Lage der Afrikaner in den europäischen Kolonieen geschildert werden möge, sie dennoch der Lage der dienenden Klasse in mehreren Provinzen Englands vorzuziehen sey! Da man, wenn von Reformen die Rede ist, immer am besten thut, wenn

man bei sich selbst anfängt, so läßt sich kaum begreifen, wie die brittische Regierung eher ein Herz für die Bewohner von Guinea, als für ihre eigenen Unterthanen haben könne.

Ueberhaupt aber läßt sich annehmen, daß allgemeine Maaßregeln in eben dem Grade verdächtig sind, in welchem die Menschlichkeit und ein gewisser sittlicher Idealismus die Grundlagen derselben ausmachen sollen. Herr Clarkson, ein entschiedener Gegner des Negerhandels, hat den Engländern bewiesen, daß dieser Handel das Grab ihrer Matrosen ist, daß er wenig einbringt, und, durch den Handel mit natürlichen Produkten ersetzt, höchst vortheilhaft wird; daß endlich die Abschaffung des Negerhandels, weit entfernt den Kolonieen, oder auch dem Mutterstaate, zu irgend einem Nachtheile zu gereichen, ein sicheres Mittel der Wohlfahrt für beide zu werden verspricht. Die Richtigkeit dieses Raisonnements zugegeben — was folgt daraus? dies: daß die Abschaffung des Negerhandels für England höchst vortheilhaft ist; keinesweges aber, daß dies auch der Fall sey mit allen den übrigen Staaten, die den Negerhandel bisher mit England getheilt haben. England hat an der Küste von Guinea und am Senegal Niederlassungen, die es in den Stand setzen, den einen Handelszweig gegen den andern auszutauschen, ohne dabei zu leiden; Englands Kolonieen haben während des zwanzigjährigen Revolutionskrieges nicht nur nicht gelitten, sondern sind im Verfall der übrigen nur desto kräftiger und blühender geworden; England herrscht durch seine Marine auf allen Meeren, und gebietet dadurch über tausend Mittel, die Denjenigen

fremd sind, die sich nicht in demselben Falle befinden. Kein Wunder also, wenn England dem Negerhandel entsagt, den es für sich selbst nicht benutzen kann, und den es, wenn er fortgesetzt werden sollte, nur zum Vortheil Frankreichs, Spaniens und Portugalls treiben könnte. Aber seit wann ist es hergebracht, daß Ein Staat die von ihm errungenen Vortheile einem anderen Staat aufdringt und zur Pflicht macht? Seit wann ist es vernünftig und gerecht, daß der, der das Ziel erreicht hat, an alle zurückgebliebenen Concurrenten die Forderung stellt, daß auch sie am Ziele seyn sollen?

Man ahnet leicht, daß die Grundsätze, welche England in Ansehung des Negerhandels aufstellt, nicht aus der Großmuth herstammen; man ahnet eben so leicht, daß die Beweggründe dazu eben nicht aus der Moral hergenommen sind. Ohne aber jetzt schon darüber zu entscheiden, wollen wir einmal den Fall annehmen, daß Frankreich, Spanien und Portugal, als Mächte, welche den Negerhandel bisher theilten, sey es aus Dankbarkeit für die endliche Abschaffung desselben, sey es aus irgend einem Beweggrunde kirchlicher Toleranz, die Emancipation der katholischen Irländer zu einer Hauptbedingung ihrer Verträge mit England machten. Der politische Druck, unter welchem die katholischen Irländer leben, wiegt, nach allen Nachrichten darüber, wohl die Behandlung der Negersklaven auf den Antillen auf, die, als Eigenthum, wenigstens die Ansprüche auf die Menschlichkeit ihrer Herrn haben, welche ein wohlverstandener Egoismus gewährt. Gesetzt nun, das Erbarmen gegen jene Unglücklichen würde in den Herzen der Franzosen,

Spa-

Spanier und Portugiesen eben so stark, als das der Engländer gegen die Schwarzen zu seyn scheint: was würde die englische Regierung sagen? Unstreitig Folgendes: „Ich erkenne und verehre die Grundsätze kirchlicher Toleranz, und ich selbst übe diese Grundsätze, so viel es immer möglich ist; aber was man von mir fordert, bin ich nicht im Stande zu leisten. Wollte ich den katholischen Irländern politische Rechte ertheilen: so würde dies nur auf Kosten der Verfassung geschehen können, die bisher die Grundlage von Englands Wohlfahrt und Stärke ausgemacht hat. In meinem Parliament können, wenn nicht alles verwirrt werden soll, keine katholische Bischöfe und Pairs sitzen; mein Ministerium kann nicht mit Katholischen besetzt werden; und aller Widersprüche größter würde dann entstehen, wenn mein König ein Katholik wäre. Ich bedaure die katholischen Irländer; ich bedaure sie von ganzem Herzen, und gestehe, daß es im höchsten Grade ungerecht ist, einen Menschen, weil er in irgend einer Religion erzogen ist, von dem Vollgenuß bürgerlicher Ehre auszuschließen. Allein bis zu dem Augenblick, wo der Gegensatz von Protestantismus und Katholicismus nicht gänzlich ausgeglichen ist, kann ich, wenn das Uebel nicht den höchsten Grad der Verschlimmerung erreichen, und ganz Großbritannien in seiner gegenwärtigen Eigenthümlichkeit zu Grunde gehen soll, die kirchliche Toleranz, die man von mir fordert, nicht gewähren.“ Sich auf diese Weise rechtfertigend, würde England den Beifall der ganzen Welt auf seiner Seite haben; denn alle Menschen empfinden mehr oder weniger, daß und warum die Wirk-

lichkeit hinter der Idee zurückbleiben muß. Allein, warum sollten Frankreich, Spanien und Portugal nicht eben so entschuldigt seyn, wenn sie, um den Stillstand des Negerhandels, den England in diesem Augenblick zum Gesetze zu machen strebt, von sich abzulehnen, folgende Argumente gebrauchten? „Wir geben zu, daß es abscheulich ist, Menschen dem Schooße ihrer Familien und ihres Vaterlandes zu entreißen; sie in engen Behältern wie Bestien zusammen zu koppeln; sie durch weite Räume nach Gegenden zu versetzen, die ihnen fremd sind, und ewig fremd bleiben; sie an Kolonisten zu verkaufen, die bisweilen noch barbarischer sind, als ihre Räuber; sie endlich unter Peitschenhieben zu einer Arbeit anzuhalten, die noch erschöpfender ist, als Galeerenarbeit. Allein wie solche Abscheulichkeiten vermeiden, da wir einmal im Besitz von Kolonien sind, die, in ihrem gegenwärtigen Zustande, mehr als jemals einer Bevölkerung bedürfen, welche ihrem Anbau entspricht? Vergeblich würden wir versuchen, die nöthige Arbeit durch Weiße betreiben zu lassen. Eine lange Erfahrung hat darüber entschieden, daß in dem heißfeuchten Klima, in welchem das Zuckerrohr und der Kaffeebaum gedeihen, die Arbeit nicht durch Weiße bestritten werden kann, wenn sie ihr nicht sogleich unterliegen sollen. Verlange also nicht das Unmögliche von uns. Wir können, wenn wir müssen, dem Kolonial-Besitz entsagen; allein, so lange wir noch in demselben sind, ist es eben so unmöglich, auf die Arbeit von Negersklaven Verzicht zu leisten, wie auf die Mittel, welche zum Besitz dieser Neger führen." — Sollte in diesem Raisonnement nicht wenigstens eben so viel Zu-

sammenhang seyn, als in jenem der englischen Regierung? Und wenn dies der Fall ist, warum sollten Frankreich, Spanien und Portugal die Forderung Englands nicht mit eben dem Rechte von sich stoßen, womit sich England selbst gegen die Emancipation der katholischen Irländer setzen würde, wenn sie als Bedingung eines freundschaftlichen Verkehrs gefordert würde?

Am Tage liegt, daß, wenn in dem Negerhandel etwas Unmenschliches und etwas Sündliches liegt, England, als auf denselben Verzicht leistend, davon nichts zu verantworten hat; England selbst weiß dies allzu gut, als daß es jemals in die Versuchung gerathen könnte, sich zum Heiland der Welt aufzuwerfen. Gesetzt nun, die Fortsetzung des Negerhandels wäre für die französischen, spanischen und portugiesischen Kolonieen eben so nachtheilig, wie er es in diesem Augenblick für die englischen zu seyn scheint — warum will England nicht etwas geschehen lassen, was ihm auf alle Weise zu Gute kommen würde? Warum die Abschaffung des Negerhandels zu einem europäischen Staatsgesetz machen? England muß vielmehr das Gegentheil befürchten, und in der Fortsetzung des Negerhandels einen Abbruch ahnen, der ihm, wenigstens im Verlaufe der Zeit, gethan werden könne. Es hat sich genöthigt gesehen, mehrere von den im Laufe des Revolutionskrieges eroberten Kolonieen zurückzugeben: theils weil es dieselben nicht behaupten konnte, theils weil seine übrige Politik dies mit sich brachte. Aber um den Wiederanbau dieser Kolonieen zu verhindern, plaidirt es jetzt die Sache der Neger auf Kosten der Freiheit der Europäer. Besser, als jede an-

dere Macht, weiß es, daß eine Marine Objekt und Basis in Kolonieen hat, und daß Kolonieen für Frankreich, Spanien und Portugal, zum Theil auch für Holland, nur in sofern vortheilhaft sind, als sie von Afrika aus bevölkert werden. Was thut es nun, um sich in dem Besitz einer überwiegenden Seemacht zu erhalten? Es legt die Axt an die Wurzel, indem es den Negerhandel zum Stillstand bringt. Was es mit der einen Hand giebt, das nimmt es mit der anderen. Nur allzu gut weiß es, wie sehr das Uebergewicht in diesem Augenblick auf seiner Seite ist, und wie viel es folglich auszurichten vermag, wenn es ernstlich will. In der That, was sollen die Seemächte thun? England widerstreben, heißt, sich auf einen neuen Krieg gefaßt halten müssen, den man gern vermeiden möchte; England nachgeben, heißt, sich auf einen Punkt von Ohnmacht stellen, wo man des Friedens zwar gewiß seyn kann, aber auch der Mittel entbehrt, wodurch die National-Unabhängigkeit allein mit Erfolg vertheidigt wird. Es ist mehr denn einmal bemerkt worden, daß, seitdem die Sklaverei von Europa gewichen ist, sie zur Erhaltung der Gesellschaft in den europäischen Kolonieen eine neue Grundlage habe erhalten müssen. Wir untersuchen hier nicht, in wiefern dies unumgänglich nothwendig ist; aber faktisch genommen, scheint Europa's Freiheit bisher auf dem Verhältnisse beruht zu haben, worin es durch seine Kolonieen mit Afrika stand, und diesemnach müssen wir noch erst erfahren, wie Europa zu stehen kommt, wenn nach Englands Willen und Wünschen jenes Verhältniß ganz aufgehört hat. Auf die Wiedereroberung von Sanct Do-

mingo hat Frankreich gewissermaßen Verzicht geleistet; und es hat unstreitig um so besser daran gethan, da die Wahrscheinlichkeit bei weitem mehr gegen als für einen glücklichen Erfolg ist. Was aber wird aus den übrigen Kolonieen werden, wenn St. Domingo fehlt? Frankreich ist um so schlimmer daran, weil der Friedens-Traktat mit England es in die Unmöglichkeit versetzt hat, etwas Wesentliches sowohl für die Vertheidigung, als für den Anbau seiner Kolonieen zu thun. Der Discretion Großbritanniens sind sie unter allen Umständen Preiß gegeben. Dies aber muß von jedem Gedanken eines größeren Aufwandes, sey es zu ihrer Vertheidigung, sey es zu ihren Wiederanbau, abschrecken. Es giebt, wie es scheint, jetzt nur noch ein Mittel, Freiheit und Unabhängigkeit zu retten; nämlich: gänzliche Verzichtleistung auf allen Kolonial-Besitz in dem Sinne, worin dies Wort bisher genommen wurde; und da diese nur dann möglich ist, wenn man den Anbauern der Kolonieen mit der Freiheit ein Vaterland giebt, so muß man sich zu diesem großmüthigen Opfer entschließen, und im Uebrigen die Vorsehung walten lassen.

Wäre es England bei seinen Bemühungen um den Stillstand des Negerhandels um ein höheres Maaß von Europäischer Freiheit zu thun, und befände es sich überhaupt in dem Falle, solche ohne seinen Nachtheil befördern zu können: so böte sich für eine so hochherzige Denkungsart, als man ihm gern zuschreiben möchte, ein Gegenstand von ausgezeichneter Wichtigkeit dar. Dies wäre die Aufhebung — der Seeräuberei im Mittelländischen Meere. Seit Jahrhunderten dauert dies Unwesen; aber

England sieht ihm ruhig zu, vollkommen damit zufrieden, daß es nicht ein Gegenstand desselben ist. Es stände vollkommen in seiner Gewalt, jene Raubnester zu zerstören, welche dem Handel Spaniens, Portugals, Italiens so gefährlich sind; und wenn der Grundsatz, daß in der uneingeschränktesten Freiheit des Handels der Vortheil Aller liegt, der seinige wäre: so bedürfte es keiner Aufforderung von außen her, um ein so wohlthätiges Werk durchzusetzen. Allein England hat sich immer dem Verdachte ausgesetzt, daß es die Seeräubereien im Mittelmeer nicht ungern sehe; und dieser Verdacht lastet, seitdem es sich der Neger auf eine so auffallende Weise angenommen hat, nur desto schwerer auf ihm.

Bei dem sehr geringen Antheil, welchen die Deutschen an dem Welthandel nehmen, ist nichts natürlicher, als daß England ihnen fortdauernd in dem vortheilhaftesten Lichte erscheint. Aber sind sie die kompetenten Richter über England, und können sie es jemals werden? Ihre eigene Bescheidenheit sollte sie abhalten, es seyn zu wollen; sie sollten nur Thatsachen sprechen lassen, und diejenigen Nationen nicht blindlings verdammen, welche behaupten: jede fremde Wohlfahrt sey ein Gegenstand des Hasses und der Eifersucht für den Engländer, und jedes fremde Glück berechne er sich als eigenen Unfall; gleich einem Geizigen begehre er, auf einem Geldhaufen sitzend, noch den letzten Thaler, den er in der Hand eines Unglücklichen erblickt habe; sein Vaterland solle der Mittelpunkt des Welthandels und die einzige Manufaktur-Stätte der Welt seyn, ungehindert aus allen Quellen schöpfen, und sich mit derselben Frei-

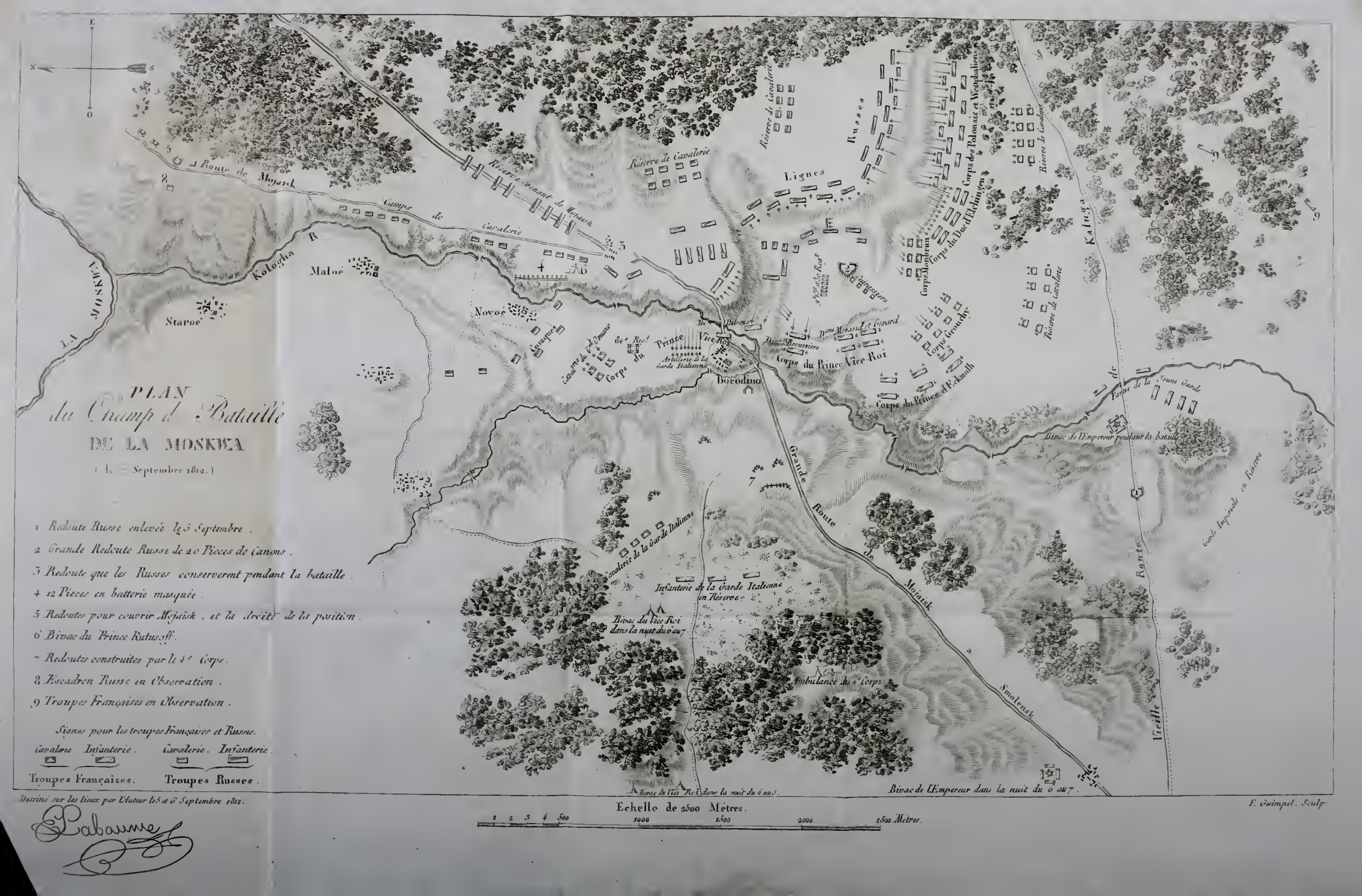
heit über Alles ergießen. Mag in diesen Urtheilen etwas Uebertriebenes seyn; mag eine auf den inneren Verhältnissen des großbritannischen Reichs beruhende Nothwendigkeit das Eine und das Andere in dem Verfahren der Engländer entschuldigen: immer ist und bleibt so viel ausgemacht, daß es eine unverzeihliche Thorheit seyn würde, die Engländer — wie es nur allzu häufig geschieht — zu vergöttern, und allen ihren Handlungen die edelsten und reinsten Beweggründe unterzulegen. Auch für Völker findet der Grundsatz Statt:

— Vitiis nemo sine nascitur: optimus ille est,
Qui minimis urgetur.

Unterdeß kann man die Vorsehung walten lassen. Jeder Vorschritt zum Besseren hat unberechenbare Folgen, die sich über kurz oder lang einstellen. Wie eigennützig auch die Bewegungsgründe seyn mögen, welche England zur Aufhebung des Negerhandels bestimmen: die Sache selbst ist gut, und ihre Rückwirkungen werden nicht ausbleiben. In wie fern sie durchaus vortheilhaft für England ausfallen werden, dies müssen wir von der Zeit erwarten. Vielleicht verk-nnt sich England, wenn es den Beruf fühlt, den alten gesellschaftlichen Zustand in und außer Europa verbessern zu wollen; denn wird es im Stande seyn, seine bisherige, gewiß nicht fehlerlose, Eigenthümlichkeit beizubehalten, wenn seine ganze Umgebung verändert ist? Es geschehen jetzt Dinge, die, wie gleichgültig sie auch dem wenig unterscheidenden Auge der großen Menge erscheinen mögen, eine Zukunft in sich tragen, welche von allem, was jetzt noch das Eigenthümliche der europäischen Welt ausmacht, sehr wenig in

sich schließen wird. Die Gährung, welche seit ungefähr vier und zwanzig Jahrrn unter die Nationen gekommen ist, kann nicht eher aufhören, als bis die Nationen sich in ein Gleichgewicht gesetzt haben, welches mit dem, was man bisher so nannte, kaum eine entfernte Aehnlichkeit hat. Immer ist es der Fall gewesen, daß, in einer besonderen, wenig gekannten, Kraft des menschlichen Geschlechts unendlich mehr geschehen ist, als Diejenigen beabsichtigten, die sich zu Leitern der Dinge aufwarfen; und wenn irgend etwas für das Daseyn einer alles umfassenden Vorsehung spricht, so ist es gerade dies. Darum noch einmal: vertrauen wir der Vorsehung, welche alles, was die Kurzsichtigkeit des Menschen Gutes oder Böses will, zum Besten kehrt! Die Interessen des Augenblicks verschwinden mit dem Augenblick; aber es giebt ein Ewiges, das von ihm ganz unabhängig ist.


9
9


PLAN
du Champ de Bataille
DE LA MOSKWA
Septembre 1812.
1 Redoute Russe enlevée le 5 Septembre.
2 Grande Redoute Russe de 20 Pieces de Canons.
3 Redoute que les Russes conserverent pendant la bataille.
4 12 Pieces en batterie masquée.
5 Redoutes pour couvrir Mojaïsk, et la droite de la position.
6 Bivac du Prince Kutusoff.
7 Redoutes construites par le 4e Corps.
8 Escadron Russe en Observation.
9 Troupes Françaises en Observation.
Signes pour les troupes Françaises et Russes.
Cavalerie. Infanterie. Cavalerie. Infanterie.
Troupes Françaises. Troupes Russes.
Dessiné sur les lieux par l'Auteur le 5 et 6 Septembre 1812.
Labaume
F. Guimpel. Sculp.
Echelle de 2500 Mètres.
1 2 3 4 500 1000 1500 2000 2500 Mètres.
N
S
E
O
LA MOSKWA
Kologha R.
Route de Mojaisk
Corps de Cavalerie
Réserve venant de Mojaisk
Réserve de Cavalerie
Lignes
Russes
Maloé
Staroé
Novoé
Cosaques
Borodino
Vice-Roi
Artillerie de la Garde Italienne
Corps du Prince Vice-Roi
Corps du Prince d'Eckmuhl
Corps Grouchy
Corps du Duc d'Elchingen
Corps des Polonais et Westphaliens
Réserve de Cavalerie
Kaluga
Bivac de l'Empereur pendant la bataille
Garde Impériale en Réserve
Grande Route de Mojaisk à Smolensk
Vieille Route de
Cavalerie de la Garde Italienne
Infanterie de la Garde Italienne en Réserve
Bivac du Vice-Roi dans la nuit du 6 au 7
Ambulance du 4e Corps
Bivac du Vice Roi dans la nuit du 4 au 5
Bivac de l'Empereur dans la nuit du 6 au 7.

